This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

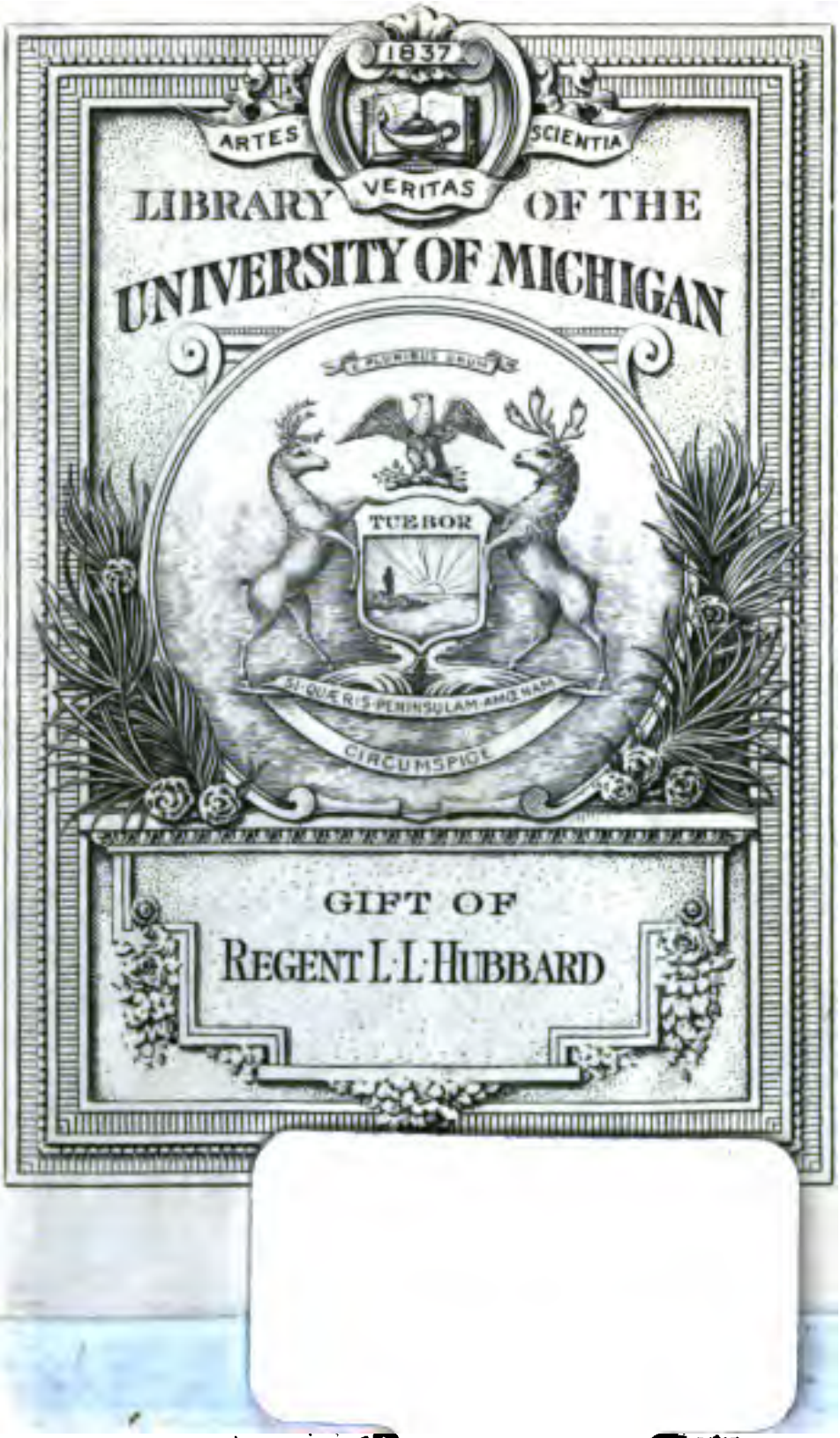
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L·L·HUBBARD

G
160
.373

UNIV. MICH.

Pacha-Chui
Oberhaupt der Patagonen.

TASCHENBUCH

DER

REISEN,

oder

unterhaltende Darstellung

der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht

der Länder – Menschen – und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern

von

E. A. W. von ZIMMERMANN.

Siebenter Jahrgang.

Mit 12 Kupfern und 1 Karte

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

1808.

D 3-8-27 R3

gift
Regent L. L. Hubbard
1-23-29

Vorrede.

Schwerlich konnte, für den Inhalt des diesmaligen Taschenbuchs der Reisen, ein paßlicherer Zeitpunkt eintreten, als der gegenwärtige. Eine kurze Uebersicht von Brasiliens Länder- und Produktenkunde, so weit ihre Gegenstände uns bis jetzt bekannt sind, muß wohl jedem in dem Augenblicke willkommen seyn, da gleichsam die Würfel noch in dem Becher liegen, die es völlig entscheiden werden,

ob der Beherrscher von einem der schönsten Länder Europens seinem väterlichen Erbe freiwillig entsagen wird, um ein auf tausend Meilen jenseits des Meeres entlegenes Reich statt dessen auf beständig zu seinem Königssitze zu wählen. Selbst weun aber auch Anhänglichkeit an das Land der Vorfahren, Vorspiegelung von Verlust und Gefahr, falsche Gegeneinanderstellung des Werths beider Länder, den Regenten Portugals bestimmen sollten, Europa vorzuziehen, so lohnt es doch stets der Mühe, ein unkultivirtes Land näher zu kennen, das eine Zeitlang werth schien, dem kultivirten reizenden Portugal zum Gegengewicht zu dienen.

Und da wird selbst das Wenige, was dieses Taschenbuch, nach den gültigsten und neuesten Berichten, davon darlegt, sofort zeigen, wie

unbestimmbar groß Brasiliens Vorzüge wirklich sind.

Bei der geringen Kenntniß des Binnenlandes hielt ich es nicht schwer, alles Wissenswerthe in ein Paar Bogen zusammendrängen zu können; allein ich fühlte bald meinen Irrthum; selbst die hier damit angefüllten 135 Seiten mußten, um nicht zu weitläuftig zu werden, noch manches unberührt lassen.

In naturhistorischer Hinsicht, also in Hinsicht auf die Produkte des Landes, darf ich jetzt dem Leser eine noch heiterere Aussicht zeigen, als die, welche S. 34 bereits eröffnet ist. Der von dem Herrn Grafen Hofmannsegg zur Erweiterung der Naturhistorie nach Brasilien gesandte Naturalist Herr Sieves, hat bereits seine scientifische Reise glücklich beendigt und wird die Resultate

ſelbſt bekannt machen. Jener edle Deutſche hat aber noch weit wichtigere Mittel zur Erreichung ſeines Zwecks in Bewegung geſetzt. Einem Mann von Talenten, einem gebornen Braſilianer und Eigenthümer dortiger anſehnlichen Beſitzungen, Herrn Francesco Agoſtino Gomez, der ſich zugleich mit dem Herrn Grafen in Liſſabon befand, flößte dieſer die entſchiedenſte Vorliebe für Naturkenntniſſe ein, unterrichtete ihn ſelbſt, und bewirkte dadurch, daß dieſer, da er ſodann nach Braſilien zurückkehrte, und ſich der Naturhiſtorie ganz widmete, von Bahia aus die ſchätzbarſten Nachrichten über die vielen unbekannten, oder nur von ältern Naturaliſten mit geringerer Sachkunde beſchriebenen Produkte ſeines Vaterlandes dem Grafen mittheilt. Bald werden dieſe Schätze ſyſtematiſch bearbeitet, durch den Herrn Grafen ſelbſt

und durch den, als vorzüglichen Naturalisten rühmlichst bekannten Herrn Dr. Illiger, dem Publikum vorgelegt werden.

Die Gründe für die Wichtigkeit von Brasiliens Handel werden noch einleuchtender, wenn man zu dem, was darüber S. 133 bereits gesagt ist, noch hinzusetzt, daß die nutzbaren Bayen von St. Paul und St. Pedro der Südspitze von Amerika nicht sehr entfernt liegen; daß mithin die Brasilianer sofort in der besten Jahreszeit ins große Südmeer, und hierdurch nach Australien, den Molukken, China und ganz Ostindien gelangen können, und auf die Weise der spanischen Etablissements gar nicht bedürfen.

Ich habe in einer eigenen Schrift, die zwar nicht für dieses Taschenbuch geeignet ist, alles hieher gehörige zusammengefaßt, sie verweiset indeß

[illegible] Tagebuch; in Kurzem wird sie bekannt [illegible]

Patagonien etwas genauer durchzugehen, schien [illegible] nöthig, weil überhaupt dies Land nur wenig bekannt ist, und weil gerade hier die merkwürdige Menschenrace vorkommt, über deren Daseyn und Natur von den angesehensten Schriftstellern so viel gestritten worden ist. Schon vor 30 Jahren suchte ich (in der geographischen Geschichte des Menschen) darzuthun, daß sowohl das Klima des Vaterlandes dieser großen Menschenrace der Patagonen, als auch ihre Statur, mit dem Klima und der Statur unserer Vorfahren zu den Zeiten der Römer, beinahe völlig zutraf; auch die Vergleichung der Längen-Maaße, die uns von den Römern noch übrig sind, tragen vieles zu den Beweis bei.

Zugleich darf ich hier noch nachholen, daß der Name Patagonen schon von dem ersten Weltumsegler Magelhaens herrührt. Er ward dazu veranlaßt durch die Schuhe oder Pantoffeln, welche einige dieser großen Nation trugen, und wozu sie die Pfoten der Thiere unbereitet benutzt hatten, da Pata im Spanischen eine Thierpfote oder Tatze heißt.

Mit diesem Jahrgange ist nun Amerika beendigt und der folgende wird durch einen schicklichen Weg zu unserm Continente hinüber führen; ich werde aber eine allgemeine Uebersicht der gesammten Neuen Welt vorangehen lassen.

Auch wünsche noch zu dem, was von dem Lande der Patagonen gesagt ist, hinzugefügt zu sehen, daß am südwestlichen Theile von Patagonien, etwa gegen den 52sten Breitengrad, noch ein

Vulcan existirt, der den Namen Volcan de los Gigantes führt; wahrscheinlich wegen der Sage einer dortigen Riesenaction.

Uebrigens darf ich hoffen, daß man diesen Jahrgang, welcher unter Unruhen und öfterer Kränklichkeit geschrieben ist, mit besonderer Nachsicht beurtheilen werde.

Anzeige des Inhalts.

	Seite
Brasilien.	5 bis 155
Dessen Entdeckung, Größe, Bildung, Bewässerung, Klima. . .	5 — 13
Die Küsten; Fernambuc; das Färbeholz und dessen Werth . . .	14 — 16
Bahia; St. Salvador; dortige erste Kolonie.	16 — 20
Dortiger Handel, Wallfischfang und dessen Werth	20 — 22
Tabakshandel von Cocheira. . .	23
Porto Seguro.	24 — 25
Rio Janeiro (Hauptst. Brasil.) .	26 — 60
Schöner Aquäduct.	28

	Seite
Insel St. Catalina und dortiger Wallfischfang.	30 bis 51
Kolonie von St. Paul. . .	52
Reise des Deutschen Wilhelm Glimmer.	56 — 58
Die Bergländer und Minen. .	58 — 59
Natur und Förderung der Erze, besonders der edeln Metalle. .	59 — 41
Die Diamant-Varietäten, Schleifen; welches die Größten, wie man sie schätzt.	45 — 52
Diamant-Minen.	52 — 55
Jährlicher Ertrag der Brasilianischen Diamant-Minen und Versendung. .	55 — 57
Sonstige Edelsteine.	57
Reichthum und Merkwürdigkeit der dortigen Flora	58 — 61
Schönheit und Sonderbarkeit der Vögel, die Toucane, der Ahinga. .	62 — 65
Einige merkwürdige Quadrupeden. .	67 — 70
Giebt es wohl Meermenschen? . .	70 — 71
Brasiliens Originalbewohner; ihre Sprache; Gastfreiheit, Religion, Sage von einer großen Ueberschwemmung	73 — 86
Ihre Kriege; regelmäßige Verspeisung	

	Seite
eines Gefangenen durch seine eigene Frau.	86 bis 94
Behandlung der Kranken und der Leichen.	97 — 98
Die in Brasilien Angesiedelten; die Fremden; Entstehung der ersten portugiesischen Colonie.	98 — 102
(Merkwürdige Impfungen auf den Borromäischen Inseln.)	102 — 103
Intoleranz, und sonderbare Anklage Gottes durch einen Jesuiten.	103 — 107
Harte Behandlung der Colonien und drückende Monopolien.	107 — 161
Neger Brasiliens.	112 — 114
Werth aller ausgeführten Waaren.	115
Unbedeutenheit derselben in Vergleich mit dem engl. Westindien.	115 — 116
Geringe Population in Vergleich mit den neuen amerikanischen Freistaaten.	117 — 118
Große Unbekanntheit des Binnenlandes	119
Politische Eintheilung und Einrichtung Brasiliens.	121 — 125
Häusliches Leben der dortigen Portugiesen.	125 — 128

	Seite
Oeffentliche Vergnügungen.	128 bis 131
Schlechter Zustand der Wissenschaften.	131 — 132
Hoher Werth des Handels überhaupt, und Aussichten für Brasilien.	133 — 134

Chile (Tschile).

Lage, Größe, Gränze.	135 — 138
Gebirge, Vulkane, Flüsse, Temperatur.	138 — 143
Mineralien, besonders edle Metalle, und ganzer jetziger Werth.	143 — 152
Merkwürdige Pflanzen, Färbepflanzen und eßbare.	152 — 159
Quadrupeden nach Azara und Molina.	160 — 170
Vögel und übrige merkwürdige Thiere.	170 — 179
Inseln von Chile.	180
Juan Fernandez, dortige Flora und Fauna.	180 — 183
Der Seelöwe und seine Polygamie.	184 — 186
Geschichte Alex. Selkirks, bekannt als Robinson Crusoe.	188 — 198

	Seite
Wann würde der isolirte Mensch seine Muttersprache verlernen?	194 bis 197
Wilde Nationen von Chile.	200 — 215
Die dort Angesiedelten; die Spanier.	215 — 217
Van Covers Reise nach der Hauptstadt St. Jago.	218 — 221
Dessen und la Peyrousens Aufnahme.	223 — 224
Trachten und Belustigungen.	225 — 228
Behandlung dieser Colonie vom Mutterlande.	229 — 232
Handel.	232 — 233
Cujo oder Ost-Chile.	234 — 238

Patagonien.

Traurige Ansicht des Landes; Größe und Bildung.	238 — 241
Unglückliche Excursion der Engländer ins Binnenland.	241 — 245
Das Südlicht.	246
Patagonisches Zimmt (Winters Rinde).	249 — 250
Die Falklands-Inseln (Isles Malouines).	254 — 257
Der Penguin.	257 — 258
Die Culpea, antarctische Fuchs.	260

	Seite
Terra del Fuego, seine traurige Ansicht	264 bis 268
Die Bewohner Patagoniens; die Patagonen oder Tehuelhets, ihre große Statur, Sitten ꝛc. . .	268 — 278
Ueber das Daseyn der Cesareer. .	279 — 281
Die Feuerländer, die Pescherähs, ihre elende Gestalt.	282 — 288

Erklärung der Kupfer.

1. Das Titelkupfer zeigt, nach Pernettys Voy. aux Isles Malouines, den Pacha-Chui, den Chef eines Volksstamms der Patagonen. Man sieht ihn in der ausgezeichneten Kleidung, wie er S. 274 beschrieben ist und mit der Steinschleuder in der Hand; in der Ferne seinen treuen Hund, der, den Zaum des Pferdes im Maul, es bewacht. Ein französ. Officier steht dem Pacha-Chui zur Seite, um den Unterschied zwischen beiden bemerklich zu machen.

2. Großer Aquäduct von Rio Janeiro, S. 28. Aus Barrows Voyage to Cochinchina. Lond. 1806. 4.

3. Aussicht der Insel St. Catharina bei Brasilien, S. 50, nach Voyage de la Perouse autour du Monde. Atlas.

4. Der Toucan. Ramphastos Piscivorus L. S. 64. Nach Catesby.

5. Der Anhinga. Plotus Anhinga L. S. 65. Nach Latham.

6. Der Coendu. Hystrix prehensilis L. S. 68. Nach Schrebers Säugthieren.

7. Der Condor. Vultur Gryphus. S. 175. Nach de Humbold Voyage observat. de Zool. et d'Anatom. 2me Cahier.

8. Der Seelöwe, Mann und Weib. Phoca leonina L. S. 186. Nach Anſons Reiſe um die Welt.

9. Trachten in Chile (Tſchile), S. 224. Nach la Perouse Voy. aut. du Monde. Atlas.

10. Chriſtmas Hafen auf Kerguelens Land, S. 259. Nach Cooks (3d.) Voy. to the Pacific Ocean. London 1784. Atlas.

11. Commodore Byrons Zuſammenkunft mit den Patagonen, S. 271. Nach Hawkesworth Account of the Voyages. T. I.

12. Die Feuerländer, Peſcherähs, S. 287. Nach Cooks (3d.) Voy. to the Pacific Ocean. Atlas.

13. Die Karte von Südamerika iſt ein Nachſtich derjenigen, welche das Induſtrie-Comptoir in Weimar 1806 davon geliefert hat, nur ſind die Namen mehrerer Völkerſchaften hinzugeſetzt; da die v. Humboldſchen Karten noch nicht bekannt gemacht ſind, ſo ſchien dieſe für unſre Abſicht am zweckmäßigſten; indeß zeigt die frühere Karte des Induſtrie-Comptoirs von Weimar einige nicht unbedeutende Verſchiedenheiten.

Brasilien.

7. Der Condor. Vultur Gryphus. S. 175. Nach de Humbold Voyage observat. de Zool. et d'Anatom. 2me Cahier.

8. Der Seelöwe, Mann und Weib. Phoca leonina L. S. 186. Nach Anſons Reiſe um die Welt.

9. Trachten in Chile (Tſchile), S. 224. Nach la Perouse Voy. aut. du Monde. Atlas.

10. Chriſtmaß Hafen auf Kerguelens Land, S. 259. Nach Cooks (3d.) Voy. to the Pacific Ocean. London 1784. Atlas.

11. Commodore Byrons Zuſammenkunft mit den Patagonen, S. 271. Nach Hawkesworth Account of the Voyages. T. I.

12. Die Feuerländer, Peſcherähs, S. 287. Nach Cocks (3d.) Voy. to the Pacific Ocean. Atlas.

13. Die Karte von Südamerika iſt ein Nachſtich derjenigen, welche das Induſtrie-Comptoir in Weimar 1806 davon geliefert hat, nur ſind die Namen mehrerer Völkerſchaften hinzugeſetzt; da die v. Humboldſchen Karten noch nicht bekannt gemacht ſind, ſo ſchien dieſe für unſre Abſicht am zweckmäßigſten; indeß zeigt die frühere Karte des Induſtrie-Comptoirs von Weimar einige nicht unbedeutende Verſchiedenheiten.

Brasilien.

Abermals ein Monument des allgewaltigen Zufalls! ruft der Fatalist mit dem Plinius aus. Ein Sturm zwingt den Ostindienfahrer, Pedro Alvarez Cabral (im April 1500), da er die Windstillen vermeiden will, die oftmals unweit Afrika die große Reise verzögern, an einer im Westen sich zeigenden Küste einzulaufen, und Brasilien ist entdeckt.

Er fand sich unter dem 15ten Breitengrade in einem sichern Hafen, und gab ihm daher den Namen Porto Seguro. Noch jetzt sind die dortigen Portugiesen stolz darauf, den Fleck der ersten Entdeckung des großen Landes zu bewohnen. Sie bewahren daher mit großer Ehrfurcht das Kreuz, welches Cabral zum Zeichen der Besitznahme des Landes für Portugal, unter einem schattigen Baume, errichtete, und diese Ceremonie durch ein Hochamt bei Musik und unter dem Donner des Geschützes feierte.

Die erstaunten Indier strömten dem unerhörten Schauspiele hinzu, und mehrere ließen sich, gleichsam vom Zauber ergriffen, auf der Stelle zu Christen taufen.

Dies heilige Kreuz lieh dem entdeckten Lande anfänglich den Namen Santa Cruz; König Emanuel soll ihn in den heutigen verwandelt haben, da die brennende Farbe des dort entdeckten treflichen Brasilienholzes (von Brazas, Feuerglut), damals das wichtigste Produkt, viel Aufsehen erregte.

Welch ein hartes Schicksal für den großen Colon, jetzt durch einen Windstoß ein ungeheures Continent entdeckt zu wissen, das seinen Talenten, seinem Fleiße und seiner eisernen Beharrlichkeit und Duldung allein zuzugehören schien; denn war es nicht ein Geringes, südwärts des von ihm entdeckten Westindiens weiter zur Küste hinab zu steuern und sich hiermit das gesammte Süd-Amerika tributair zu machen?

Brasiliens Lage, seine Einfassung vom Meere, seine Bewässerung, ja großentheils die Gebirgsrücken der Grenzen, zeigten bereits einem der vorzüglichsten Erdbeschreiber älterer Zeiten, dem Piso, die Aehnlichkeit dieses treflichen Landes mit Peru.

Wirklich ist es gleichsam das Peru des atlantischen Oceans, und wir werden bald sehen, daß, wenn gleich die Natur überall unerschöpflich an Abwechselung in ihrem Reichthum ist, so hat sie dennoch auch vieles in

der Bildung des Innern beider Länder und ihrer Erzeugnisse einander ähnlich gelassen.

Von fast dreieckiger Form, wobei die Grundlinie gegen den Maranon liegend gedacht wird, hat Brasilien wahrscheinlich die erstaunliche Ausdehnung von mehr als 90tausend Quadratmeilen. Wie ließe sich nämlich hierüber bei einem Lande etwas mit Genauigkeit bestimmen, in welchem die Eifersucht der Portugiesen fast jeden mit dem Tode straft, der es wagt, ohne Erlaubniß nur eine Meile von der Küste in sein Inneres vorzudringen?

Gegen die Wuth des Meeres findet sich dies Land auf eine haushälterische Weise geschützt. Ein hie und dort unterbrochener Wall, von festen, schroffen Felsen, ein Rief, mehr als 15 Toisen breit, läuft flach unter dem Meere theilweise, fast längs der ganzen Küste, hinab, und bricht die übermüthige Welle. Wahrscheinlich brachte die Natur, gewohnt durch die einfachsten, ja dem Auge höchst unbedeutend scheinenden Mittel die größten Phänomene hervorgehen zu lassen, auch hier diese mächtige Schutzwehr durch ein fast mikroscopisches Gewürm zu Stande.

Der Corallenbewohner, der viel hundert bedeutende Inseln im Weltmeere hervorgehen läßt, ist wahrscheinlich auch der Baumeister dieses großen Werks. Die Bemerkung des Piso scheint dies noch mehr zu bestätigen; denn ihm zufolge führte man mit diesem Ge-

stein, vermuthlich Kalchstein, die schönsten Gebäude in Olinde und Paria auf.

Um Brasilien mit Peru genauer vergleichen zu können, müßte man dort noch einen beträchtlichen Theil von Chili hinzudenken. Brasilien beginnt zwar, so wie Peru, nicht weit von dem Aequator, allein gegen Süden läuft es tiefer hinab; denn man darf die hieher gehörigen Besitzungen der Portugiesen fast bis zu der Mündung des la Plata Flusses rechnen.

In einem Lande der heißen Zone, das über 800 d. Meilen längs dem Meere fortgeht, das sich, wenn man es in Westen durch den Javari-Fluß begrenzen läßt, gegen 500 der Länge nach ins Innere erstreckt, und dabei vielfach von hohen Gebirgen überlaufen ist, was für einen Reichthum und Mannigfaltigkeit von Produkten darf man nicht darin erwarten!

Eben diese Lage längs dem Meere und jene Gebirge, die wir nebst ihren Erzeugnissen weiterhin genauer werden kennen lernen, bringen dann eins der schönsten Klimate hervor. Der Seewind kühlt eben sowohl die Luft, als der Wind vom Gebirge herab. Selbst wenn die Sonne dort in den Wendekreis trat, also lothrecht stand, fühlte Barrow keine übermäßige Hitze. Gewöhnlich fand er das Thermometer zwischen 76 und 84 Gr. Fahr. Die Morgen, bis zum Aufgang der Sonne, sind sehr frisch, ja selbst deshalb gefährlich. Dies wissen die Ureinwohner, die Indier; deshalb

unterhalten sie in ihren Cabanen stets nächtliche Feuer. Die Nächte haben dort im Sommer noch die äußerste Unannehmlichkeit, daß die ungeheure Menge Insekten fast alle Ruhe verscheuchen. Scolopendern, Tausendfüße, Scorpionen setzen besonders den Fremdling stets in Schrecken, während daß alles um ihn her von Lichtfliegen (Lampyris) leuchtet, eine höchst widrige Grille sein Ohr unabläßig ermüdet, und die unzählbaren Schwärme der giftigsten Musquitos ihm das Blut aussaugen, ja fast alle Theile des Körpers durch brennende Geschwulst auf das häßlichste entstellen.

So wie bei den übrigen Ländern der Tropen, hat Brasilien gleichfalls nur zwei Jahreszeiten; die nasse und die trockene. Im dortigen Sommer, dem unsrigen fast entgegengesetzt, ist die Hitze eben so groß, wie die Nässe. Der Winter ist zwar gleichfalls sehr warm, aber trocken. In dieser guten Jahrszeit stürmt das Meer so selten, daß die Fischer es wagen dürfen, mit schlecht zusammengefügten Kähnen, Canoes, oft Meilen weit das Ufer zu verlassen. In Nacht überzieht das Meer ein Phosphorglanz. In der trockenen Jahreszeit trübt sich nur selten die Atmosphäre. Die Wolken sind sparsam und lichte; oftmals zeigen sich in der Nacht Blitze. Sonst ist der Himmel heiter; man liest beim Mondenlicht; dem Astronomen bleibt hier Urania beständig günstig; allein die Eifersucht der

Regierung ließ sie bis jetzt vergebens auf ihren Günstling warten.

Wie treflich ist nun ferner die innere Bildung des Landes für den, der es zu benutzen versteht! Die Bewässerung ist außerordentlich reich. Die größten Ströme, welche sich in den Maranon von Süden her einmünden und bereits als dessen Arme beschrieben sind *). Z. B. der Purus, der Madeira, der Topoyosu, der Xingu und andere gehören hauptsächlich zu Brasilien. Die beiden ersten setzen es mit Peru in Verbindung. Für die Verbindung des Binnenlandes mit dem Atlandischen Meere sorgte gleichfalls die Natur durch viele ansehnliche Flüsse. Gegen den Aequator hin zeigt sich zuerst der Gran Para. Er bildet mit der Mündung des Amazonen-Flusses die große Insel Marajo oder de Juànes, und mehrere Meilen weit von seiner Mündung giebt er jenem giganten Strome, in Rücksicht seiner Größe, nicht viel nach.

Diese außerordentliche Wassermasse führt ihm aber hauptsächlich der Tocantin zu, welcher, den neuern Karten zufolge, sehr südlich in den Gebirgen, die wir kaum den Namen nach kennen, schon unter dem 19ten oder 18ten Br. Grad seine Quellen hat. Bei seinem langen Wege von mehr als 250 deutschen Meilen, nimmt

---

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

er verschiedene ansehnliche Flüsse auf, und hierunter ist der Araguaya, der da weiter in Westen mit ihm fast unter gleicher Breite entspringt, der bedeutendste. Vor seiner Einmündung in den Tocantin durchläuft er bereits auf zehn Breiten-Grade, also sicher über 150 Meilen.

In diesen obern nordöstlichen Gegenden ist daneben die Küste von sehr vielen kleinern Flüssen durchschnitten. Laet beschreibt drei derselben, die nur allein gegen die nicht sehr bedeutende Insel Maragua in der Provinz Guayra, ausströmen, als so beträchtlich, daß einige darunter an ihrer Mündung mehrere Stunden in der Weite halten.

Es wäre zweckwidrig, ja ermüdend, die große Anzahl der Flüsse hier aufnehmen zu wollen, die aus dem Binnenlande weiter in Süden, von Nordosten und Osten, sich ins Meer ergießen. Allein der Paranaibo und Acuracu, noch weit mehr aber der St. Franciscus-Fluß verdienen eine besondere Erwähnung. Die erstern kommen nur aus einem von der Küste nicht sehr entfernten Grenz-Gebirge der Provinz Fernambuc, durchlaufen indeß mehrere Breitengrade, und endigen sich mit sehr ansehnlichen Mündungen.

Bei weitem wichtiger ist aber dagegen der St. Franciscus-Fluß. Tief aus den südlichen Gebirgen der Minas Geraes nimmt er seinen Ursprung, und es war ein Deutscher, Wilhelm Glimmer, von des-

sen Reise wir weiter unten zu reden Gelegenheit finden werden, der die Quellen dieses großen Stromes glaubt gefunden zu haben. Indeß entspringen sie doch, den neuesten Karten zufolge, wohl höher hinauf nach Norden gegen den 21sten Br. Grad, in dem metallreichen Berglande. Nur auf einige der feinsten östlichsten Wurzeln des großen Stromes könnte unser Landsmann bei seiner Reise gestoßen seyn. Was kann der St. Franciscus-Fluß, da er sich bogenförmig bis zu dem 10ten Breitengrade erhebt, und schon unter dem 13ten durch beträchtliche Seitenzweige sehr ansehnlich geworden ist, dereinst dem besser benutzten Brasilien für ein bedeutender Handelskanal werden, wenn gleich etwas nördlicher gegen den 10ten Grad bei seinem Durchgange zwischen Felsen ein Wasserfall bis jetzt die Beschiffung schwierig macht. Er soll sich, Holländischen Nachrichten zufolge, durch zwei Mündungen, einigen Inseln gegenüber, in den Ocean ergießen, die neueren Karten zeigen nur eine. Giebt es nun weiter nach Süden hinab, längs der Küste, auch keinen Fluß, der sich durch einen eben so weit verbreiteten und tief in die Ferne gewurzelten Stammbaum mit diesem großen Strome messen dürfte, so findet sich dennoch Brasilien von vielen ansehnlichen Flüssen, die aus näher liegenden Gebirgrücken entspringen, bewässert. Daß einige den ersten Entdeckern durch ihre Bedeutenheit auffielen, zeigen noch ihre Benennung, z. B. Rio Real, Rio

grande, und vom letzteren Namen giebt es Mehrere. Wirklich ist das Flußgebiet des letzteren, Rio grande, der auch St. Peters-Fluß benamt wird, sehr ansehnlich, da es, einigen Karten zufolge, fast 5 Breitengrade befaßt, und sich mit einem beträchtlichen Einschnitt des Meeres endigt.

Wie groß ist nun daneben die Anzahl derjenigen Flüsse des Binnenlandes, die sich in den Parana, also in den mächtigen la Plata, vornehmlich aber in den Uruguay, ergießen, und hierdurch Brasilien mit jenen großen Besitzungen der Spanier in Verbindung setzen? Dieses südlichere Binnenland hatte bereits der ältere Bu a ch e, obgleich damals unsere Kenntniß von Süd-Amerika noch viel weiter zurückstand, als einen hohen Erdbuckel, ein Plateau, angesehen, das dann, wie die ihm ähnlichen übrigen Bergebenen der Erde, dem Continente zu einer segensreichen Mutter der Bewässerung diente.

Ein Blick auf die Karte zeigt nämlich, daß zwischen den 12ten und 18ten Graden südlicher Breite und den 320sten bis etwa 328sten Längen-Grade von Paris, ein schief laufender, flacher, vielleicht durch höhere und niedere Gebirge schattirter großer Erdbuckel, gelegen ist. Hierin scheinen sich, allen bis jetzt bekannten Nachrichten zufolge, die Wurzeln der ungeheuern Ströme zu verlieren, die sowohl gegen Norden zum Amazonen-Fluß, als gegen Süden in das atlantische Meer eilen,

ja selbst mögen die Seitenzweige des Franciscus-Flusses hier ihren ersten Ursprung nehmen. In diesen Campos de Paresis und den etwas südlichern Matto Grosso zeigen sich, außer einigen der kleinsten östlichsten Seitenzweige des Madeira, die ersten weit auseinander gespreißten Adern, des Topoyoau, ferner des großen Xingu, des Araguayra, des Tocantin, und südlich des Paragay, des Parana und Uruguay.

Die Produkte dieses Berglandes versparen wir auf das folgende. Vorerst hier die Nutzbarkeit des etwas besser bekannten Küstenlandes. Brasiliens Küste hat die Natur auf eine sehr nützliche Weise eingeschnitten, und dadurch mehrere Häfen und Landungsplätze hervorgebracht. Jene große Insel Juanes, oder Marajo, die die Zusammenkunft der mächtigen Ströme, des Amazonen-Flusses und des Para's, bildet, enthält zugleich den Landungsplatz für die Waaren der ungeheuren, aber verhältnißmäßig dürftigen Provinz Para, deren Grenze sich sogar bis zum Yavari, also über 300 deutsche Meilen nach Westen erstreckt. Die Hauptstadt selbst liegt, nach Condamynen, 3 Stunden 24 Minuten westlicher als Paris unter 1° 28 südl. Breite. Sie gewährte dem seltnen Manne, als er seine Reise längs dem Amazonen-Flusse beendigt hatte, einen schönen Anblick. „Wir glaubten, sagte er, uns nach Europa „versetzt zu sehen. Hier war eine große Stadt, gerade

„Gassen, schöne Häuser, die seit mehrern Jahren von „Stein erbaut sind, prächtige Kirchen. Der unmittel„bare Handel mit Lissabon macht es den Einwohnern „leicht, sich mit allen Bequemlichkeiten zu versehen. „Sie erhalten die Güter Europens durch Umtauschung „gegen Landesprodukte, die man aus dem Innersten „des Landes bringt. Sie bestehen in Goldstaub, Rinde „des wohlriechenden Krabbenholzes (Bois Crabier) *), „Sassaparille, Vanille, Zucker, Caffe, und vornehm„lich in Cacao.“

„Auch sind die Heerden, welche auf den reichen „Weiden der großen Insel Juanes gedeihen, für den „Handel bedeutend. Und obgleich mehrere kleine In„seln den Eingang des hiesigen Hafens, den man auch „den Hafen von Belem nennt, erschweren, indem sie „mehrere Strömungen veranlassen, so zählte man doch „ehemals gegen 14 Schiffe allein vom Mutterlande.“ Raynal giebt wohl den Werth des Umsatzes zu gering an, wenn er ihn nur auf 600000 Livres bestimmt. Die kleine Münze bestand zu Condaminens Zeiten hier gleichfalls in Cacao-Bohnen.

Etwas tiefer gen Süden zeigt sich in der Provinz Maraguan eine kleine Inselgruppe. Die Insel Maranon, sonst die Insel St. Louis genannt, nebst dem

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang, S. 85.

Handelsort gleiches Namens. Die in diesen Meerbusen sich ergießenden Flüsse, deren schon zuvor gedacht ist, geben zum schönern Anbau des festen Landes, und hierdurch auch zum Handel selbst Anlaß. Wichtiger ist freilich der Hafen und die ihm angehörige Stadt Olinde, oder Fernambuc. Lindley setzt sie auf 8° 2′ Süder Breite und 35° 15′ westl. Länge von London. Sie hat mehrere tausend Einwohner und eine größere Anzahl von Negern. Dieser berühmte Ort ist an einen kleinen Fluß Biribiri auf vielen Hügeln erbaut. Bei einem Hafen von keiner vorzüglichen Größe sind dennoch die dortigen Geschäfte bedeutend. Der Handel der schönen Provinz Fernambuco besteht aber, außer jener ansehnlichen Quantität Zucker, Häuten und etwas Baumwolle, vorzüglich in dem berühmten Färbeholz, das uns unter dem Namen Fernambuck oder Brasilienholz so häufig vorkommt. Brasilien bringt mehrere Arten von Färbeholz hervor, sowohl zum Roth- als Gelbfärben; allein das eigentliche Fernambuck oder Brasilien-Rothholz, kömmt hauptsächlich aus dieser Provinz. Den Baum nennen dort die Indianer, wie Lery sagt, Arabutan, nach dem Markgrav hingegen Ibirapitanga; bei den Portugiesen heißt er Pao Bresil (Brasilienholz). Er ist so stark und so groß als unsre Eiche, ja es gab deren einige, welche nur drei Männer umklaftern konnten. Markgrav beschreibt ihn grau von Rinde, und mit kurzen Stacheln besetzt;

die Blätter stehen wechselsweise, und kommen denen des Buchsbaums ziemlich gleich; die Blumen hangen büschelweise an langen Stengeln. Der Kelch ist fünfblätterich; die Blätter sind gelblicht, eines davon aber roth. Staubfäden sind zehn. Die Botaniker sehen den Baum für Caesalpinia echinata an, indeß scheinen sie deshalb noch nicht völlig einig zu seyn; und es ist noch wohl unentschieden, in wie fern er mit dem Brasiletto der Antillen (Caesalpinia brasiliensis L.) zusammentrift. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, wie Mayblumen; denen Blüthen folgen (nach Markgrav) zwei Zoll lange dunkle Schoten; sie enthalten keinen Saamen, andere Autoren legen rothe Saamenkörner hinein.

Die Rinde des Baums ist sehr dick, weißlich von außen, innerlich dagegen roth. Das Holz hat eine erstaunliche Härte; daher es sich trefflich zu Meublen, besonders zu Drechslerarbeit, eignet, denn es nimmt eine hohe Politur an. Ehe die Indier das Eisengeräth kannten, waren sie im Stande, nur vermittelst des Feuers diese steinharten Stämme zu erlegen; nachmals fälleten sie sie für die Europäer durch die Axt, die Säge, den Keil. Zu Anfange fehlte der neuern Welt unser Zugvieh; da trugen die Indier das so gefällte Holz auf ihren nackten Schultern von den entlegneren Höhen zu den Schiffen hinab; sie wurden dafür durch Kleidungs-

Stücke, Eisengeräth, Spiegel und andere Bedürfnisse, und ihnen angenehme Kleinigkeiten, bezahlt.

Die Hauptbenutzung und der Hauptverbrauch dieses Holzes gehört für die Färberei.

Die färbende Kraft des Fernambuck-Holzes ist sehr groß; man bedarf nur halb so viel davon, als vom Campecheholz für eine gleiche Quantität Farbe. Die Stärke der färbenden Kraft ward zuerst bemerkt, da ein Franzose, der mit Lery nach Brasilien gegangen war, beim Waschen seiner Hemden sich der Asche dieses Holzes als Lauge bediente. Es war unmöglich, die rothen Flecke aus der Leinewand zu vertilgen. Anfänglich zeigt sich die Farbe gelb, allein sie verändert sich bald in ein starkes Roth. Man kann begreiflich durch die Färbekunst sowohl mehrere Nuancen von Roth, als auch wirkliche Verschiedenheit der Farbe hervorbringen. Ohne Alaun und Tartarus ist sie indessen wenig dauerhaft. Man zieht übrigens auch eine Art Karmin daraus, der zum Miniaturmahlen viel verbraucht wird. Der Handel mit diesem Holze ist sehr beträchtlich. Für die Jahre 1770 bis 1775 geben Raynals Tabellen vorausend Centner jährlicher Ausfuhre an, und setzen den Werth (zu 22 Fl. 55 Kr.) auf 478333 Gulden.

Gewöhnlich wird dieser ganze Handel (ein Königliches Monopol) von der Portugiesischen Regierung verpachtet; oftmals ist er dann in den Händen einiger Engländer. Sie zahlten der Regierung 800000 Livr.

und verkauften es in Lissabon selbst für eine Million, die Unkosten trugen ihnen 288000 Liv. und der Gewinn war daher 72000 Liv.

Tiefer in Süden, unter dem 13ten Breitengrade, zeigt sich nun die eben so große, als nutzbare Bay aller Heiligen (Bahia dos Todos os Santos). Der Eingang mißt drittehalb, ihr Durchmesser 10, und ihr Umfang 30 geographische Meilen. Sie bildet einen vortreflichen, vor jedem Winde sichern Hafen, für die zahlreichsten Flotten. Die Einfahrt in den Hafen ist an der Südseite, und wird durch die Inseln Itaporica gebildet; das Fort Antonio schützt ihn. In diesen großen Busen ergießen sich 6 Flüsse, welche fast alle schiffbar sind. Hiezu denke man sich die schönen fruchtbaren Inseln; Itaporica ist davon die größte, reichlich mit Baumwollen-Bäumen und andern Europäischen Pflanzen bedeckt, nebst der bedeutenden Handelsstadt St. Salvador an den Hügeln gelehnt; dies gewährt zusammen eine große, herrliche Scene.

St. Salvador war ehemals die Hauptstadt von ganz Brasilien. Sie ward in den frühesten Zeiten von den Portugiesen abgebrannt, dies sieht man auch dem Ganzen an, selbst einige der Kirchen sind verfallen, obgleich diese, wie in allen katholischen Städten, auch hier die bedeutendsten Gebäude sind. Die Kirche der Jesuiten zeichnet sich besonders darunter aus. Sie ist mit ungeheuren Kosten ganz von europäischem Marmor

aufgeführt, und ihr Innres prangt mit reichen Verzierungen und schönen Gemälden. Es war dieser Theil Brasiliens, der sich der frühesten Europäischen Ausbildung rühmen konnte. Der Portugiese Alvarez Correa litt auf seiner Reise nach Ostindien an dieser Küste Schiffbruch. Indes rettete er nicht nur die meisten von seiner Mannschaft, sondern auch vieles von der übrigen Ladung, suchte sich mit den Indiern, den Topinambus, bekannt zu machen, und brachte ihnen durch unsre Feuerwaffen und übrigen Europäischen Erfindungen, einen so hohen Begriff von seiner Ueberlegenheit bei, daß sie ihn und die Seinigen für außerordentliche Wesen hielten, sie reichlich mit Lebensmitteln versahen, ihnen ihre Töchter zu Weibern gaben, und den Correa sogar mit der Tochter ihres Cazikes vermählten.

Ein französisches Schiff, das auf Entdeckungen und auf den Handel ausgegangen war, landete während dieser Zeit in der Bay. Correa benutzte diese Gelegenheit, mit diesem Kauffahrer nach Europa zurück zu gehen. Er schiffte sich und seine Gemahlin, nebst den schätzbarsten Proben der daligen Natur-Produkte ein, um sie seinem Vaterlande vorzulegen. Allein sobald er in Frankreich gelandet war, überredete ihn die ausgezeichnete Aufnahme der französischen Regierung, unter Heinrich II. und seiner Gemahlin Cathatina von Medicis, seine Reise nach Portugal aufzugeben.

Correa's Gemahlin, ward getauft; der König und die Königin waren selbst ihre Pathen, und die berühmte Catharina gab ihr ihren eigenen Namen. Sie ward nicht nur mit der katholischen Glaubenslehre bekannt gemacht, sondern man brachte dieser Indianerin überhaupt viele nützliche Kenntnisse bei. Auf die Weise ward nun der Portugiesische Seemann gänzlich von seinem Hofe abgezogen, und ihm eine Französische Handels-Expedition nach Brasilien angetragen. Alvarez schiffte sich mit seiner Gemahlin ein, und landete glücklich in ihrem Vaterlande. Sie verwandte sich auf das Thätigste und Freundschaftlichste, ihre Landsleute den Europäern geneigt zu machen, unterrichtete sie in der Religion und lehrte sie mehrere Europäische Einrichtungen und Bequemlichkeiten. Demnach ward eine Kirche errichtet, das Land angebaut und Zuckerplantagen angelegt; kurz, die Wilden fingen an civilisirt zu werden, als plötzlich eine Portugiesische Flottille, unter Anführung des Cotinho, erschien.

Dieser Anführer, ein, auf die vom Könige ihm verliehene Vollmacht, stolzer Edelmann, nahm gerade ein entgegengesetztes Betragen gegen die Topinambus an. Er drückte die unschuldigen Indier hart, und diese hierdurch gereizt, riefen die benachbarten kriegerischen Nationen der Tomayes zu Hülfe, fielen über die Fremdlinge her, zerstörten die Zuckerplantagen und übrigen Anlagen, und zwangen den unvorsichtigen harten Mann

mit dem Reste der Seinigen sich etwas weiter südlich nach Illeos zu flüchten.

Hier, wo die Portugiesen eine Colonie angelegt hatten, verschafte er sich Verstärkung und gieng von neuem nach Bahia, um sich zu rächen. Allein die Elemente vereitelten seine unedlen Absichten, böses Wetter warf ihn an der Insel Itaporica scheitern, und die ganze Expedition gieng verloren.

Kaum war die so traurige Nachricht in Portugal angelangt, als König Johann, unterrichtet von dem hohen Werth der grosen Bay und den früheren glücklichen Anlagen des Alvarez, eine neue Expedition unter der Anführung des geschickten Generals Sousa dorthin sandte.

Mehrere Jesuiten schifften sich mit ein. Unter ihnen befand sich ihr Superior, ein kluger Mann. Durch ihn gelang es diesen Missionen bald, die Indier nicht nur zu besänftigen, sondern selbst viele zu taufen. Auf die Art erhielten die Portugiesen Gelegenheit, sich hier von neuem anzusiedeln, Pflanzungen wieder anzulegen und zugleich den Anfang zur Erbauung der Stadt zu machen. Man nannte sie San Salvador, und sie ward damals zur Hauptstadt Brasiliens und zum Sitz der Regierung erhoben. Obgleich sie dieses Vorrecht jetzt nicht mehr geniest, so enthält sie dennoch noch 4000 Häuser und gegen 50,000 Einwohner. Auch ist die Geistlichkeit unter der Oberaufsicht eines Erzbi-

schoss sehr beträchtlich; es sollen gegen 3000 Mönche darunter sein. Bei den vielen Klöstern ist besonders die Stiftung für Laienbrüder der Franziskaner, und andre, die hier in Ruhe ihr Leben beendigen wollen, merkwürdig. Unter dem Schatten schöner Bananen findet sich eine Begräbnißhalle, welche ein mit schwarzem Marmor gepflasterter breiter Gang theilt. Jede Seite enthält eine große Anzahl kleiner gewölbter, hübsch gemahlter Grüfte für einzelne Särge. Das Ganze giebt einen friedlich angenehmen Wink für die Zukunft. Bahia ist dennoch bei seinem treflichen Hafen, als Handelsort, noch nicht gehörig berühmt.

Einer der wichtigsten Vorzüge ist hierbei sein unmittelbarer Handel nach Lissabon und Oporto. Er beschäftigt 60 große Schiffe. Sie legen ihre Fahrt schnell zurück, und versehen die Colonie mit Europäischen und Ostindischen Manufaktur-Waaren; ingleichen mit vielen Nahrungsmitteln, z. B. mit Wein, Mehl, Stockfisch, Butter, holländischem Käse und Salz. Nach Portugal führen sie Baumwolle, Zucker, Aqua ardente, eine Sorte Zuckerbranntewein, die den Rum an Geschmack übertrifft, Lebensholz (Arb. vitae), Mahagoni, Atlas und Tulpenbauholz, verschiedene Arten Gummi, Balsam und Medicinalpflanzen.

Die Begünstigung, welche die Regierung den hiesigen Kaufleuten zugestanden hat, die ihnen nöthigen Neger selbst einführen zu dürfen (sie zahlen etwa 30 Pf.

Sterl. für einen männlichen Neger) giebt ihnen Gelegenheit Afrikanische Produkte gegen die ihrigen, vortheilhaft einzutauschen.

Außerordentlich groß ist daneben der Binnenhandel von Bahia. Er beschäftigt völlig 800 große Böte und ähnliche Fahrzeuge. Sie führen der Handelsstadt täglich alle Landesprodukte, tief aus dem Innern und aus umher gelegenen Küsten, zu, um sie dort theils in Geld, vorzüglich aber in Waaren, umzusetzen. Bahia ist denn gleichfalls einer der Stapelorte für die Baumwolle; deshalb ist hier ein eigenes großes Waarenhaus erbaut, welches die Baumwolle, nach ihrer verschiedenen Güte numerirt, in Ballen enthält.

Außer diesem großen Handel mit den Landesprodukten ist hier hauptsächlich der Sitz des Wallfischfangs von Brasilien.

Schon seit dem 16ten Jahrhunderte war der Wallfischfang Brasiliens so beträchtlich, daß eine Gesellschaft dem Könige von Portugall 50,000 Kronen für das ausschließliche Privilegium zahlte. Diese Gesellschaft machte in Bahia ihre Ausrüstungen. Man setzt den Ertrag davon jährlich im Durchschnitt auf 3500 Fässer Thran, und 2000 Centner Fischbein. Der Werth wird nach Raynal gegen 930,000 Livres angeschlagen. Die Eigenthümer zahlten der Regierung, bis auf die neuesten Zeiten, 500,000 Livres, ihre Unkosten stiegen über 360,000, und ihr reiner Gewinn gegen 560,000. Seit

wenigen Jahren hat indeß die Regierung den Wallfischfang, längs den Küsten von Brasilien, frei gegeben.

Der Handel mit Brasilienholz, Goldbarren, Edelsteinen, so wie auch mit Tabak, ist auch hier leider ein Monopol der Regierung.

Die Güte des Tabaks, der in umliegender Gegend, besonders um Cotheira, erzeugt wird, erhebt den Handel von Bahia noch weit höher. Raynal giebt den Werth der gesammten Masse des Tabaks, der aus Brasilien nach Afrika und Europa geht, zu 7,480,000 Livres an; hiervon soll der Ankauf, die Fabrikation und die Fechtunkosten nur etwas über 2 Millionen betragen.

Die so eben genannte Ortschaft Cocheira liegt, dem Lindley zufolge, nur gegen 11 deutsche Meilen von Bahia, in einer sehr reizenden Gegend an einem kleinen Flusse. Sie ist wichtiger als der große Markt für die nördlichen Goldminen, und wegen des Absatzes aller Erzeugnisse des umherliegenden Landes. Das sonst nützliche Institut, das die Jesuiten hieselbst zum Unterricht der Indier angelegt hatten, ist leider mit diesem Orden selbst verschwunden.

Als vorzüglicher Hafen folgt auf Bahia sodann jener erste Entdeckungsplatz, Porto Seguro (16° 40′ südl. Br. 40° 12′ westl. Länge). Auch von diesem Hafen hat die Provinz selbst ihren Namen; und ein ähnlicher Fall trat bei der vorhergehenden ein. Felsen-Riffe, die in eine vorspringende Landspitze auslaufen,

bilden hier einen sichern Hafendamm; daher dann auch der Name.

Beim Einlaufe genoß Lindley des schönsten Anblicks. Nahe am Meere zeigt sich eine Reihe Fischerhütten, die von der Vorderseite durch die schwankenden Zweige der Kokuspalmen, hinten aber von Pomeranzen-Gärten beschattet werden. Tiefer nach hinten folgt das wilde Gebüsch; von zahllosen Gängen durchschnitten, bildet es einen herrlichen Lustwald, der von dem schönsten Gefieder auf das reichlichste belebt ist. An der Nordseite erhebt sich ein steiler Hügel, auf dem Rücken desselben die Stadt. Längs dem Flusse (neuere Karten nennen ihn St. Antonio) liegen die Plantagen und Villa's der Vermögenden; denn auch dieser Ort gewinnt ansehnlich durch seinen beträchtlichen Handel. Hier ist vorzüglich der größte Anbau von Manioc für viele andere Theile Brasiliens. Diese schöne Gegend ist außer unzählbaren, trefflichen Vegetabilien daneben mit den wohlriechendsten Balsambäumen gesegnet. Sie gehören zu den Nadelhölzern, und nur die weiblichen Bäume gewähren den Balsam. Man hauet, um diesen zu erhalten, den Baum selbst nieder; der sodann ausströmende Balsam wird in flache Gefäße gesammlet und nach Europa ausgeführt; er kömmt dem Copaiva und Tolu-Balsam gleich.

Auch einzelne Dorfschaften erzielen großen Gewinn, so bald sie nur den ihnen von der Natur gebotenen

Reichthum nicht durch Trägheit unbenutzt lassen. So hat sich eine am Fluß gelegene Ortschaft in kurzem bis auf 3000, in 400 kleinen Hütten lebende Einwohner vermehrt; nur allein, indem sie um die Inselchen und Felsen Abrolhos (thue die Augen auf) die Fischerei thätig betrieben. Ueber 60 Böte setzt der Fang einer Lachsart in Bewegung, die dann eingesalzen nach Bahia gesandt wird.

Ohne große Anstrengung könnte eine genauere Benutzung dieser Provinz den reichsten Gewinn abwerfen. Der fruchtbarste Boden, die treflichsten Produkte, und hierzu mehrere Flüsse, die weit hinauf ins Binnenland schiffbar sind. Der Rio grande *), den man vor Kurzem genauer untersucht hat, war bis auf 15 Tagereisen, landeinwärts, auf das ungehinderteste schiffbar, zugleich strotzten die Ufer von Vegetabilien und dem treflichsten wilden Vieh; ja die Reisenden entdeckten zuletzt, weiter gegen das Gebirge hin, Diamanten, Topasen, Amethyste und Smaragden. Aeltere Versuche auf dem Rio Duca und Mandi hin, haben im Innern ähnliche Beweise von dem hohen Werthe dieses Küstenlandes geliefert.

---

*) Wohl von jenem Peters-Fluß in Süden zu unterscheiden.

Jetzt kommen wir nun zu einem Einschnitte des Ufers, der, als Hafen betrachtet, von Portugal bisher am besten benutzt ist; dies ist nämlich Rio Enero (Janeiro), woran die Hauptstadt von ganz Brasilien, man nennt sie auch St. Sebastian, gelegen ist.

Der Eingang und der Anblick dieses wichtigsten Hafens, sind so ausgezeichnet, daß die neueste Beschreibung, welche der berühmte Reisende Barrow davon geliefert hat, hier mit Recht einen Platz erwartet.

Kaum ist das Cap Frio umsegelt, so nimmt man eine Oefnung, einen Einschnitt in der grünen Einfassung der Küste gewahr. Dieser Spalt erscheint als ein enges Portal, als eine Mündung zwischen zwei Backen, oder Hervorragung von festem Granit. Da diese völlig nackt sind, so fallen sie bei der üppigen Vegetation, mit welcher alles Uebrige der Küste bekleidet ist, sonderbar auf. Kommt man jetzt der Spaltung näher, und dies ist der wirkliche Eingang zum Hafen, dann zeigt es sich, daß der Felsen zur linken Seite aus einem einzigen großen pyramidalischen, etwas gegen die Einfahrt sich lehnenden Granit-Blocke besteht; die Seeleute nennen dergleichen einen Zuckerhut. Barrow fand bei seinem längern Aufenthalt in Rio Janeiro die sothrechte Höhe dieses Felsens 680 Fuß. Die gegenüberstehende östliche Hervorragung der Einfahrt besteht gleichfalls aus eben solchem nackten, glänzenden Granit; allein der daraus gebildete Hügel läuft nur mählich in die Höhe.

Die ganze Einfassung dieser Seite ist mit Forts und Batterien besetzt.

Die Einfahrt selbst wird durch eine in der Mitte gelegene, stark befestigte Insel in zwei Theile getheilt. Hiedurch bleibt dem Eingange (dem eigentlichen Fahrwasser) nur 5/4 einer englischen Meile. Was für eines herrlichen Anblicks genießt aber das Auge gleich nach der Durchfahrt durch diesen Kanal! Ein unabsehlicher Wasserspiegel tritt in das reizendste Land auf 30 Meilen weit hinein, eingefaßt mit einem Kranze majestätischer Gebirge, die das herrlichste Farbenspiel zeigen, und bis in die Wolken reichen.

Man denke sich, wie jene an der Mündung so eng zusammen gezogene Wasserfläche sich nach und nach zu einer Weite von mehr als 12 Meilen ausdehnt, wie sie aller Orten mit kleinen Inseln besäet ist, alle von verschiedener Größe und Form, von der wilden reichen Natur, die durch den schönsten Pflanzenschmuck dem Auge das mannichfaltigste Kolorit, und dem Geruch die herrlichste Befriedigung hervorzaubert. Dazu nun, im Hintergrunde Gebirge, strotzend von den prachtvollesten Baumarten der tropischen Welt; auf der einen Seite mehrere Forts, auf der andern hingegen die große schöne Stadt nebst ihren Umgebungen. Was für ein Genuß!

Ist von den Portugiesen freilich zur Verschönerung des großen Ganzen nur wenig geschehen, so bleibt ihr

nen deutsch, fährt Barrow fort, das negative Verdienst, es nicht verunstaltet zu haben.

Die Lage der Stadt St. Sebastian ist sehr gut gewählt; die Hauptgebäude sind nicht schlecht, und das Ganze ist nicht unter der Würde der Hauptstadt eines so bedeutenden Landes. Auf einer vierseitigen hervorspringenden Bergspitze liegt sie; drei Seiten sehen auf den Hafen, die vierte wird durch hohe Hügel gegen den Westwind geschützt. Fast jeder Hügel in der Nachbarschaft ist mit einem kleinen Kastell, oder mit einer Kirche, oder Kloster, und mehrere der Inseln mit andern Gebäuden geziert. Der Pallast des Vicekönigs, der Obelisk und das große Quarre sind mit einander von Granit, der durch die Menge seiner strahlenden Glimmertheile das Auge blendet.

Das schönste und wirklich ein herrliches Werk ist aber der große Aquaeduct *). Auf einer gedoppelten Reihe aufgemauerter Arcaden, reiten aneinanderhängende steinerne Rinnen das Wasser der Gebirge, über ein reizendes Thal zu einem großen steinernen Reservoir. Dies findet sich auf dem zunächst bei der Stadt gelegenen Hügel, und hierdurch werden alle Brunnen von St. Sebastian unterhalten. Die romantische Lage des Thals, untermischt mit Gebäuden aller Art, ge-

*) Man sehe das Kupfer.

Janeiro.

währt dem Auge einen herrlichen Anblick. Des Urhebers dieses treflichen Monuments, des Vicekönigs Vasconcellos Namen, ist daran eingehauen.

Das wichtigste Fort zur Vertheidigung steht auf einer Insel, die Schlangeninsel (Ilha dos Cobras) genannt, ein Felsen von 80 Fuß Höhe und 300 Fuß Breite, worauf die Citadel erbaut ist. Er ist nur durch einen engen, aber sehr tiefen Meeresarm von einer Anhöhe des festen Landes getrennt, deren Gipfel mit einem Kloster der Benedictiner besetzt ist. Rund um diese befestigte Insel liegen die Schiffe, selbst von größter Dimension, in Sicherheit; auch ist hier ein bequemer Schiffswerft, ein Seearsenal und Magazin. Diese großen Vorzüge, die die Natur hier darbot und die von der Kunst nachgeholfen wurden, haben den Rio Janeiro zu dem ersten Handelsplatz von Brasilien erhoben. Hier ist der Hafen, wo die größten Flotten Portugals, und viele Schiffe Frankreichs und Englands einlaufen; hier ist aber zugleich die Hauptniederlage aller Reichthümer, welche aus Brasilien, dem Mutterlande, zufließen *). Die Schätze von edlen Steinen und von Gold werden hier niedergelegt, taxirt und verarbeitet. Denn hier ist die Münze. Daher hat dann auch Portugal es sich viel kosten lassen, einen so wich-

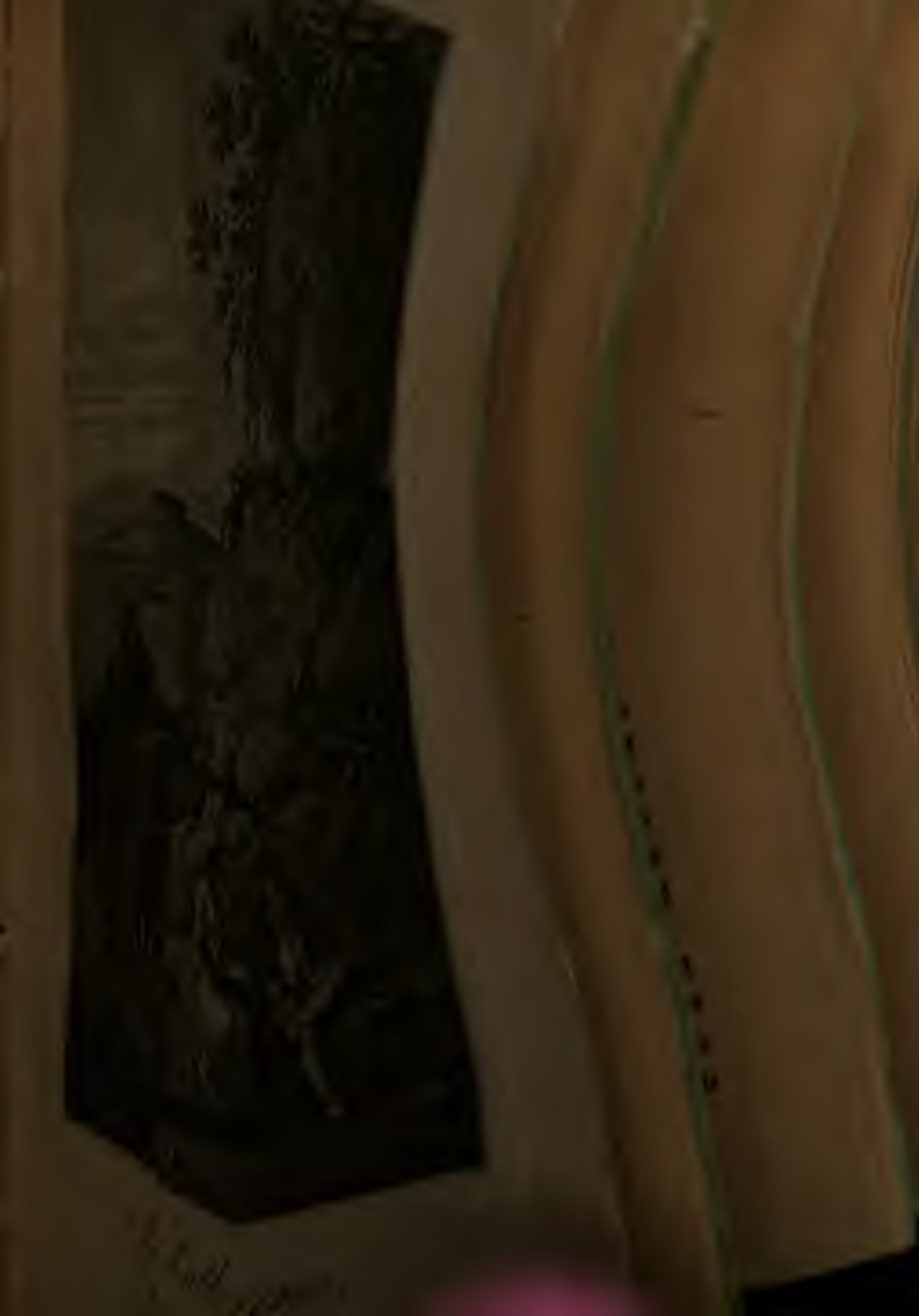
*) Man sehe weiterhin von dem Handel Brasiliens.

rigen Platz gehörig zu decken. Sieben For
den Eingang.

Die Statthalterschaft von Rio Janei
aber noch einen zweiten, von der Natur glei
vorgebrachten, auf einer Insel gelegenen Ha
merkwürdige Lokal dieser Insel haben wir eb
erst durch die letzten Weltumsegler genauer
lernt. Dies ist die Insel St. Catharina*)
streckt sich dem la Peyrouse zufolge von
bis 27° 49′ südlicher Breite, ist nur durch
schmalen Kanal vom festen Lande getrennt
der Länge nach etwa 9, nach ihrer Breit
3 Meilen (lieues). Die geographische Län
lichen Spitze der Insel setzt Lindley un
westlich von London.

Auf die Fruchtbarkeit von St. Cathari
bereits Anson aufmerksam gemacht. An
sagt er, mit einem ewigen Grün überzogen
virende Vegetation macht die Wälder fast u
lich. Die schönsten Früchte gedeihen größte
Zuthun der Kunst; durch die Menge der O
anderer wohlriechender Blüthen duftet die
von den herrlichsten Aromaten. Das Klima
dauernden Frühling; die Luft ist stets heite

*) Man sehe das Kupfer.



eigen Platz gehörig zu decken. Sieben Forts schützen den Eingang.

Die Statthalterschaft von Rio Janeiro enthält aber noch einen zweiten, von der Natur gleichfalls hervorgebrachten, auf einer Insel gelegenen Hafen. Das merkwürdige Lokal dieser Insel haben wir ebenfalls nur erst durch die letzten Weltumsegler genauer kennen gelernt. Dies ist die Insel St. Catharina*). Sie erstreckt sich dem La Peyrouse zufolge von 27° 19′ bis 27° 49′ südlicher Breite, ist nur durch einen sehr schmalen Kanal vom festen Lande getrennt, und hält der Länge nach etwa 9, nach ihrer Breite aber nur 3 Meilen (lieues). Die geographische Länge der südlichen Spitze der Insel setzt Lindley unter 47° 43′ westlich von London.

Auf die Fruchtbarkeit von St. Catharina hat uns bereits Anson aufmerksam gemacht. Alles ist hier, sagt er, mit einem ewigen Grün überzogen. Die kurzweisende Vegetation macht die Wälder fast undurchdringlich. Die schönsten Früchte gedeihen größtentheils ohne Zuthun der Kunst; durch die Menge der Orangen und anderer wohlriechender Blüthen duftet die Atmosphäre von den herrlichsten Aromaten. Das Klima zeigt einen dauernden Frühling; die Luft ist stets heiter, nur sel-

*) Man sehe das Kupfer.

St. Catherine.

UNIV.
ZÜRICH.

Hafen wird, wegen der Höhe der Gebirge des festen Landes, öfters in Nebel gehüllt.

Diese natürlichen Vortheile gewährten denn auch den ersten Kolonisten, es war ein Haufen Missethäter, roher Vagabonden und sonstiges geschäftloses Gesindel, ein leichtes und frohes Fortkommen. Diese in dem Mutterlande böse Menschen erzeugten nach und nach ein ruhiges Volk; sie fühlten die Vortheile eines sittlichen Lebens, da ihnen keine Hindernisse im Wege standen, ihr Dasein zu fristen und es heiter und froh hinzubringen. Jetzt wird die Insel seit dem Jahre 1740 planmäßig regiert, ist befestigt, und das Gouvernement, wozu sie gehört, erstreckt sich vom St. Franciscus-Fluß an bis zum Rio grande, auf 60 Meilen (lieues). Die Ortschaften finden sich fast alle längs den Küsten, sie enthalten etwa 20000 Seelen; die vornehmste Stadt des Gouvernements Nostra Sennora del Desterò liegt auf einer Erdzunge und hat gegen 3000 Einwohner.

St. Catharina ist besonders wegen des Wallfischfangs berühmt. Jährlich rechnet man für seine Ausbeute fast 500 Wallfische, und der Werth derselben beläuft sich beinahe auf 350,000 Rthlr. Der Ertrag davon, Thran, Fischbein und Wallfahr, gehet über Rio Janeiro nach Lissabon.

Die Natur bildete noch viele andere kleine Einschnitte und Buchten, die durch vielfache Landesprodukte

dereinst wichtig werden können. Es mag hinreichen nur davon noch der beiden folgenden Baien und ihrer Umgebungen kürzlich zu erwähnen.

Das erste ist der ansehnliche Busen von St. Paul, unter dem 24sten Grad südl. Breite; der Fluß Santos ergießt sich in ihn. Er hat in seiner Einfahrt einige Inseln, de los Alcatraces genannt. Dreizehn Meilen (lieues) vom Meere ist die Stadt St. Paul gelegen, die Hauptstadt von einer der sonderbarsten Kolonien der Welt. Portugal ließ die Stadt schon 1570 durch Verbrecher, die dorthin geführt wurden, anlegen. Diese Menschen entzogen sich aber bald den Gesetzen, flohen weiter landeinwärts, versammleten mehrere Nichtsthuer und böse Menschen aus allen Nationen, und bildeten eine eigene Republik. Sie verbreiteten sich ins Innere, nahmen selbst zu Zeiten die Kleidung der Jesuiten an, lernten die Sprache der Guaraniер, um in Paraguai fortzukommen, drangen in die Wälder, fielen mehrmals sowohl über die Portugiesen als Spanier und Indier her, um sie zu plündern, und stifteten das unabhängige Reich der Pauliſten. Zuletzt haben sich ihre verschiedenen kleinen Republicken dennoch unter den Schutz von Portugal begeben, ob sie gleich noch stets durch ihre kriegerische Unabhängigkeit furchtbar bleiben, denn sie sehen sich stets für ein freies Volk an. Das Finnenland hat, so viel man davon weiß, Zinn- und Eisenminen; allein der Verkehr

mit andern Produkten ist bis-auf die Baumwolle, welche nach Portugal gesandt wird, nicht sehr beträchtlich.

Der zweite Einschnitt, der hier noch Erwähnung verdient, ist der auf 15 Meilen von Norden nach Süden ins Land gedrungene Meerbusen, St. Pedro. Er macht jetzt einen bedeutenden Binnensee, Merin oder St. Pedro genannt, an dessen Einmündung in den Ocean die Stadt del Rio Grande oder St. Pedro gelegen ist. Der Fluß selbst führt zu dem Lande der Patos, dessen Inneres freilich ebenfalls für uns noch unbekannt ist.

Hiermit wäre im Ganzen das Bild von Brasiliens Küsten entworfen, und vorzüglich die bis dahin am meisten benutzten Buchten und Häfen angezeigt. Man richte aber nur das Auge auf eine etwas detaillirte Karte dieses Landes, um sich zu überzeugen, daß die vielen Mündungen bedeutender Flüsse sicher eine weit größere Benutzung zulassen, sobald die Vermehrung der Bevölkerung und der steigende Handel durch weise Einrichtungen der Regierung nachgeholfen würden.

Jetzt zu dem Innern dieses Landes, das heißt, beinahe zu einem Terra incognita.

So viel wissen wir allerdings, daß das Binnenland von mächtigen Bergketten überlaufen ist, und, wie schon zuvor bemerkt wurde, daß es ein großes Tafelgebirge besitze, die Mutter der meisten Flüsse. Sehr wenige Reisende haben es vermocht, sich diesen Berggegenden

nähern zu dürfen; die ältern Nachrichten über Brasilien konnten aber nur seine Küsten kennen lehren. Auch um diese eben so ungeheuren als reichen Theile von Südamerika hatten die Missionäre große Verdienste. Schon gegen das siebenzehnte Jahrhundert suchten sich die Jesuiten durch Verbindung mit den Missionären in Paraguai bessere Kenntnisse über das Innere von Brasilien zu verschaffen. Sie waren hierin auch glücklich genug; allein ein Verbot der Regierung hinderte gegen Ende eben desselben Jahrhunderts davon die Bekanntmachung. Dennoch wagte es 1780 ein geborner Brasilianer, Rocha-Pitta, ein Mitglied der Akademie von Lissabon, in einem weitläuftigen Werke, alles, was damals von seinem Vaterlande bekannt war, zusammen zu fassen. Allein auch dieses Werk ward bald nach seiner Bekanntmachung unterdrückt; daher ist es äußerst selten. Was wäre indessen nicht alles hier zu entdecken übrig, und wie lebhaft muß es nicht jeder, dem Menschenkunde, Geographie und Naturkunde am Herzen liegen, dem würdigen Grafen von Hoffmansegg, einem unserer vorzüglichsten Naturalisten, Dank wissen, daß er aus ächtem reinsten Eifer für Naturkenntnisse, den Wissenschaften ein solches Opfer bringt. Denn dieser edle deutsche Mann hat es jetzt bei der Portugiesischen Regierung dahin gebracht, daß er auf seine Kosten einen Sachkundigen, den Naturalisten Sieber, nach Brasilien, absichtlich für die Naturhisterie dorthin

senden durfte. So kann denn auch hier wieder durch einen von allen Meeren, und also beiden Indien abgeschnittenen Deutschen, der großen Wissenschaft der Natur, ein neues, schönes Monument errichtet werden.

Schon in der Entfernung von wenigen Tagereisen, von der Küste, zeigt das Land eine andere Gestalt. Lindley ward, aus Gefälligkeit der dortigen Regierung nach Goldé, gezwungen, eine Reise gegen das Gebirge hin zu machen, nur allein weil ihm ein Einwohner der dortigen Gegend etwas Goldsand aus einem kleinen Flusse verkauft hatte. Um diesen Fluß zu entdecken und den gesetzwidrigen Verkäufer aufzufinden und zu bestrafen, reisete der Engländer, wohlbegleitet durch Portugiesische Wächter, von Porto Seguro ab.

Kaum eine deutsche Meile vom Ufer des Meeres erhob sich das Land, und die Anhöhen waren mit Kayesten, aber auch mit Anbauungen von Indigo, Manioc, Baumwolle und Zuckerplantagen besetzt. Letztere nennt man mit Inbegriff ihrer Zuckermühlen und Siederein Ingenios. Alles wird von der Natur selbst reichlich durch die schönsten Bäche bewässert, und wechselt mit trefflichen Wiesen ab, der Kunst bleibt kaum ein leichtes Bearbeiten des Bodens übrig. Freilich gieng diese Landreise nicht tief ins Gebirge, dennoch ward der Fluß entdeckt, der jenen Goldsand mit sich führt, und hierdurch den gültigsten Beweis der in den Gebirgen schlafenden Metalle darbietet. Er ward auch sofort von Portugie-

sischen Soldaten besetzt, damit keiner der wahren, natürlichen Herren des Landes ihr Eigenthumsrecht daran ausüben möchten.

Eben dieser unselige Durst nach edlen Metallen veranlaßte schon zu Anfange des 17ten Jahrhunderts die Reise eines Deutschen. Sie gieng viel tiefer ins Binnenland und war daher lehrreicher. Eine Silberstufe aus dem Gebirge Sabaroasu, welche der damalige Gouverneur Sousa von einem Indier erhalten hatte, und die bei der Probe 50 Mark rein Silber im Centner hielt, erregte bei ihm den Wunsch, jenes Gebirge selbst kennen zu lernen. Er sandte zu dieser Absicht 80 Leute, theils Portugiesen, theils Indier, und gab diesen unsern Landsmann, Wilhelm Glimmer, zur Untersuchung mit. Von der so eben erwähnten Stadt St. Paul giengen sie über den Fluß Anhemby, und reiseten 6 Tage gegen Norden zu dem Gebirge Marimumi. Aus ihm entspringt ein Flüßchen (vielleicht der Mari?), welcher Gold führt. In Kanoes von Baumrinden fuhren sie noch von hier zwei Tagereisen auf einem kleinen Flusse, durch die schönsten Gegenden, und gelangten dadurch zu dem großen fischreichen Sorobis (Paraiba der heutigen Karten). Nur erst nach 16 Tagen kamen sie zu seinem Wasserfalle; verließen sodann ihre Kähne, und nachdem sie einen andern aus Westen kommenden Fluß befahren hatten, erreichten sie ein hohes Gebirge. Sobald dies überstiegen war, sahen sie eine andre Welt.

Weite Gefilde trugen hin und wieder ansehnliche Waldungen von einer sehr schönen Art Nadelholz oder Fichten. Ihre Frucht ist so groß als ein Menschenkopf, die eine Nuß enthält, deren Rinde einen halben Zoll dick, einen sehr schmackhaften und nahrhaften Kern, gleich einer Kastanie, einschloß. Marcgraf hält diesen Baum für den Zabucajo. Piso sagt freilich von diesem, daß seine Nüsse sehr schmackhaft und nährend, den Pistazien nahe kämen, allein die Blätter beschreibt er von der Form der Maulbeerblätter.

Die Reise gieng nun 14 Tage hindurch nach Nordwesten, und nun erst gelangten sie an Flüsse, von welchen Glimmer vermuthet, sie strömen zum großen Paraguay-Fluß, da sie ihren Lauf gegen Westen nahmen. Auf der ganzen Reise durch dies fruchtbare Land sahen sie keinen Anbau irgend einer Art, nur einzelne Ueberbleibsel verlassener Hütten gaben ihnen Spuren von Menschen; Gras, nebst einigen wilden Früchten machten die Vegetation aus.

Endlich zeigte sich eine Dorfschaft der Indier. Hier nahmen sie Lebensmittel ein und blieben 4 Wochen zur Erholung, rückten sodann weiter gegen Nordwest vor, und fanden eine breite, stark benutzte Heerstraße, durch welche sie zu zwei Flüssen gelangten, die da aus den Gebirgen Sabaroasu hervorströmten, und von unsern Reisenden für die Quellen des großen St. Franciscus-Flusses angesehen wurden, eine Behauptung, die dem

Maregraf deshalb unwahrscheinlich vorkommt, weil die Reise nicht hoch genug nach Norden lief. Weiterhin, jenseits des Gebirges, wohnen bedeutende Völkerschaften; diese hatten Spione oder Wächter abgesandt, um die fremde Caravane zu beobachten. Goldminen wurden indeß nicht entdeckt. Man kehrte auf eben dem Wege wieder nach St. Paul zurück. Die ganze Belehrung dieser mühsamen Reise von 9 Monaten giebt nur einige geographische Resultate, und zeigt abermals, wie selbst das reichste Land, unter dem schönsten Himmel, ohne Cultur und Civilisation nur einen sehr geringen Werth für die Menschen habe.

In Rücksicht des Berglandes bestätigt aber diese Reise unseres Landsmannes jene große Scheidungslinie der Flußgebiete des Innern von Brasilien, wie auch seine allmählige Erhebung, die gleichwohl dabei mit Gebirgketten überlaufen ist.

In neuern Zeiten haben dann die Portugiesen auf diesem großen Berglande drei verschiedene Statthalterschaften gebildet. Minas geraes (generales) allgemeine Minen; Goyas oder Cujaba, und Matto Grosso (großes Gebirge). Die erste ist bis jetzt, in Rücksicht der Mineralien, die wichtigste; die dritte, die entfernteste von der Küste, ist der eigentliche Erdbuckel und vielleicht das höchste Gebirge, daher denn auch wohl sein Name.

Die Entdeckung der reichen Minen Brasiliens steigt bis zu dem Jahre 1577 hinauf; die Paulisten fanden Gold im Gebirge Iguara. Indeß ward durch die unglückliche Verbindung Portugals mit Spanien die Förderung der in sich sehr reichen Werke unterbrochen. Nur erst nach der Wiederherstellung Portugals fing man an darauf zu denken, als glücklicherweise einige auf Bergwerke suchende Portugiesen in dem heutigen Minas Geraes, im Jahre 1698, sehr reichhaltige Erze entdeckten. Dies veranlaßte denn den Hof, drei Jahre darauf acht verschiedene Colonien in diese Statthalterschaft zu setzen, deren Hauptbestimmung die weitere Förderung und Bearbeitung des Bergwerks ausmachte, denn hier war die Bekehrung der Indier nur eine Nebensache. Diejenigen dieser reichen Goldminen, welche der Küste am nächsten sind, finden sich von Rio de Janeiro etwa 40 deutsche Meilen entfernt. Sie gehören zu den Minas Geraes, und eine derselben liefert dann gleichfalls die größte Masse der Diamanten Brasiliens. Der Metallertrag dieser Minen ist für das der Krone Portugals zukommende Fünftheil, im Durchschnitt, über 1200 Aroben Gold, dies steigt zu Zeiten bis zu 1900. (Bougainville.)

Die Förderung der Erze ist in Brasilien leicht, und ohne Gefahr. Oftmals findet sich das Gold, und zwar das reinste, an der Oberfläche; überhaupt ist es selten nöthig, über 3 bis 4 Lachter zu graben. Eine Schicht-

Sand, dort Saibro genannt, bezeichnet gewöhnlich den Bergleuten, wo sie aufhören sollen zu graben. Ranal setzt hinzu, daß die Gegenden, deren Oberfläche mit Kristallen (?) untermischt ist, am häufigsten Gold enthalten, auf den Gebirgen und steinigten Hügeln findet es sich in größerer Menge, als in den Thälern, oder längs den Flüssen. Aller Orten aber hat es, so viel bis jetzt gefunden ist, 23 1/2 Karat Gehalt, sobald es nicht mit Schwefel, Silber, Eisen oder Queckſilber vererzt ist; letzteres kommt aber nur in einzelnen Gruben vor. Eine jede Mine muß, sobald sie entdeckt wird, der Regierung angezeigt werden. Ist die Erzader arm an Gehalt, so überläßt man sie gänzlich dem Entdecker; ein reicher Gang wird aber der Schatzkammer so vorbehalten, daß der Entdecker nur 2 Theile für sich bekommt, das Uebrige wird nach Abzug des Fünftheils für die Krone, unter den Gouverneur und Intendanten vertheilt. Alles Gold aus den Minen muß, bevor es nach Rio Janeiro abgeliefert wird, in jedem Distrikt jeder Mine, in eigene Königl. Häuser zur Untersuchung des Gehalts niedergelegt und mit dem Königl. Stempel versehen werden. Man rechnet jährlich aus den drei Bergländern, aus Minas Geraes etwas über 18,700,000 Livr. Gold, aus Goyas gegen 4,700 000, von Matto Grosso 1,300,000, und noch überdies von Bahia und St. Paolo etwas über 1 1/2 Million; also zusammen über 25 Millionen, oder etwa 1 Million Guineen. Die Re-

gierung bekömmt mithin, als ihr Fünftheil, über 5 Millionen Livres, sodann für das Münzrecht etwa 1,600,000, und da sie 2 pr. C. für die Versendung des Goldes durch ihre Schiffe bezieht, also gegen 400,000 Livr., so erhält sie, überhaupt genommen, über 7 Millionen Livr. Der Unterschleif, in Rücksicht jener 2 pr. C. für das heimlich ausgehende Gold, soll ihr 600,000 Liv. entziehen.

Raynal nimmt an, die ganze Summe von Gold und Silber, die gewöhnlich in Brasilien in Umlauf ist, betrüge etwa 20 Millionen Livr. (5 Mill. Thaler).

Die Total-Einnahme der Krone Portugals aus dieser großen Besitzung, nach Bougainvillens Angabe (1767), wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Mit Indegrif jener Einnahme für die edlen Metalle, sollen alle übrigen Gefälle, an Abgaben und an Zöllen überhaupt, 2,667,000 Piaster betragen haben. Dagegen machten die gesammten auf Brasilien gewandten Kosten der Krone nur 600,000 Piasters aus; der reine Ueberschuß von Brasilien betrug daher über 10 Millionen Livres, etwa 1 1/2 Mill. Thaler, wahrlich nur wenig für die Größe und den mannichfaltigen Reichthum dieses herrlichen Landes! Jetzt geht uns nun das zweite wichtige Produkt dieser Gebirge näher an; dies ist der Diamant; doch erzeugt Brasilien noch andre edle Steine.

Licht und Farbe fallen jedem Auge am stärksten auf. Selbst der rohe Mensch mußte sie sofort seiner Aufmerk-

samkeit würdigen, ja ohne weitere Benennung ihnen huldigen, denn sie reizen das Gesicht und schmeicheln größtentheils unserm ersten Sinn. Die Schönheit der Form, der Umrisse irgend einer Gestalt strahlt nicht lebhaft ins Auge; nur erst eine Uebersicht des Ganzen, eine Vergleichung mit andern erzeugt bei uns Vergnügen oder Mißfallen beim Anblick eines farbelosen, oder einfarbigen, oder gar dunkeln Körpers. Dies erfordert bereits eine Art von Ueberlegung, ein Zusammenhalten der Dinge. Der Wilde fühlt daher weit eher die Macht eines hellen oder schöngefärbten Lichts, als die einer schönen Gestalt. Hierin lag denn wohl eine der Hauptursachen, warum fast alle Nationen die großen leuchtenden Himmelskörper verehrten, und warum der Wilde jeden glänzenden Körper mit Wohlbehagen bewundert. Ein großes Licht blendet und setzt in Erstaunen; ein sanftes erquickt, erheitert; ein vielfarbiges Licht gebiert daher doppelten Genuß. Das leuchtende Metall, und noch mehr der glänzende, vielfarbige Edelstein mußte daher seit den ältesten Zeiten dem Menschen angenehm seyn; er mußte sein Schmuck werden; es fröhnte seiner Eitelkeit. So war's auch von jeher bei den Wilden, wie bei den kultivirten Nationen. Jahrtausende mag der Orient bereits den Edelstein auf irgend eine Art geschliffen oder zum Glanze polirt haben; wir Europäer sahen, wie es heißt, die ersten Juwelen von der berühmten Agnes Sorell, der schönen Favorite

Carls des 7ten von Frankreich, zum Schmuck angewandt.

Unter allen edlen Steinen, ja man darf sagen, unter allen Produkten des Mineralreichs überhaupt, verdient der Diamant, wegen seiner vielartigen Treflichkeit, den ersten Platz. Er hat nicht nur ein Feuer ohne Gleichen, er spielt alle Farben in der höchsten Vollkommenheit, er hat die reinste Durchsichtigkeit, und zugleich ist er der härteste, unzerstörbarste Körper, den wir kennen. Von letzterer Eigenschaft, die bereits den Alten bekannt war, soll er den Namen Adamas (unbezwinglich) erhalten haben. In Ansehung der Farben, so bleibt zwar der völlig ungefärbte Diamant der schönste, da er geschliffen alle Farben mit dem reinsten Lichte spielt; allein es giebt dennoch einige gefärbte Diamanten, die einmal deshalb sehr geschätzt werden, weil es eine Seltenheit ist, die herrschende Farbe bei ihm so rein zu finden, das dadurch das Farbenspiel nicht beträchtlich leidet, und zweitens, weil diese Mäßigung etwas sanftes, dem Auge angenehmes, mit sich führt. Hieher gehören besonders die Steine von einem, dem Smaragd ähnlichen Grün. Sie vereinigen Annehmlichkeit und Seltenheit, und haben daher den ersten Rang unter den gefärbten Diamanten.

Ihnen folgen die rosenfarbigen, sodann die blauen, die Citronengelben, Orangefarbenen, und endlich die dunkler gefärbten und trüben. Die Vielfarbigkeit des

Diamants ist übrigens eigentlich, wie bei jedem durchsichtigen lichten Körper, ein Werk der Brechung des Lichts, und diese erhöhen wir durch die Kunst, durch das Schleifen, durch das Facettiren und durch die Unterlage oder sogenannte Folie. Seine feine Brechbarkeit führt aber zu der innern Natur dieser Königlichen Steinart. Der Diamant weicht hierin gänzlich von den übrigen durchsichtigen Steinen ab, deren Brechbarkeit ziemlich mit ihren Dichtigkeiten in gleichem Verhältnisse steht. Der Diamant hingegen nähert sich, wie Newton bemerkte, in dieser Rücksicht den Harzen und Oelen, die bei gleicher Dichtigkeit den Strahl stärker brechen. Daher vermuthete dieser große Mann, daß der Diamant zu den brennbaren Körpern gehörte. Diese Vermuthung hatte freilich ein Holländer, de Boot, bereits 1609 in seinem Werke über die edlen Steine geäußert, aber er leitete sie aus der Elektricität des Diamants her, die er, ihm zufolge, mit dem Bernstein und dem Schwefel gemein hatte. Und es ist allerdings merkwürdig, daß der Diamant eines sehr hohen Grades der Elektricität fähig ist, durch Reiben, nicht durch Mittheilung oder Leitung; allein gerade durch diese Elektricität selbst unterscheidet er sich so sehr von den brennbaren Körpern. Diese besitzen nämlich die harzige oder negative Elektricität; der Diamant zeigt hingegen jederzeit positive Elektricität.

Die wirklichen Versuche über die Natur der Schmelzbarkeit und Brennbarkeit dieses bis jetzt durchaus einzigen Gesteins, nahmen durch den großen englischen Naturforscher, Robert Boyle, ihren Anfang. Allein da er ihn nur dem gewöhnlichen Tiegelfeuer aussetzte, so wurden sie nicht sehr belehrend. Nur erst durch eine der ältesten Akademien der Wissenschaften, nämlich der del Cimento zu Florenz, kamen wir der Sache näher. Der Großherzog Cosmus III. opferte dort 1694 einige seiner Diamanten der Gluth des Tschirnhausischen Brennglases auf, und hierdurch machten die Akademiker Averoni und Targioni dann die wichtige Entdeckung, daß der Diamant sich völlig verflüchtiget, oder ganz verbrennt. Kaiser Franz I., gleichfalls Großherzog von Florenz, ließ dies durch neue Versuche bestätigen. Für 6000 Gulden Diamanten und Rubinen wurden 24 Stunden dem heftigsten Schmelzfeuer ausgesetzt.

Die Diamanten waren gänzlich verschwunden, die Rubinen aber noch unverletzt. Die weitern Fortschritte der Chemie erlaubten 1771 dem Franzosen Darcet durch ein hohes Schmelzofenfeuer dies zu bestätigen. Neuere Versuche der berühmtesten Scheidekünstler, z. B. eines Tenant und Guyton de Morveau, scheinen jetzt zu beweisen, daß der Diamant aus wahrem Kohlenstoff bestehe; sie nennen ihn krystallisirten Kohlenstoff; auch hat er die Eigenschaft mit der Kohle je

zäglichsten Brillanten bekannt war. Er ward auf 800,000 Thaler geschätzt.

Größere Diamanten, als der erwähnte, sind besonders folgende: der des großen Moguls. Er kam aus der Mine Colone von Golconda, und wog 279 Karat. Er hatte fast die Größe eines halben Hühnereies. Tavernier schätzte ihn auf 6 Millionen Gulden. Der Ostindische, den die Kaiserin von Rußland, Catharina die 2te, von dem Fürsten Orlow an ihrem Namenstage zum Geschenk erhielt. Er ward von einem Armenier für drittehalb Millionen Livr. gekauft, und wiegt 193 Karat.

Auch Frankreich besitzt einen der größten Steine. Er ist unter dem Namen Pitt oder Regent bekannt, wiegt 136 3/4 Karat und wird auf 5 Millionen Livres geschätzt. Dieser treffliche Stein kam aus den Minen von Parteal in Ostindien, längs den Gebirgen, 20 Meilen (lieues) von Mazulipatau, da, wo sich der Kistera in den Fluß Krischna einmündet. Ein in diesen Minen arbeitender Sclave fand ihn, und da diese Menschen nackt zu arbeiten genöthigt werden, um keine Steine verheimlichen zu können, so machte er sich einen beträchtlichen Einschnitt in die Lende, verbarg darin den Stein, und der Verband der stark blutenden Wunde rettete ihn vor aller Nachsuchung. Er verkaufte den Stein an einen englischen Matrosen, der dem Sclaven zugleich versprach, ihn selbst im Schiffe zu verbergen,

und dadurch Gelegenheit zur Flucht zu geben. Allein der treulose Matrose, der den Stein in Verwahrung genommen hatte, warf den unglücklichen Sklaven bei erster Gelegenheit über Bord und verkaufte ihn an Pitt, den englischen Gouverneur von Ostindien, für einige tausend Pfund; von diesem erhielt ihn der Regent für anderthalb Millionen Livres. Sonderbar genug ward jener unglückliche Sklave gerächt. Der Matrose verließ den Seedienst, ward Kaufmann; allein die Gewohnheit an seine unruhige Lebensart, und der Hang zum Trinke brachten ihn bald um das Seinige, er starb in Verzweiflung.

Ein zweiter Stein der vormaligen Krone Frankreichs, der große Sancy genannt, hat nur 600,000 Livres gekostet; ist aber vielmehr werth. Der König von Portugal, den man mit Recht den König der Diamanten nennen könnte, besitzt zwei außerordentliche Steine, wovon der eine von dem schönsten Wasser 215 Karat wiegt, der zweite hingegen alle uns bekannte an Größe übertrift. Dieser ist noch nicht geschliffen, und wiegt 1680 Karat oder 14 3/5 Unzen. Seine Schätzung von 229 Millionen Pfund Sterling ist daher höchst schwankend, weil Niemand mit Sicherheit zuvor bestimmen kann, wie er beim Schleifen ausfallen wird. Beide Steine kamen aus Brasilien.

Die Alten verstanden es nicht, dem Diamant durch das Schleifen den höchsten Grad der Schönheit, deren

er fähig ist, zu geben. Sie schliffen nur Tafelsteine und Rosen, Rosetten. Ein Tafelstein hat zwei große Flächen, die eine oben, die andre unten, deren Seiten dann mit Facetten oder kleinen Spiegeln umgeben sind. Da hierbei der Reflex und die Brechung selbst nicht sehr vielfach seyn kann, so ist die Wirkung der Stralenbrechung nur geringe. Bei dem daran gefaßten Tafelstein ist der Theil innerhalb der Fassung oder des Kastens, dem äußern sichtbaren gleich, oder doch ähnlich.

Die Rose macht hingegen eine mit vielen Spiegeln oder Facetten umgebene Pyramide auf einem breiten und flachen Boden, den die Fassung (der Kasten) bedeckt. Es ragt mithin die ganze Masse des Steins aus dem Kasten hervor, und die große untere Fläche kann die Stralen nicht vielfach gebrochen zurückwerfen, mithin kein sehr hohes Farbenspiel darbieten. Der größte Diamant von Ostindien, der des großen Moguls, war eine solche Rose. Die Form des Brillanten, der anjetzt mit Recht beliebtesten Figur des Diamanten, besteht aus zwei abgestumpften Kegeln, welche mit ihrer Grundfläche auf einander ruhen. Hierzu muß daher der Stein eine beträchtliche Dicke besitzen; deshalb gehört der Brillant auch zu den Dicksteinen, dahingegen die vorigen Dünnsteine seyn können.

Bei dem Brillanten sind gegen 2/5 der ganzen Dicke des Steins außerhalb des Kastens dem Auge sichtbar, 3/5 hingegen liegen innerhalb desselben.

Der sichtbare Theil, man nennt ihn die Krone (Pavillon), hat zu oberst eine Fläche, die Tafel (Table), die dann von kleinen dreieckigten Facetten umgeben ist. Der untere, eingefaßte Theil endigt gleichfalls mit einer, aber nur kleinern Fläche, die Calette genannt; auch sie ist, wie die Tafel, ganz mit dreieckigen Facetten umgeben. Begreiflich wird also das Licht hier vielfach gebrochen und zurückgeworfen; Glanz und Farbenspiel müssen daher hier weit stärker seyn, als bei den Dünnsteinen. Den achteckigen natürlichen Diamant ist es nicht schwer in einen Brillant zu verwandeln; man darf nur jeder seiner beiden Pyramiden die Spitzen nehmen und an die Seiten Facetten schleifen.

Ist der Stein nicht durchaus rein, so legt man in den Kasten eine farbige Folie; sonst wird der Kasten nur inwendig geschwärzt. Bei durchaus reinen Steinen, oder wie man sagt, bei Steinen vom hellesten Wasser, läßt man die Fassung unten offen; dann heißt der Brillant à jour gefaßt. Dies ist auch der Fall mit den schönen, reinsten, birnförmigen Pendelotten zu Ohrgehenken; sie sind dann von außerordentlichem Werth.

Der Werth der Diamanten beruht auf dem Gewicht und auf der Reinheit. Das Gewicht wird nach Granen und Karaten bestimmt. Ein Karat hält 4 Gran; das Wort Karat soll, dem Bruce zufolge, seinen Ursprung von der kleinen Bohne nehmen, einer Art der Erithrina, welche in dem goldreichen Lande der Sham-

galles, einer Nation des östlichen Afrika, zum Gewichte des Goldes dient; denn diese Bohnen sind in ihrem Gewicht nicht sehr verschieden. Die Schätzung des Werths der Diamanten ist dann im quadratischen Verhältnisse ihres Gewichts multiplicirt mit dem einfachen des einzelnen Karats. Wöge z. B. der Stein 10 Karat, und das einzelne Karat wäre auf 50 Thaler geschätzt, dann beträge der Werth des Steins 50 × 100 = 5000 Thaler. Selbst die Kinder um die Diamantgruben Ostindiens verstehen sich sehr gut auf die Schätzung der Diamanten. Sie tragen stets eine kleine Waage in einem Beutel, und sind so geübt, daß sie durch das bloße Gewicht auf der Hand den Werth ziemlich genau angeben. Die sehr kleinen Steine, besonders solche, welche als Knoten sich nicht spalten lassen, oder Splitter der Größern beim Spalten, werden von den Glasern gefaßt und zum Glasschneiden verbraucht. In Ansehung des Schneidens findet gleichfalls ein bedeutender Unterschied nach den verschiedenen Methoden statt. Die Taille de Hollande ist fast das Doppelte von der Taille d'Anvers. Von letzterer gilt z. B. ein Stein von 9 Gran nur 450 Gulden, da hingegen ein eben so schwerer Stein von der Taille de Hollande auf 800 Gulden geschätzt wird.

Im natürlichen Zustande ist der Diamant stets mit einem okerartigen Pudding oder schmirgelähnlichen Erde,

Cascalho genannt, verbunden; diese findet sich selbst im eisenschüssigen Sande wieder.

Die Minen der Diamanten, wenn man sie anders so nennen darf, oder überhaupt das Vaterland derselben, beschränkt sich bis jetzt auf eine Zone der Erde von etwa 18 Grad nördlich und südlich des Aequators. Wir kennen nur Diamantgruben in Asien und Amerika; allein, da Plinius behauptet, es kämen gleichfalls Diamanten aus Aethiopien, und da Afrika gerade der Lage, dem Klima und dem Boden zufolge, sich zu der Erzeugung dieses edelsten Steines schickt, so scheint es sehr wahrscheinlich, daß mehrere Theile von Afrika gleichfalls Diamanten hervorbringen.

In Asien sind es Visapoor, Golconda, das Carnatic, Bengalen, also die dortigen Besitzungen Englands und überdies die Insel Borneo. Tavernier, fast der einzige wißbegierige Reisende, der die dortigen Diamantgruben besuchte, bezeugt doch, daß es auch darunter Gruben giebt, wo die eisenschüssige Bergart, welche die Diamanten enthielte, in einem so festen Gesteine liege, daß man den Felsen zuvor durch Feuer mürbe mache, um die Gänge selbst zu erreichen. Sonst scheinen die Arbeiten nur im Losschwemmen des Cascalho aus Sande zu bestehn. In Ostindien konnte zu Taverniers Zeiten jedermann auf Diamanten, gegen eine gewisse Abgabe, graben lassen, nur gehörten die großen Steine dem Landesfürsten.

Von den Diamantgruben Brasiliens hat besonders ein sachkundiger Bewohner dieses schönen Landes, Hr. Dandrada, vor einiger Zeit uns die beste Nachricht ertheilt. Sie sind über mehrere Theile von Brasilien verbreitet, sowohl im Binnenlande, als näher gegen die Küsten hin. So findet man sie in Cujaba und Guara-puara; in den Gebirgen von Serro Dofrio, von den Eingebornen Yritamray genannt; ferner ohnweit St. Antonio; im Rio de Peixo; Riachofundo und in dem Fluß Toncambiruc. Es ist merkwürdig, daß die Diamanten der Minen von Serro Dofrio sich in einer Lage eisenhaltiger Erde finden, die gleich unter der gewöhnlichen Gartenerde (terre végétale) gelegen ist. Hierin trift man die Diamanten einzeln zerstreut an, aber nie in regelmäßigen Gängen. Auch in Ostindien sollen die Diamanten stets von eisenschüssiger Erde begleitet seyn, so daß man Ursache hat zu glauben, das Eisen gehöre mit zu der Bildung dieses Steins. Viele Diamanten findet man aber auch in den Flüssen selbst, man leitet diese deshalb zu Zeiten ab; besonders sieht man diese Edelsteine nach starken Regengüssen; wahrscheinlich sind sie aus den Gebirgen losgeschwemmt. Der kleine Fluß do Milhoverde in jener Provinz Dofrio Serro ist besonders wegen seiner Diamanten berühmt.

Die Portugiesen waren zwar seit 1500 im Besitz von Brasilien, allein die Diamanten wurden nur erst

im Jahre 1628 in einigen Armen des Flusses Caravelas (Capitan. Porto Seguro) durch Zufall entdeckt.

Es fanden sich nämlich unter dem Golde, welches die Sklaven dort aufsuchten, kleine glänzende Steine, die sie als unnütz wegwarfen, bis Anton Rodriguez Banha zufälligerweise darauf aufmerksam ward, und seine Vermuthungen dem Statthalter Almeida mittheilte.

Dieser sandte eine Quantität solcher Steine zur Untersuchung nach Lissabon, da denn der Portugiesische Minister Acunha in Holland, durch dort angestellte Versuche bewies, daß diese nichts geachteten Steine wahre Diamanten wären.

Jetzt erwachte der Geist der Gewinnsucht mit so großem Eifer, daß sofort 1100 Unzen, also beinahe 80 Pfund Diamanten auf einmal in Europa eingeführt wurden. Die Folge war der Unvorsichtigkeit angemessen. Der Preis der Diamanten sank in Europa plötzlich sehr tief herab; und nur durch kluges Zurückhalten stiegen sie wieder zu einem ansehnlichen Werthe. Hierauf ward die Erlaubniß, Diamanten suchen zu lassen und der Handel damit vom Hofe an eine Gesellschaft verpachtet, und Todesstrafe auf die Beeinträchtigung dieses Monopols gesetzt.

Nachmals ist die Regierung selbst an die Stelle jener Gesellschaft getreten. Alle Steine werden von ihr

rer Absendung nach Portugal einem dazu angesetzten Intendanten überliefert. Dieser legt sie in eine mit Eisen beschlagene Kiste, die mit drei Schlössern verschlossen wird. Er selbst hat den einen, der Vicekönig den zweiten, und der Prowador de la Hazienda den dritten. Diese Kiste wird sodann in eine zweite gesetzt, die mit den drei Siegeln jener Personen versiegelt wird. Der Vicekönig, der nicht das Recht hat nachzusehen, was die erste Kiste enthält, läßt diese zweite dann in eine dritte setzen, versiegelt sie und sendet sie nach Lissabon ab. (Bougainville.)

Nur in Gegenwart des Königs wird sie eröfnet; er wählt sodann die ihm anständigen Steine und zahlt den Preis an die Entrepreneure. Es werden auf die Art dem Hofe etwa 60000 Karat Diamanten im Durchschnitt zugeführt; und ein einziger Kaufmann, der Entrepreneur, zahlt, das Karat zu 25 Livr. gerechnet, 5,120,000 Liv. an die Krone. Er verkauft sodann die meisten roh nach England und Holland. Der Unterschleif wird etwa 1/10 gerechnet. Raynal behauptet, der ganze Diamant-Handel gebe der Regierung doch noch nicht viertehalb Million Livr., also noch keine Million Thaler; ob hierzu die Taxe auf die Minen-Sklaven mitgerechnet seyn mag? denn jeder Sklave kostet den Unternehmern 1 Piaster täglich. Man rechnet etwa 800 Sklaven (Negern) zu dieser Arbeit. Die Contrebande mit Diamanten wird noch jetzt hart be-

straft. Dem Armen kostet sie das Leben; der Vermögende verliert nicht nur die Diamanten, er muß überdies den doppelten Werth bezahlen, und wird nach einem ganzen Jahre Gefängniß, nach der Küste von Afrika exilirt.

Den Werth aller in Europa heimlich eingeführten Diamanten setzt Raynal nur auf 134 000 Livres; dies scheint indeß nicht mit den übrigen Angaben zuzutreffen.

Außer den Diamanten finden sich noch in diesen Gegenden Saphire oder Chrysoliten, Topasen, Amethysten und wohl auch andere farbige Edelgesteine. Der Handel mit denselben ist jedermann frei, und die Abgabe beträgt nur eins vom 100. Ueberhaupt rechnet man etwa jährlich 150,000 Liv. für alle diese ächten farbigen Steine.

Von andern brauchbaren Mineralen würde Brasilien sicher eine sehr reiche Beute liefern, sobald man sie nur sachkundig aufsuchte; denn es kommen hinreichende Spuren vor von Eisen, Zinn, Blei und verschiedenen Halbmetallen; kurz, dieses Land scheint in mineralogischer Rücksicht wohl eben so bedeutend, als das ihm gegenüber gelegene Peru.

Aber auch ohne die großen Schätze der Unterwelt ist Brasilien eines der produktenreichsten Länder der heißen Zone. Selbst die ältern Nachrichten eines Piso und Markgravs, so mangelhaft sie auch jetzt schei-

nen mögen, beweisen eine eben so üppige als seltene Flora.

Mit vielem Rechte wird man auch von Brasilien sagen können: „Die Physiognomie der Vegetation hat „hier mehr Größe, Majestät und Mannigfaltigkeit, als „in der gemäßigten Zone. Das Wachsthum der Blät„ter ist hier schöner, das Gewebe des Parenchyma lok„kerer, zarter, saftvoller. Kolossalische Bäume pran„gen hier ewig mit größeren, vielfärbigeren, duftende„ren Blumen, als bei uns niedrige, krautartige Stau„den. Alte, durch Licht verkohlte Stämme sind mit „dem frischen Laube der Paullinien, mit Pothos und „mit Orchideen gekränzt, deren Blüthe oft die Gestalt „und das Gefieder der Colibri nachahmt, welchen sie „den Honig darbietet“*).

Es ist gewiß, daß Brasilien gleichfalls in den tiefer landeinwärts gelegenen Theilen die kostbare Fieberrinde, Cinchona, erzeugt (Barrow), und da sich dort sehr beträchtliche Gebirge finden, wenn sie gleich nicht so hoch sind, als die Cordilleren, so ließe sich, besonders bei der großen Verschiedenheit der Höhen des Bodens mit jenem vorzüglichsten aller heutigen Reisenden sagen: „In dieser milden Region der Cinchona und weiter „aufwärts, erheben sich Eichen, Tannen, Cypressen,

*) v. Humboldt Geogr. der Pflanzen.

„Berberis, Brombeerstauden, Ellern und eine Menge „von Gewächsen, denen wir eine nordische Physiogno„mie zuzuschreiben gewohnt sind. Der Tropenbewoh„ner genießt also den Anblick aller Pflanzenformen. „Die Erde offenbaret ihm auf einmal alle ihre vielfa„chen Bildungen, wie die gestirnte Himmelsdecke von „Pole zu Pole ihm kein ihrer leuchtenden Welten „verbirgt.“

Unter die vorzüglichsten Produkte des Pflanzenreichs nennt Barrow besonders das treffliche Holz zum Schiffbau. Brasilien besitzt davon einen unerschöpflichen Vorrath, und des widersinnigen Monopols der Krone ungeachtet, werden dennoch die schönsten Schiffe in Bahia und St. Salvador davon erbauet, bis zu der Größe eines englischen Kriegsschiffes von 74 Kan., und zwar fast um die Hälfte wohlfeiler, als in England.

Ferner sieht man hier, außer jenem Hauptprodukte, dem Fernambuk-Holze (Caesalpinia Brasiliensis) das Haematoxylon Campechianum (Campeche-Holz) und den Morus tinctoria; aber der ganze Handel mit diesen Färbehölzern gehört wiederum ausschließlich der Krone. Von bekannten Medicinal-Pflanzen führt jener Reisende, außer der Chinarinde, besonders die Ipecacuanha, Jalappa, die Palma Christi und eine Menge Bäume an, welche nützliche Harze und Balsame erzeugen. Alle tropische Früchte gedeihen hier in hoher Vollkommenheit, ja von den vielen europäis-

schen bekommt hier der Wein treflich. Die Trauben sind sehr groß und saftreich. Schon Piso kündigte die Güte des hiesigen Weinstocks an; der daraus erzielte Wein, sagt er, sey dem Vino cretico gleich. Es ist also nur allein Portugals lächerliches Verbot gegen den Anbau und Fabrikation des Weins, das da Brasilien dieses vorzüglichsten Erzeugnisses beraubt.

Die brasilianische Flora ist aber desto reizender, da die meisten Bäume und Stauden dort alle Jahrszeiten hindurch blühen und tragen. Dies sieht man an den Citronen, den Murucuja, den Mangaba, Bacoba, Banana, Janipaba, Araca, Pindova, Cocuro, Mamaon, Pimento, Pinhones, und anderen zum Theil unbestimmten Gewächsen, die Piso nennt.

Wie viel merkwürdige Gewächse mag aber Brasilien noch enthalten, die der Botanik bis jetzt gänzlich unbekannt, oder wenigstens unbestimmt geblieben sind! Folgendes scheint hierüber eine Bemerkung zu verdienen.

Clusius rechnet 12 verschiedene Arten von Pfeffer her. Der vielen Färbekräuter war schon zuvor gedacht. Die Manobi ist eine Art von Nüssen, die unter der Erde wachsen, von grauer Farbe, und mit einander durch Fäden verbunden. Sie sind unsern Haselnüssen an Größe und Geschmack ähnlich, haben aber nur eine dünne Schale, oder vielmehr eine Haut wie unsere Erbsen; vielleicht sind sie unterirdische Erbsen,

wie jene in Whida, deren Labat Erwähnung thut *).

Die Mahoera des Clusius gehört wohl nicht zu den vielen Palmarten, womit Brasilien pranget, obgleich die männlichen und weiblichen Blüthen, wie bei der Dattel, auf verschiedenen Bäumen wohnen. Die Frucht ist nämlich keine Kernfrucht, sondern an Größe und Form der Melone ähnlich; sie wird von den Indiern gegessen und enthält schwarze Körner.

Doch wer könnte sie aufzählen, die trefflichen Blumen von Wohlgeruch, die vielen Medicinalpflanzen und köstlichen Früchte Brasiliens, wovon uns Piso, Marfgrav, Lery, Laet, Clusius u. a. so unbestimmte Nachrichten ertheilen? Alle warten auf einen zweiten Pallas, Humbold, Bonpland oder Aublet.

Noch reicher wäre für den Naturalisten die Ausbeute in der Zoologie. Man denke nur, was uns die Merianin von dem weit kleineren, an Brasilien grenzenden Guiana geliefert hat, und sicher geht jene Fauna auch auf Brasilien fort, jedoch unzählig vermehrt durch alle Producte, die der große Umfang, und das weit abwechselndere Klima hier zuläßt.

*) Man sehe den ersten Jahrgang S. 197.

ben, daß ein Vogel, dessen Schnabel fast der Größe des ganzen übrigen Körpers gleich ist, dem Thiere erträglich wäre, und dem menschlichen Auge keinen ganz widrigen Anblick gewähren könnte? Aber die an Schönheiten und an Ebenmaßen nie zu beschränkende Natur wußte dieses wunderbar gestaltete Geschlecht so zu bilden, daß sein außerordentlicher Bau weder ihm zur Last fiel, noch dem Auge mißfällig ward.

Schon das auf die warme Zone beschränkte Geschlecht der Papageien scheint darauf hinzudeuten, daß diesen Himmelsstriche fruchtefressende Vögel mit auffallend großen Schnäbeln zu eigen gehören. Die Papageien sind hierin gleichsam die Vorgänger der Toucane. Diese letztern (Ramphastos), welche gänzlich auf Südamerika eingeschränkt scheinen, übertreffen nun jene, ja alle übrige körnerfressende Vögel, an Größe des Schnabels. Sein erstaunlicher Umfang von hornichter Schale, aber äußerst dünne und leicht, sitzt auf einem kleinen eisterähnlichen Körper, beides geziert mit den schönsten Farben. Von den uns bis jetzt bekannten 27 Arten haben fast alle Brasilien zum Vaterlande.

Diese schönen Vögel leben gesellig, fliegen in kleinen Haufen. Man fängt sie ein, und sie werden bald so zahm, daß sie sogar gleich einer Henne ihre Jungen führen. Ihr Nest sollen sie sich selbst in den Bäumen auszuhöhlen wissen; daher denn auch die Portugiesen diesen Vogel Carpentero (den Zimmermann) nennen. Der

Der Toucan.

Ramphastos piscivorus. Linn.

UNIV. OF MICH.

Der Anhinga
Plotus Anhinga. Linn.

UNIV. MICH.

hier gezeichnete Toucan (Ramphastos piscivorus L.)*) ist schwärzlich, trägt eine rothe Leibbinde, das Ende des Rückens ist, so wie die Kehle, weiß. Den großen gelblichen Schnabel ziert gegen die Spitze hin ein schönes Hochroth, und die untere Hälfte ist bläulich; kurz, dieser Vogel prangt fast mit allen Farben des Regenbogens.

Einige andere Toucane haben gezähnelte Schnäbel, so z. B. der Momot (Ramph. Momota), wohnen in einsamen Höhlen und leben gleichfalls von Insekten, Jacquin ernährte ihn mit rohen Fleischstücken, die der Vogel zuvor im Wasser einweichte. Seine Stimme ist rauh und nur schwach; dahingegen wegen der sehr vernehmlichen Töne, die sie oft hören lassen, sie die Prediger genannt werden. Die Indier nannten ihn nach seinem Geschrei Tacataca.

Als seltener, ja wie es fast scheint, bis jetzt nur allein in Brasilien vorgefundener Vogel, verdient der Anhinga (Plotus Anhinga capite laevi, abdomine alho L.) hier bemerkt zu werden. Ein taucherähnlicher Wasservogel, der sich, wie die übrigen seines Geschlechts, von Fischen und andern Wasserthierchen ernährt, nistet oft auf den höchsten Zweigen der dem Wasser nahe stehenden Bäume. Dabei zeichnet er sich

*) Man sehe das Kupfer.

durch den übermäßigen Hals aus, der über einen nur kleinen entenförmigen Körper fast drei Fuß hoch hervorragt*). Mit der entschiedensten Gewißheit seines Gangs, schnellt er diesen langen Hals gegen die Fische hin, die ihm zur Nahrung dienen; denn er vermag es, den Hals schlangenähnlich auszudehnen und zu verkürzen. Sein Körper ist schwärzlich, nur der Unterleib ist weiß, der Hals rothbraun, so wie der sehr kleine fast kahle Kopf; der gezähnte Schnabel ist so wie der Körper von graulich gelber Farbe. Merkwürdig genug scheint das ganze Geschlecht des Plotus bis jetzt auf die östliche Seite von Südamerika beschränkt zu seyn; denn die beiden übrigen bis dahin bekannten Arten sind in Cayenne und Surinam zu Hause; am Senegal und Ceylon scheinen Varietäten davon zu leben.

Brasiliens Flora wird endlich auf das reichste durch jene herrlichen Thierchen belebt, die sowohl wegen ihres Gold- und Farbenglanzes, als wegen ihrer Nahrung den prächtigsten Schmetterlingen der heißen Zone so nahe zu stehen scheinen. Von der großen Anzahl der Colibris ist vielleicht die Hälfte in Brasilien einheimisch, und darunter das kleinste aller vogelartigen Wesen. Der Tominojoo (Trochilus minimus Guaminii 7. des Markgraafs) führt dort diesen Namen, weil er

*) Man sehe das Kupfer; nur ist der Hals zu kurz gezeichnet.

mit seinem Neste zusammen genommen etwa nur 8 Loth, oder 24 Gran wiegt.

In Brasilien trift das Größte und Kleinste der Ornithologie zusammen. In den inneren Provinzen findet sich nämlich der amerikanische Straus (Struthio Rhea L.). Marksrab nennt ihn dort Nhandaguacu, es ist seiner bereits ehemals umständlicher gedacht worden*).

Die meisten Quadrupeden der angrenzenden Länder bewohnen auch Brasilien; wir erwähnen daher nur einiger, die man entweder bis jetzt lediglich in diesem Lande vorfand, oder die darin häufiger vorkommen, als in jenen.

Unter der großen Menge Affen der neuen Welt gehört besonders hierher der sehr schöne Mico (Simia argentata cauda non prehensili L.). Das feine glänzende Silberhaar des Körpers wird bei diesem kleinen Thiere durch das schöne Rosenroth des Kopfes auf eine höchst auffallende Weise gehoben. Condamine, welchem der Portugiesische Gouverneur von Para den Mico als eins der seltensten Thiere Brasiliens zum Geschenk machte, war, aller Sorgfalt ungeachtet, nicht vermögend, diesen zärtlichen Affen lebendig nach Europa hinüber zu führen.

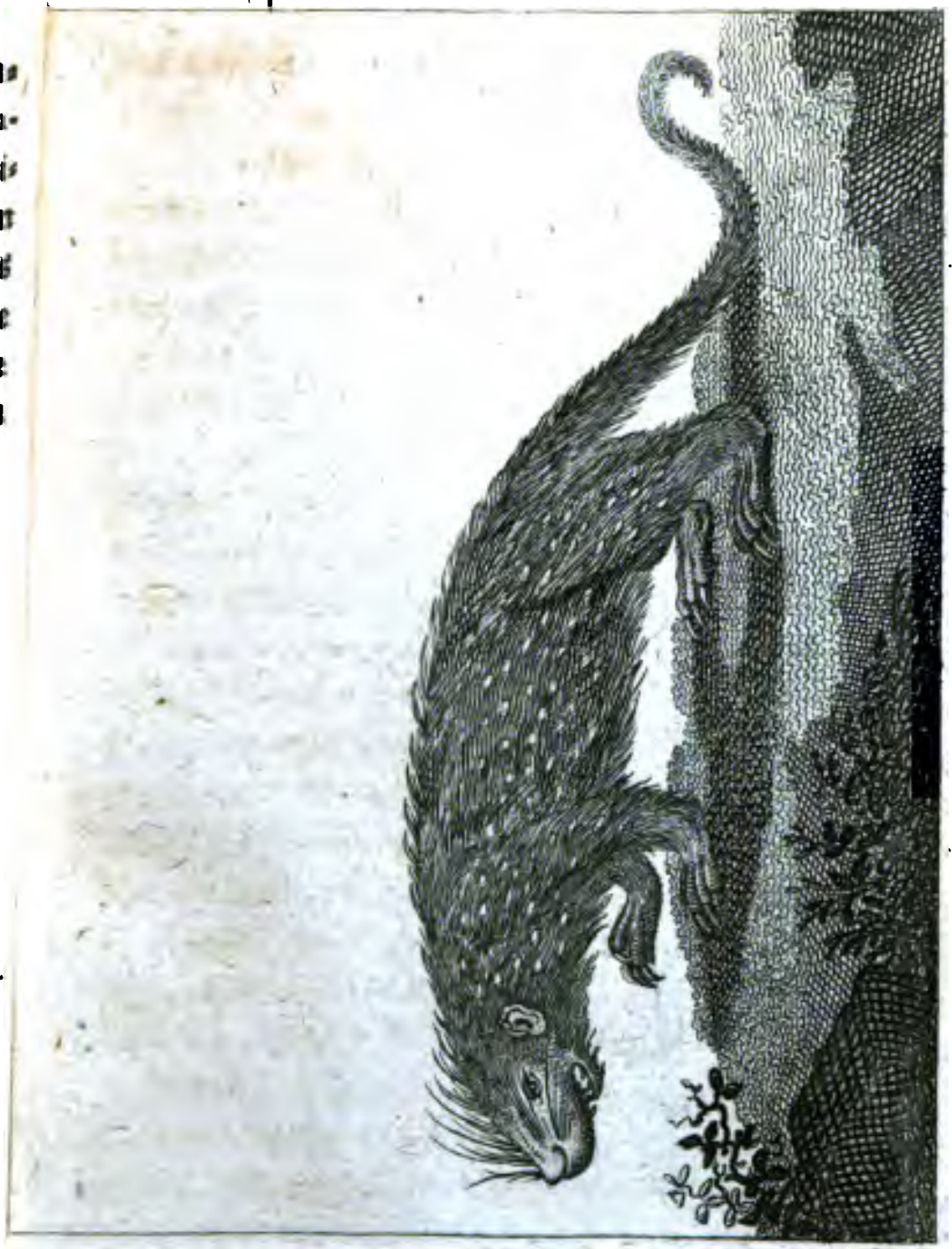
*) M. s. den vorhergehenden Jahrgang, S. 295 u. f.

Wenn gleich nicht so arm an Individuen, und daher nicht so selten wie der Mico, zeichnet sich der Coendu *) doch eben so sonderbar unter den Uebrigen seines Geschlechts aus. Ein Stachelschwein mit einem Wickelschwanze, bedient sich desselben, wie die Saimiri oder die Makis (Lemures), beim Besteigen der Bäume zum Festhalten, und nährt sich nicht blos, wie seine Verwandte, von Früchten, sondern auch von kleinen Vögeln und ihren Eiern.

Tapire, Faulthiere, Ameisenbären, Coatis, mehrere Tiger- und Katzenarten, verschiedene Gavien haben wir bereits aus den Nachrichten von den benachbarten Ländern kennen gelernt. Bekanntlich erhielt Europa das sogenannte Meerschweinchen (Cavia Cobaya) zuerst aus Brasilien. Dies Thier bekam von seinem Grunzen und von der Ueberfahrt über das Meer seinen deutschen Namen. Den englischen (Guinea pig) hingegen, weil es von den Guinea-Sclavenschiffen, die in Brasilien landeten, von dorther nach Europa gebracht ward.

Die Armadille (Dasypus L.) machen hier aber ein besonderes Wildpret aus. Lindley versichert, daß die Brasilianer gegen die Nacht ordentlich auf den Anstand gehen, um Armadille zu schießen. Diese genanzerten, wehrlosen und furchtsamen Thiere kommen haupt-

*) Man sehe das Kupfer.



Der Cuandu.
Hystrix prehensilis. Linn.

UNIV OF MICH.

sächlich bei Nacht aus ihren Höhlen hervor. Ihr Fleisch ist vorzüglich; dem Geschmacke nach steht es gleichsam zwischen dem Spanferkel und dem Kaninchen. Man bratet die Armadille in ihrem Panzer oder in ihrer Schale. Diese dient dann dem Indianer zur Verfertigung kleiner, undurchdringlicher Koffer und Schachteln.

Fast noch reichlicher als das Land sind die Gewässer Brasiliens belebt; und auch hier ist, wie dort, nicht blos die Fülle, sondern zugleich die Sonderbarkeit der Gestalten zu bewundern. Das merkwürdige Geschlecht der Bandfische (Chaetodon L.) ist hier fast gänzlich zu Hause, und von den dickgepanzerten, gehörnten und stachlichten Ungeheuern (Tetrodon, Diodon, Balistes L.) kommen hier sehr viele Arten vor. Ebenfalls wohnen zweierlei galvanische, oder elektrische Fische in Brasiliens Gewässern, so wie viele Arten der Roggen und Haifische.

Vermuthlich ist es der Lamentin oder Manati *), denn dieser findet sich ebenfalls in hiesigen Gewässern, der zu den Fabeln von dem Ypupiapra, den Tritonen und Nereiden, Anlaß gegeben hat. Ein Portugiesischer Schriftsteller erzählt von ihnen, sie wichen dem Geschlechte nach nur darin von dem menschlichen ab, daß ihnen die Augen viel tiefer lägen. Die Weibchen hät-

*) Man sehe den 5ten Jahrg. dieses Taschenb.

ten sehr langes Kopfhaar, und tödteten oftmals Neger, die den Mündungen der Flüsse zu nahe kämen, indem sie sie mit solcher Inbrunst umarmten, daß diese dadurch erdrückt würden. Vornehmlich sollen sie sich unweit der Bay aller Heiligen, in der Mündung des Sagoaripe finden. Uebrigens sey man in Rücksicht solcher, dem Menschen ähnlicher, Seethiere, nicht zu voreilig. Mag es gleich keine, wirkliche Meermenschen geben, so haben sich dennoch unleugbar einzelne mehrere seltsame Thiere im Meere sehen lassen, die dem Kopfe nach eine bedeutende Aehnlichkeit mit dem Menschen zeigten. Ohne hier die verschiedenen, zum Theil sehr verdächtigen Nachrichten hierüber beizubringen, erinnere man sich nur des sogenannten Meermannes der Antillen, der bei dem Felsen Diamant, unweit Martinique, eine hinreichende Zeit über den Wellen aufrecht blieb und von mehreren Männern gesehen ward, die darüber ein gültiges eidliches Zeugniß ablegten *).

Und warum sollte die unermeßliche Tiefe, das Meer, eine dem festen Lande so weit an Umfang überlegene Region, bei dem unerschöpflichen Reichthum an Abwech-

*) In dem Dictionnaire raisonné et universel des Animaux. Paris 1759. 4 Volum. 4to, findet man T. 2. p. 486. Art. Hommes marins, die mehresten Nachrichten hierüber gesammlet. Auch in Robinet de la Nature, T. 3me.

selung, die die Natur in den Formen hervorbringt, nicht einige Thierarten enthalten, die der menschlichen Gestalt mehr oder minder ähnlich sind, in so weit es nämlich die Natur eines Fisches nur zuläßt? Gab sie doch dem Lande die Ouvangen, warum nicht etwas Aehnliches dem Ocean? Stellers noch unbestimmter Seeaffe mag doch wohl ein Thier seyn, das sich wenigstens, seinem Instinkte und vielleicht seinem Aeußern nach, jenen Miniken nähert; auch hat ja das Geschlecht der Phoken schon einen Uebergang zu ähnlichen Geschöpfen vorbereitet. Die folgenden Jahrhunderte mögen, bei dem erstaunlichen Fortschreiten der Naturkenntnisse und der Geographie, noch wohl Wunder bewähren, die bisher noch weniger geglaubt sind.

So hätten wir im Ganzen Brasiliens natürliche Beschaffenheit in etwas kennen gelernt. Allein, wie unbedeutend ist diese Uebersicht ausgefallen, selbst mit Zuziehung der besten Schriftsteller, sowohl der ältern als der neuern. Sie ist nicht einmal vergleichbar mit der, die uns von Peru zu Theil werden konnte; und dies nur allein deshalb, weil Portugals vermeinte Klugheit alles Eindringen in das Binnenland bis dahin ängstlich verboten hat; ja selbst die darüber ehemals bekannt gewordenen Schriften, so viel es nur möglich ist, verheimlicht.

Doch auch dieser Schleier wird dereinst gelüftet werden, diese drückende Beschränkung des menschlichen Wis-

sens wird aufhören, so wie jede Sclaverei, sie sey noch so künstlich gewebt, oder noch so fester geschmiedet, endlich vernichtet werden wird und soll.

Indeß kann selbst das Wenige, was wir von Brasilien wissen, uns einen allgemeinen heiteren Rückblick auf diesen herrlichen Theil der Erde gewähren.

Das Meer und die Gebirge mäßigen in jenem ungeheuren Lande der heißen Zone die Wuth der lothrechten Sonne. Unzählige Ströme, und viele gehörten darunter zu den größten der Erde, verbinden es mit andern reichen Landschaften der Tropen und mit dem Ocean.

Nicht blos alles, was nur der warme Erdgürtel erzeugt, sondern selbst Produkte der nördlichern Welt würden auf das vollkommenste hier erzielt. Denn auch unsere Hausthiere und mehrere europäische Vegetabilien gedeihen in Brasilien sehr gut. Jetzt denke man sich die großen Schätze, welche man selbst aus den wenigen Quadratmeilen, die da bis jetzt benutzt werden, erzielt, und man rechne die mehrere tausendmal größere, aber eben so günstig gelegene Fläche des unbenützten Gebiets von so vielartiger Bildung und Natur; hiebei zugleich die große Bequemlichkeit, die das Meer und die Ströme dem wechselseitigen Waarentausche und dem Handel mit den übrigen Welttheilen darbieten; was für Aussichten zeigen sich hiedurch nicht für die Zukunft!

Welche Menschen in diesem so gesegneten Theile der Erde leben, und ob und wie sie ihn bis jetzt benutzten, dies sey nun der Gegenstand unserer Betrachtung.

Der Mensch.

a) Der Urbewohner; der Brasilianer.

Als die Portugiesen vor drei Jahrhunderten in die dicht verwachsenen Wälder Brasiliens drangen, mußten sie mühselig nach Einwohnern umhersuchen. Jene seltsamen, aber mir stets verehrungswürdigen Schwärmer, welche dem unwiderstehlichen Triebe, rohe, furchtbare Wilde zu unserer Religion und sonach zum bessern Daseyn hinüber zu führen, Freunde, Verwandte, Bequemlichkeiten des Lebens, ja oftmals schmähliche Beschämungen selbst mit Todesgefahr aufopferten, die Missionare, fanden diese reichsten Länder der Welt öde und menschenleer. Die höchsten Wipfelbäume mußten sie besteigen, um von ihren die ganze Gegend beherrschenden Gipfeln einzelne Menschen, höchstens einzelne Familien oder ihre Spuren, den Rauch dürftiger Hütten, zu erspähen. Und nach allen drangsalvollen Anstrengungen, was fanden sie? Nichts als einzelne geringzählige Horden roher Menschen, jede von verschiedener Sprache,

unter einander fast stets in Fehde, und einander entgegenstehenden Sitten. Hier ein Jägervölkchen, dort Ichthyophagen oder Menschen, die gar nur von Muscheln lebten; und nur selten einen ärmlichen Anbau von Maiz; je nachdem der Wald, der Fluß oder die Ebene sich ihnen darbot.

Aber der Hauptsinn dieser Menschen war fast durchgehends ein vagabondes, thierisches Fortbrüten in gedankenlosem Daseyn, das nur auf momentanen Genuß abzweckte, wobei sich ein steter Haß gegen alle übrige Völkerschaften äußerte, der gewöhnlich bis zur Menschenfresserei hinaufstieg.

Der Gestalt nach hatten sie freilich Aehnlichkeiten mit einander, dennoch blieb jeder Völkerschaft ein gewisser Stempel, ein Familienzug, der so bedeutend war, daß diese Stämme sich beim ersten Blick einer unter den andern sofort erkannten. Die meisten Völkerschaften Brasiliens waren mit einander Menschen von mittlerer Größe. Ausnahmen gab es auch freilich hiervon. So zeichneten sich die Guaymüraer durch ihre Länge aus. Die Motayer hingegen waren von kurzer Statur; ja man behauptete, das Binnenland hege Pygmäen. Alle waren aber von gesundem Gliederbau; man sahe bei ihnen keine Verwachsene, Bucklichte oder Lahme; vielleicht tödteten auch sie, wie andere rohe Völker, die fehlerhaften Kinder. Der Kopf und die Schultern sind bei ihnen breit; und die Mütter haben

die sonderbare Gewohnheit, den Kindern die Nase zu pletschen. Ihr Kolorit ist kupferfarben, das Haar lang, straff und schwarz; nur an der Oberlefze und unter dem Kinne zeigt sich dünnes Barthaar. Die Bildung und die Züge des Gesichts waren bei den Brasilianern, die Barrow zu sehen Gelegenheit hatte, denen der Mohren sehr ähnlich.

In den Sitten herrschten schon nach ihren Ernährungsmethoden bedeutende Verschiedenheiten. Da sie mit einander unter der heißen Zone lebten, so bedurften sie fast keine Bekleidung. Dennoch bedeckten einige die Mitte des Leibes; auch zeigten sich bei einigen Völkerschaften verschiedene Arten des Putzes. Die schönsten Federn der Papageyen in einen hohen Kranz oder prächtiges Diadem gebunden, zierten die Köpfe der Oberhäupter, und die großen Straußfedern sahe Lery bald um die Hüften, bald auf ihren Schultern. Andere beklebten den Körper mit feinen, gefärbten Federn, welche vermittelst eines Gummi darauf hangen blieben. Bei Feierlichkeiten zierten die schwarzen Federn des Touans auf diese Art Stirn und Backen.

Das andere Geschlecht ist freilich, wie überall, anders gesichtet und studirter in seinem Schmucke. Das Haar, welches die Männer nur kurz tragen, ließ jenen dagegen lang um die Schultern. Es war geschreitelt, und bei einigen Völkerschaften mit einem rothgefärbten baumwollenen Bande aufgebunden. Uebrigens litten

beide Geschlechter an keinem Theile des Leibes Haare, den Kopf ausgenommen.

Auch verunstalten die Weiber den Mund nicht, wie die Männer, durch Steine oder Knochen, die diese in der deshalb durchbohrten Unterlefze trugen. Aber die Knochenringe um die Arme und oftmals um die Beine, fanden sich an beiden Geschlechtern. In den Ohren trugen sie ungeheure Gehänge von weißen Muscheln; sie hingen oft bis zur Brust herab. Auch putzen sie sich häufig mit Halsbändern, die aus weißen Knochen, kleinen Steinen oder Kügelchen, von glattem schwarzem Holze, bestehen. Eben daher waren denn die Brasilianer, besonders die vom andern Geschlechte, so sehr auf die europäischen farbigen Glaskoraden erpicht. Sie liefen den dort landenden Franzosen stets nach, und riefen: Mair deagatorem amabe, d. i. Franzose du bist gut, gieb mir von deinen Glaskugeln.

Für diesen Schmuck und für Kämme und kleine Spiegel gaben sie alles hin, was ihnen am liebsten war, sogar oftmals ihre Waffen.

Beide Geschlechter bemahlen den Körper auf mannigfaltige Weise mit verschiedenen Farben. Die Hauptfarbe ist bei den Männern die schwarze; hierauf setzen sie oftmals rothe und weiße Figuren.

Bei den Weibern wird nicht sowohl der Körper als das Gesicht bemahlt. Ein Cirkel von blauer, rother und gelber Farbe ist die Hauptfigur auf jeder Backe;

von ihm laufen gleichfarbige Spirallinien über das übrige ganze Gesicht, und die ausgerissenen Haare der Augenbraunen ersetzt ein fein gezeichneter schwarzer Bogen.

Waren die Methoden, sich zu ernähren, bei diesen Völkern, wie wir oben erwähnten, verschieden, so hatten die wenigen Stämme, die eigenes Land anbauten, in Ansehung der Mannigfaltigkeiten der Arten des Genusses, besonders in Rücksicht des Getränkes, einiges von den übrigen voraus. Der Manioc *) liefert ihnen, so wie der Maiz, mehrere Gerichte. Das daraus bereitete Mehl genießt man bald als Brod, bald als Kuchen, und der aus der Wurzel des Maniocs gepreßte Milchsaft erhärtet an der Sonne zu einer Art Käse oder Eierkuchen. Aus den Wurzeln des Maniocs ziehen sie ein berauschendes Getränk; eine Art der ekeln Kawa der Südseeinseln. Die Wurzeln kocht man in Wasser weich, und läßt sie dann von alten Weibern kauen. Hierauf werden sie in anderen irdenen Gefäßen abermals gekocht, und stets umgerührt; alles gießt man in sehr große irdene Häfen, hierin muß die Masse einige Zeit gähren und das Getränk wird sodann zum Gebrauch aufgehoben.

Sind gleich die Wohnungen dieser vagabonden Völkerschaften nur Hürden aus Baumstämmen, bei einigen

*) Man sehe den 2ten Jahrgang.

oft mit Lehm verbunden und mit Baumrinde gedeckt, so verstehen sie es dennoch, Ortschaften, welche aus vielen solcher Cabanen neben einander errichtet bestehen, durch Einfassungen oder Mauern von großen Steinen zu schützen. Die einzelnen Cabanen oder Hütten sind von solchem Umfange, daß sie mehrere Familien enthalten können.

Ihr häusliches Leben ist freilich bei der großen Anzahl der einander zum Theil gänzlich fremden Völkerschaften verschieden. Indeß mußte dennoch eine Aehnlichkeit in ihren einfachen Sitten herrschen, da das Klima ihnen überall nur geringe Bedürfnisse, und daher nur geringe Anstrengung erforderte.

Die Brasilianer sind Polygamen; ein Ehemann darf sich indeß, außer mit den von ihm als seine Frauen anerkannten Weibern, nie mit andern einlassen. Aber nur erst, wenn ein junger Mann einige Feinde getödtet hat, kann er auf die Ehe Anspruch machen; jeder Feige wird von den Mädchen zurückgewiesen. Der Ehebruch ist äußerst selten, und zieht der Frau die Todesstrafe zu. Vor der Ehe hingegen können die Mädchen ungestraft ihre Reize darbieten; die Menge ihrer frühern Liebhaber hält niemand zurück, sie zu Frauen zu nehmen.

Es ist falsch, daß die Weiber ohne Schmerzen niederkommen. Lery bezeugt dies durch die gültigsten Beispiele. Der Vater verrichtet dabei das Amt einer

Hebamme. Die Neugebornen werden neben der Mutter mit Maisbrei ernähret. Die Mutter hütet nur einen oder zwei Tage das Hängebette, den Hamac, und trägt das Kind in einer Binde von Baumwolle, die am Halse herabhängt.

Bei einigen Völkerschaften herrscht gleichsam die überwitzige Gewohnheit der Couvade, da der Vater den Kranken spielt, und das Wochenbette hütet *).

Die Arbeiten des schwächern Geschlechts sind auch hier nicht geringe. Außer dem Stricken der Netze, der Hängebetten, und anderer Zeuge, nebst dem Verfertigen und Bemahlen der irdenen Gefäße, müssen sie den Männern ihre Lebensmittel im Kriege nachtragen, auch oftmals bei den ackerbauenden Völkern das Feld bestellen. Selbst die Schwangerschaft überhebt sie solcher sauren Arbeiten nicht; ein treuer Beweis der Rohheit dieser Völker.

Die Erziehung der Kinder ist hauptsächlich auf die Jagd, den Fischfang und den Krieg gerichtet. Unter sich leben diese Menschen ruhig und friedlich; Lery erlebte in einem Jahre nur zwei Zänkereien. Dagegen sind sie beleidigt, unversöhnlich, und der Tod eines Verwandten kann nur durch den Tod des Urhebers oder dessen Verwandten gebüßt werden.

---

*) Man sehe den vorherg. Jahrgang, S. 262.

Einige Sprachen dieser Indier sind doch nicht so ganz unausgebildet und unbiegsam, als die vieler anderen Völker, deren wir am Maranon oder in Paraguay gedacht haben.*) Das Beispiel des Zeitworts Ich bin bei den Topinambuern, liefern hiervon den Beweis. Aico heißt: ich bin; Ereico, du bist; Oico, er ist; Oroico, wir sind; Peico, ihr seyd; Aura-heoico, sie sind. Auch haben sie, wie die Franzosen, ein gedoppeltes Perfektum, eins für die noch nicht gänzlich vergangene und eins für völlig vergangene Zeit; und die übrigen Theile der Conjugation sind bei ihnen vollständig. Dennoch sind ihre Zahlwörter sehr unvollständig. Sie reichen nur bis auf fünf, die größern Zahlen werden dann durch Wiederholung der Zahl 5 und Zusammennehmung aller Finger der Umstehenden angedeutet. Uebrigens fehlten auch ihren Sprachen, so wie denen der meisten übrigen Wilden, die Ausdrücke für allgemeine Begriffe. (Lery.)

Diese Sprache der Topinambuer war aber eine der wichtigsten, da diese Völkerschaft sich außerordentlich weit verbreitet fand.

Die vornehmsten Völkerschaften waren, nach der Angabe dieses Franzosen, die Margajer, die Uetacaer, die Maguher, die Tapujer, die Topinambuer. Allein

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

der Engländer Knivet, welcher viele Jahre in verschiedenen Theilen Brasiliens zugebracht hat, giebt uns eine ungleich größere Liste der dortigen Nationen oder vielmehr Volksstämme. Nur allein von den Tapuiern zählt er sechs und siebenzig verschieden benannte Stämme. Ueberdies führt er noch über 12 Hauptvölker an, die sowohl durch die Sprache, als durch die Lebensart und Sitten von einander verschieden waren. Den ersten Rang gesteht er darunter den Petiguarern zu, denen dann die Topinambuer, Tapuien und Margajen nebst den übrigen folgen. Dennoch fand auch Knivet, wie Lery, einige Sprachen, welche von sehr vielen Nationen verstanden wurden; hierunter gehörte besonders die der Topinambuer, deren eben gedacht ist.

Viele dieser kleinen Völkerschaften sind in unsern Zeiten sicher nur noch dem Namen nach bekannt. Sie reiben sich seit langer Zeit einander selbst auf, und die ihnen so weit überlegenen Europäer, haben es an ihrer Vernichtung oder doch Verkleinerung sicher nicht fehlen lassen. So ist jene Nation der Tapuier, die vormals in so viele Zweige zerfiel, jetzt ins Innere gedrängt und ihr Name begreift fast alle unterjochte Nationen des Binnenlandes. Auch hegen alle Original-Brasilier den entschiedensten Haß und Abscheu gegen ihre Unterdrücker, die Portugiesen. Die zwölf Brasilianer, welche Barrow bei seiner Landung dort als Ruderer auf einem portugiesischen Boote vorfand, hatte

der Gouverneur nur mit vieler Schwierigkeit herbeizuschaffen vermogt, denn alle Eingeborne, die sich dem Dienste der Portugiesen überlassen, werden, sagt er, von ihrer eigenen Nation mit so tiefer Verachtung angesehen, daß sie es nicht wagen zu den Ihrigen jemals zurück zu kehren, indem sie überzeugt sind, von ihnen auf eine schimpfliche Weise getödtet zu werden.

Eben daher sahen sich die Portugiesen genöthigt, Sclaven aus Afrika für ihre Etablissements herbei zu führen, denn es war unmöglich, die Eingebornen zum Bearbeiten des Ackers, oder der Minen, auf die Dauer zu zwingen.

Uebrigens äußern sie, so wie die meisten uncivilisirten Völker, große Gastfreiheit gegen die Fremden, die ihnen nicht feindlich sind.

Zu den Zeiten des Lery ward der Fremde, sobald er eine Cabane betrat, genöthigt, sich in ein Hängebette (Hamak) zu setzen. Der Hauswirth versammelte hierauf seine Frauen, und diese kauerten um den Hamak herum nieder, damit sie den Gast bequemer angenehm unterhalten konnten. Unter Thränen der Freude sagten sie ihm: „Wie bist du doch so gut; du hast dich „bemühet zu uns hieher zu kommen. Du bist recht „hübsch, du bist so tapfer; wir haben dir wahrlich große „Verbindlichkeit.“ Es forderte dann die gute Lebensart, von Seiten des Gasts, zu zeigen, daß er sich hiervon gerührt fühlte, und dies wo möglich durch Thrä-

nen des Danks, oder wenigstens durch einige Seufzer zu äußern.

Hierauf trat der Hausvater, der Mussucat, der bis dahin gar auf den Fremden nicht weiter zu achten schien, ihm näher; erkundigte sich nach dessen Befinden, und nach dem Zwecke seiner Reise. Er ließ für ihn, im Fall er ein Fußgänger war, sodann Wasser bringen, und die Weiber wuschen dem Franzosen (dem Mair) die Füße. Wünschte der Reisende zu essen, so ward Wildpret, Fische und Getränk herbeigeschaft. Blieb er über Nacht, dann hängte man für ihn ein reines weißes Inis (Hamak) auf, machte da umher Feuer an, setzte aber eine Art Feuerschirme (Tatupecum) davor, damit der Schlaf nicht gestört werde. Beim Erwachen bot der Wirth einen guten Morgen und entließ ihn mit froher Zufriedenheit. Diese Sitten haben sich noch bei vielen dortigen Nationen des Innern erhalten.

Vom eigentlichen Handel und Gewerben haben sie durchaus keinen Begrif. Sie wunderten sich nicht wenig über die mühsame Aemsigkeit, womit die Europäer das Färbeholz wegführen. Lery hatte hierüber folgendes Gespräch mit einem befahrten Wilden; es ist zugleich belehrend in Rücksicht ihrer Denkart überhaupt.

Ein brasilianischer Greis, der mit Erstaunen die ungeheure Quantität Färbeholz bemerkt hatte, welche die Franzosen fällen und auf ihre Schiffe tragen ließen, redete den Lery deshalb auf folgende Weise an.

„Wie geht es zu, daß ihr Mairen und Peroer (Franzosen und Portugiesen) so weit herkommt, um Holz zu holen euch zu erwärmen? giebts denn in eurem Lande kein Holz?"

L. „Allerdings haben wir bei uns Holz, und zwar in großer Menge, allein nicht von der Art, wie dieses hier, welches wir nicht zum Brennen, sondern, wie ihr selbst zum Färben eurer Schnüre und Federn, benutzen."

Br. „Aber, erwiederte der Amerikaner, wie braucht ihr denn so viel davon?"

L. „Ein einziger Kaufmann unsers Landes hat mehr Tuch und Frieß, als du je sahest, und dieser allein kauft daher zum Rothfärben eine ganze Schiffsladung des Arabutan."

Br. „Uh! was für Wunderdinge du mir erzählst! Aber jener reiche Kaufmann stirbt er denn nicht?"

L. „Freilich stirbt er, wie Andere."

Br. „Und wenn er nun todt ist, wem gehört denn alles, was er hinterläßt?"

L. „Seinen Kindern, und im Fall er keine hat, seinen Brüdern, Schwestern oder sonstigen Anverwandten."

Br. „Wahrlich, jetzt erst sehe ich ein, daß ihr Franzosen große Narren seyd. Müsset ihr darum euch so sehr anstrengen, und so weit über das Meer reisen,

um für diejenigen Reichthümer zu sammeln, die nach euch leben? Als wäre die Erde, die euch dort ernährt, nicht hinreichend, jene gleichfalls zu ernähren. Wir haben ebensowohl Kinder und Anverwandte, wie ihr, und wir lieben sie, wie du siehst; allein, da wir wissen, daß die Erde, die uns ernährt, auch sie ernähren wird, so verlassen wir uns ruhig hierauf."

Die Ergötzungen dieser Völker bestehen, außer den Schmausereien und feierlichen Kriegsgelagen, hauptsächlich in Tanzen. Sie bedienen sich hierbei eigener Klappern aus hohlen Früchten, von der Größe unserer Kastanien, die mit kleinen Steinen gefüut sind. Diese werden an die Beine gebunden, während daß sie größere Klappern, Maraca genannt, gleichfalls hohle Baumfrüchte, in den Händen halten. Uebrigens besteht ein solcher Tanz mehr in Bewegung des Leibes und der Arme, als der Füße. Sie stimmen dazu monotone Lieder an, Rundgesänge, die chorweise wiederholt werden. Ein solcher Gesang bestand nur in der Wiederholung der Worte: He he hua; ein anderes lautete: Heu hurauxe heura; die Worte wurden nach den fünf verschiedenen Tönen der Tonleiter, g, f, e, a, d abgesungen. (Lery.)

Wenn gleich die Völker Brasiliens keinen eigentlichen Kultus, noch auch einen bestimmten Begrif von der Gottheit hatten, so fand man dennoch bei ihnen nicht nur merkwürdige Spuren einer ältern Religion,

sondern es äußern sich bei ihnen daneben offenbare Anzeigen eines Glaubens an überirdische Wesen irgend einer Art.

Auch fand man, daß sie mit dem Worte Tupan (der Donner), die Idee einer übernatürlichen Macht verbänden, von welcher sie behaupteten, sie habe sie den Ackerbau gelehrt. Ebenfalls hatten sie einen Begrif vom Leben nach dem Tode; denn sie glaubten, es bleibe von ihnen nach ihrem Ableben noch etwas übrig, und mehrere der Ihrigen seyen in Geister verwandelt. Daher haben sie denn auch Wahrsager, welche sie besonders bei ihren Krankheiten sowohl um Hülfe, als um Voraussagen ihres Schicksals angehen.

Es ist ferner sehr merkwürdig, daß einige dieser Völker einer alten Sage von einer sehr großen Ueberschwemmung des ganzen Landes erwähnen, mit dem Zusatze, damals seyen nur zwei Menschen, Schwester und Bruder, lebendig erhalten worden.

Einem Zufall verdankte Lery einstens den Anblick einer sehr feierlichen Ceremonie, wobei Gesänge mit sonderbaren Tänzen und Leibesbewegungen verbunden waren; und diese Ceremonie schien so heilig gehalten zu werden, daß sie gänzlich alle Fremde davon zu entfernen wünschten. Solche Feierlichkeiten werden oftmals mit großer Heftigkeit betrieben; die handelnden Personen schäumen dabei vor Wuth. Sie dienen besonders als Vorbereitung zum Kriege, und bei sol-

chen Gelegenheiten pflegen sie sich von den Aufführern durch lange Schilfröhre Tobaksdampf bis zur Sinnlosigkeit aufblasen zu lassen... Hierdurch, behaupten sie, werde ihnen Muth eingeflößt.

Die Kriege selbst bestehen fast, wie bei allen Urvölkern der neuen Welt, mehr in Hinterlist und Ueberfall, als in offnen Schlachten. Dabei herrscht auch bei den Brasilianern die bitterste Rachsucht gegen die Feinde, und die roheste Grausamkeit gegen die Ueberwundenen.

In den reichen Ländern von Südamerika konnte es nicht dieselben Ursachen zum Kriege unter den Wilden geben, als in dem dürftigern Norden. Unter den Wendekreisen bot der Wald zu jeder Jahreszeit einen unermeßlichen Ueberfluß der schmackhaftesten Früchte, und des besten Wildprets dar; die ungeheuern Ströme, nie mit Eise belegt, enthielten, so wie das benachbarte Meer, einen übermäßigen Reichthum der schönsten Fische, und die Erde bedurfte kaum aufgeritzt zu werden, um den Maiz oder Manioc, oder die Jams, mehrmal im Jahre hervorgehen zu lassen. Es war mithin bei einer so geringen Bevölkerung kein Grund vorhanden, um die Jagd- und Flußgebiete, oder überhaupt um die Bedürfnisse des Lebens zu kämpfen, wie dies in dem rauhen Norden oft der Fall war. Millionen konnten hier reichlich ernährt werden, friedlich und glücklich neben einander ihr Daseyn fristen. Dennoch herrschte unter diesen von der Natur so trefflich ausgestatteten Men-

schen ewige Fehde. Hier war nur Rachsucht, oft nur für individuelle Beleidigung die Ursache des krimineller Wahnsinns, des unnöthigen Krieges. Diese Leidenschaft kleiner, niedriger Seelen, wird durch die Heftigkeit der Sonne noch mehr erhöhet. Und da bei der dürftigen Bevölkerung von Amerika beinahe alles in kleine Stämme, also gleichsam in Familien getheilt war, so nahm gewöhnlich der ganze Stamm Antheil an der wahren oder vermeinten Beleidigung irgend eines seiner Mitglieder.

Diese Darlegung der Ursache der Kriege der südamerikanischen Wilden wird genau durch die Erzählung des Lery bestätigt. Er war ein Augenzeuge eines Feldzugs der Topinambuer gegen die Margajer; zwei Nationen, welche seit langer Zeit nur allein wegen individueller Beleidungen mit einander in bitterster Feindschaft lebten.

Ihre Einrichtung vor dem Ausmarsch bestand zuerst in Erwählung der Heerführer. Hiezu kann Niemand gelangen, als der, welcher bereits mehrere Feinde erlegt hat. Diese Heerführer sind die einzigen temporairen Gebieter bei den Brasilianern; denn im übrigen giebt es keine besondere Regierungseinrichtung bei ihnen. Sie setzen sich alle einander gleich, nur dem Alter bezeugen sie, wegen seiner größern Erfahrung, mehr Achtung, und nehmen auf seine Rathschläge Rücksicht. Aus jeder Aldeja, so benennen sie die Anzahl der Ca-

banen oder Wohnungen, welche auf ein und demselben Bezirk erbauet sind, (etwa 5 oder 6) wird ein Anführer gewählt.

Sodann bewaffnet sich jeder Krieger. Ihre Rüstung besteht aus einer Keule von sehr schwerem, oft schwarzem Ebenholze, an deren runden Stiele sich eine dicke, linsenförmig geformte Kolbe befindet, deren Kanten zugeschärft sind. Die ganze Keule ist 6 Fuß lang und heißt Tacape. Ihre Bogen, Oropato genannt, haben Sehnen von ganz außerordentlicher Stärke, obgleich sie nur aus dünnem Grase geflochten sind; die Pfeile halten 6 Fuß; ihr mittlerer Theil besteht aus Rohr, die Enden aus Ebenholz, die Spitze aus scharfen lanzettförmigen Knochen oder aus der Spitze eines Roggenschwanzes. Seit der Bekanntschaft mit den Europäern wählten sie hierzu ein scharfes Eisen; das andere Ende ist mit ein Paar farbigen Federn versehen. Das Ganze wird vermittelst Baumrinde sehr künstlich mit einander verbunden. Zur Beschützung führen sie runde und flache Schilder von dem starken Rückenfell des Tapirs; zur Feldmusik und zu Kriegssignalen haben sie Hörner, Inubia genannt, und Pfeifen von Knochen, gewöhnlich aus den Röhren der erschlagenen Feinde.

Die streitbaren Indianer aller Alterjaen versammlen sich in kleinen Armeen von etwa 6 bis 6000 Mann; die Weiber müssen ihnen die Lebensmittel nachtragen.

Ihre Angriffe geschehen hauptsächlich zu Nacht; am Tage halten sie sich unweit der Dörfer, oder Städte, verborgen. Diese überfallen sie dann im Finstern und setzen zugleich die Wohnungen in Brand. Sehen sie sich aber gezwungen, im freien Felde bei Tage zu schlagen, so geschieht dies mit größter Wuth. Sie suchen diese durch ein gräßliches Geheul zu erhöhen. „Als die „Unsrigen„ sagt Lery, den Feind auf eine Viertel„meile gewahr wurden, fingen sie an zu brüllen, und „so wie die beiden Partheien einander näher kamen, „verstärkten sie dies, bliesen ihre Kriegshörner, streck„ten die Arme gegen einander drohend aus, und zeigten „die Knochen der Gefangenen, die sie gefressen hatten, „wie auch die Reihen Zähne, welche ihnen davon am „Halse herabhingen.“

„So bald sie bis zu der Schußweite gegen einander „gekommen waren, sahe man die Luft mit Pfeilen ge„füllt. Es war ein wundersames Schauspiel, mehrere „tausend Pfeile mit ihrer großen Befiederung von ro„then, blauen, grünen und gelben Federn in der Luft „durch die Sonne glänzen zu sehen. Die davon Ge„troffenen rissen sich wüthend die Pfeile aus ihren Wun„den, zerbrachen sie, und zerbissen sie mit den Zähnen. „Sie fochten mit solcher Wuth, daß sie, selbst gelähmt „oder tödtlich verwundet, nicht zurück wichen. End„lich ward man handgemein, und nun zeigte sich eine „eben so fürchterliche als seltsame Scene. Mit den

„schweren Keulen schlug jeder wüthend auf den Gegner „los, und suchte daneben durch die behendesten Sprünge „und Wendungen des Körpers den Streichen des Fein„des auszuweichen. Traf aber der Schlag, so tödtete „er größtentheils auf der Stelle.“

Nach einem Gefechte von drei Stunden siegten endlich die Topinambuer und machten dreißig Margajer, Männer und Weiber, zu Gefangenen.

Wir waren, fährt Lery fort, auf 10 Seemeilen von der Heimath unserer Indier entfernt. Aber kaum war der Sieg entschieden, so kamen ihnen bereits ihre Bundesgenossen, und bald darauf ihre Landleute entgegen. Es war ein Triumphzug mit den wildesten Sprüngen, Tänzen und schrecklichen Gesängen für die unglücklichen Margajer, die nun, hart gebunden, in der Mitte ihrer gräßlich frohlockenden Sieger daherzogen.

Als diese sich ihren Wohnungen naheten, riefen sie den Ihrigen zu: „Sehet da die Speise, die ihr so vor„züglich liebt, sie nähert sich euch.“

Während dieses empörenden Geschreies zwang man die unglücklichen Schlachtopfer zum Tanzen.

Hierauf wurden sie in die verschiedenen Aldejas vertheilt. Man behandelte sie auf das freundschaftlichste, man nährte sie auf das beste, um sie gehörig zu mästen. In dieser ganzen Periode giebt man ihnen sogar Weiber. Dies sind entweder die Wittwen der von den Feinden erschlagenen, oder die Schwestern derselben.

Gegen die Zeit der feierlichen Hinrichtung richten nun die Weiber ungeheure Gefäße mit den oben beschriebenen berauschenden Getränken zu. Der Herr des zu opfernden Gefangenen ladet sodann zu dem Todestage die ganze Ortschaft ein, und erwählt einen Mann, den er besonders zu ehren denkt, zum Opferer. Das Fest beginnt; unmäßiges Trinken, Tanzen und Singen wechseln mit einander ab, und das unglückliche Schlachtopfer wird genöthiget daran lebhaften Antheil zu nehmen. Man hat den Gefangenen zu dieser Feierlichkeit mit verschiedenen Farben bemahlt, und so gewiß er auch jetzt seines Todes ist, so stimmt er dennoch unter stetem Zechen Erinnerungslieder zum Lobe seiner Vorfahren an, worin er hauptsächlich alle die Grausamkeiten erzählt, welche seine Nation gegen die jetzigen Sieger ausgeübt hat.

Oftmals dauern diese Gelage drei Tage, je nachdem die Getränke hinreichen.

Endlich erscheint jener geehrte Henker, der sich bisher nicht sehen ließ. Er ist vielfarbig bemahlt und mit Federn geschmückt, die Keule selbst, das Instrument des Todes, haben die Weiber gleichfalls mit bunten Federn und Bändern geziert; es wird von den angesehensten und aufs beste geputzten Kriegern herbeigebracht und dem Todtschläger feierlich vom Oberhaupte der Aldeja überreicht.

Kurz zuvor hat man dem Gefangenen, nachdem ihm ein Strick um die Mitte des Leibes geschlagen ist, wodurch er von zwei Männern gehalten wird, Steine und Scherben hingelegt und ihn unter Ankündigung seines Todes aufgefordert, sich zu rächen. Auch strengte er dann alle Kräfte hierzu an, und oftmals werden mehrere seiner Feinde, obgleich sie sich mit ihren Schildern bedecken, schwer durch seine Steinwürfe geschmettert.

Nach dieser sonderbaren Scene tritt der Opferer oder Henker hervor, erinnert den Gefangenen, wie viel Krieger ihnen durch seine Nation getödtet, wie viel sie gefressen, und wie viel Unglück sie ihnen überhaupt verursacht habe. Der Gefangene bejahet dies triumphirend, und versichert auch, dieser sein Tod werde auf das stärkste von seiner Nation gerächt werden.

Hierauf erfolgt schnell der Todesstreich, er wird mit solcher Gewißheit geführt, daß das Opfer gewöhnlich sofort ohne weitere Spuren des Lebens niederstürzt.

Sofort fällt die temporaire Frau des Erschlagenen über den Todten her, beklagt ihn laut mit vielen Thränen; wie sehr dies nur Ceremonie ist, beweiset ihr darauf folgendes Betragen.

Die Weiber nehmen gleich darauf den Leichnam, waschen und reinigen ihn, und der, dessen Eigenthum der Gefangene war, zerlegt nun den Körper. Die

zuerst davon getrennten Glieder, die Arme und Beine, werden mit Pomp in der Ortschaft umhergetragen. Sodann wird der Rumpf zerstückelt; und bei dieser ganzen scheußlichen Operation rieb man den Kindern das Gesicht und vorzüglich den Mund mit dem herausfliessenden Blute. Die zerschnittenen Theile werden hierauf vertheilt, geröstet und unter lautem Jubel verzehrt. Die Weiber erhielten nur die Eingeweide und den Kopf; letztern kochten sie mit einem Mehlbrei, und die Frau des Erschlagenen bewies bei diesem gräßlichen Mahle eine ganz ausgezeichnete Begierde.

Man kennt in der Natur nur ein Paar räuberische Insekten, die sogleich nach ihren ehelichen Liebkosungen einander fressen; bei den Spinnen ist dies zuweilen der Fall, häufiger aber bei der Fangheuschrecke (Mantis L.), eins der gefräßigsten Kreaturen der ganzen Thierheit.

Aber Menschen dieses Triebes! Wie tief, selbst unter die uns ähnlichen Thierarten kann die Unkultur den Menschen, diesen Liebling des Himmels, herabsinken lassen! Denn es wird als ein äußerst seltner Fall angesehen, daß der Hund in der Noth sich von dem Cadaver eines Hundes nährt.

Die Anthropophagie war freilich von jeher das Laster so vieler unkultivirten Völker der Erde, allein es bleibt stets bemerkenswerth, daß in keinem Theile unserer Welt diese schaudererregende Gewohnheit sich so

gleichförmig und gleichzeitig verbreitet fand, als in der neuen Welt. Hier stieß man kaum auf ein Volk, das nicht entweder Menschen für ihre Götter schlachtete, oder sie gar selbst verzehrte.

Schon zuvor ward angezeigt, daß im warmen, südlichen Amerika sicher nicht die Nothwendigkeit die Menschen zu diesen Unthaten zwingen konnte, sondern nur die Blutrache. Aber der Unterschied verdient wohl bemerkt zu werden, der sich hierin in Rücksicht des Nordens und des Südens von Amerika zeigte. Fast alle die nördlichen Völker dieses Erdtheils waren weit grausamer gegen ihre unglücklichen Schlachtopfer. Sie thaten ihnen zuvor die entsetzlichsten Martern an *); bei den Brasilianern, obgleich wegen ihrer Menschenfresserei berühmt, endigte dagegen ein einziger Schlag das traurige Daseyn der Gefangenen.

Auch scheint es unserer Aufmerksamkeit nicht unwerth, daß Amerika eine weit größere Anzahl Jägernationen enthielt, als Asien oder Afrika. Die Jagd, wie dies bereits oft gesagt ward, ist die Mutter der Gefühllosigkeit, ja der Grausamkeit gegen uns ähnliche Mitgeschöpfe. Und auch hierin stand Südamerika glücklicherweise dem Nördlichen nach. In letzterem waren fast alle die kaum aufzuzählenden Stämme, wel-

*) Man sehe den 3ten Jahrg. S. 180 u. f.

che die vasten Regionen von Mexico an bis zu den Ländern der Esquimaux hinauf bewohnten, Jägervölker; die wenigen Ichthyophagen der Küsten ausgenommen. Sie waren freilich zum Theil durch die geringere Ergiebigkeit ihres Bodens, und durch die auf den großen offnen Plätzen, Wiesen und Savanen umherirrenden Heerden wilder Ochsen, Rehe, Caribus und wilden Geflügels hiezu gleichsam von der Natur selbst aufgefordert.

Nicht so unter den Tropen. Der ungeheure Trieb der Vegetation übersteigt hier alle Begriffe. „Die „wildesten Völkerstämme, sagt der treffliche Humbold, werden zum Gartenbau gezwungen. Sie „müssen Pisang, Arum-Arten und Manjok bauen, „weil das Dickicht der Wälder sie hindert, als Jäger zu leben. Der Wald drängt sich an den Fluß. „Man fährt lange mit dem Canot an dem Ufer hin, „bis man eine Stelle trift, wo das Pflanzengewirre „einen Raum läßt, ans Land zu steigen, und seine „Hamacken auszuspannen. Missionsniederlassungen liegen nur etwa 1000 Toisen von einander entfernt, „und kaum hat man einen Landweg von einer zur „andern eröfnen können. Die ewigen Aequatorialregen hindern das Abbrennen der Waldungen, und „das Menschengeschlecht muß in Menge noch sehr „zunehmen, ehe es dort Herr der Pflanzenschöpfung „wird."

Die Braſilianer waren aber in Rückſicht ihrer Anthropophagie auch nicht zu vergleichen mit den afrikaniſchen Menſchenfreſſern, obgleich dieſe unter einem ähnlichen Klima lebten. Es iſt nämlich unleugbar, daß einige Nationen des Innern von Afrika allerdings Sklaven ihrer eigenen Nation zum Verzehren ſchlachten; wir werden bei einer andern Gelegenheit hierüber umſtändlicher Auskunft geben.

Weniger ſcheinen die Braſilianer von einigen wilden Nationen unterſchieden geweſen zu ſeyn, welche ihre eigene Verſtorbene verzehrten, nur allein um ihnen ein ehrenvolles Grab in den Eingeweiden ihrer eigenen Verwandten anzuweiſen; denn Piſo bemerkt, daß einige Völker ihre eigene Kinder gegeſſen haben, von den Lebenden die Nabelſchnur, nachmals aber ihren Tod beweinten.

Die Braſilianer betrugen ſich ſowohl gegen ihre Kranken, als gegen ihre Verſtorbenen mit vieler Achtſamkeit und Anſtand. Sie warteten erſtere ſehr ſorgfältig. Betraf es Wunden, ſo wurden dieſe ausgeſogen und mit ſtrenger Diät und Kräutern geheilt. Dergleichen Krankheiten kamen hier am gewöhnlichſten vor; beſonders litten aber die Einwohner an dem Pian. So hieß bei ihnen ein Uebel, bei welchem ſich Blättern über den ganzen Leib erzeugten, und zuletzt einen gefährlichen breiten Schorf bildeten, der ſelbſt, wenn er gleich geheilt wurde, ſcheußliche Narben auf viele Jahre

zurückließ. Es war eine Hautkrankheit, die ihren Ursprung aus der Wollust nahm, und keinen geringen Beitrag zur Erläuterung des Streits über das Vaterland der Lustseuche an die Hand giebt.

Die Todten begräbt man in einer runden, tonnenförmigen Grube. Hierin wird der Verstorbene aufrechtsitzend, mit zusammengebogenen Knieen und Armen gesetzt. Einem Oberhaupte legen sie seine Waffen, Halsbänder, Hamak und Federn mit ins Grab. Dabei stimmen sie, unter Vergießung vieler Thränen, Klagelieder an. Zur Ehre des Verstorbenen wiederholen sie diese so oft sie sich dem Grabe nochmals nähern.

Der hier geschilderte Zustand der Brasilianer hat in solchen Theilen des Landes, wo selbst die Portugiesen mit ihnen in nähere Verbindung getreten sind, wohl einige Veränderung erlitten. Auch haben sie es vorzüglich den mühsamen Anstrengungen der Missionaire zu verdanken, daß sich ihre Anthropophagie beträchtlich gemindert hat. Allein im Ganzen sind diese Nationen erbittert gegen ihre Unterdrücker, und daher weniger geneigt, fremde Sitten anzunehmen, stets noch dem rohen Zustande treu geblieben, der uns den sogenannten Naturmenschen so widrig darstellt.

Ihre jetzige Population anzugeben, scheint gänzlich unthunlich. So wie alle die Ureinwohner der neuen Welt, haben auch sie die Ueberwucht der sogenannten Christen schrecklich gefühlt. Sie sind durch unsere

Waffen zurück gedrängt, und an Anzahl sehr vermindert; ja es ist höchst wahrscheinlich, daß, wenn die Europäer fortfahren im inneren Theile von Südamerika stärker anzubauen, jene vielartigen Völkerschaften Brasiliens, theils in einander selbst, theils mit den Europäern verschmolzen, dereinst nur noch in der ältern Geschichte fortleben werden.

b) Der Fremde; der in Brasilien Angesiedelte.

Nicht völlig unter so schrecklichen Scenen, als Peru, ward Brasilien von den Europäern eingenommen. Wir sahen, daß Cabral sich fast ohne Widerstand des entdeckten Landes bemächtigte, und da man dort nicht so bald, als in Peru, edle Metalle vorfand, sondern das Nutzbare anfänglich nur aus Färbeholz bestand, so war auch der Drang der europäischen Abentheurer zu dieser neuen Erde nicht so stürmisch, und daher den Eingebornen nicht so furchtbar.

Freilich fühlten die Letztern bald, worauf es abgesehen war; daher widersetzten sie sich mit eben so vielem Muth, als Grausamkeit, den Missethätern und schlechten Frauenspersonen, welche Portugal bald nach der Entdeckung dorthin sandte, um zur Grundlage einer europäischen Kolonie zu dienen.

Ein anderer Stamm der europäischen Kolonien Brasiliens bestand aus den unglücklichen Hebräern, die die von Spanien nach Portugal verpflanzte Inquisition auf das wahnsinnigste verfolgte. Auch diese fanden sich nur zu häufig betrogen. Entgingen sie in Europa dem Scheiterhaufen, den der tolle Fanatismus für sie anzündete, so verschlang sie dagegen oftmals der rohe Anthropophage; hier wurden sie indessen nur erst nach dem Tode geröstet. Die Indier zeigten sich nämlich stets wüthender, jemehr Europäer sie ankommen sahen, und Thomas Sousa, der im Jahre 1549 mit einer ansehnlichen Macht und mit vielen Missionairen, als Statthalter von ganz Brasilien, dort zur Aufrechthaltung der neuen Kolonie ankam, hatte manchen schweren Kampf mit diesen von Rache glühenden Indiern zu bestehen.

Bald darauf zeigte sich eine dritte Verschiedenheit von Europäern in Brasilien. Auch diese trieb der Verfolgungsgeist aus ihrem Vaterlande. Die Hugenotten waren in Frankreich bereits unter der Regierung Franz des Ersten hart gedrückt. Sie konnten es sicher nicht erwarten, diese Intoleranz bei seinem Nachfolger Heinrich II. gemindert zu sehen, da Catharine von Medicis nun Königin geworden war. Der Viceadmiral Villegagnon, obgleich Maltheserritter, war dennoch den Calvinisten günstig, und suchte, unter dem Vorwande, Frankreich durch Anlegung einer Kolonie in

der neuen Welt mit Spanien wetteifern zu lassen, einen Schutzort jener unglücklich Verfolgten. Es landete dort im Jahre 1666 mit drei ansehnlichen Schiffen. Sie enthielten 290 Franzosen unter der Führung des Ritters Dupont, eines vorzüglichen Freundes des berühmten Admirals Coligni, der diese Expedition zur Rettung und Verbreitung der Reformation, wovon er bald darauf selbst ein trauriges Opfer ward, auf das Thätigste beförderte. Unter diesen Wanderern befanden sich, außer dem Prediger Lery, mehrere geschickte Männer aus Genf, so wie zugleich fünf ledige Frauenzimmer, durch deren dortige Verheirathung man für die Kolonie bedeutende Vortheile zu bewirken hofte. Neue Versuche der Franzosen, dort anzusiedeln, geschahen in den Jahren 1684 und 1695, alle waren nicht sehr glücklich.

Endlich suchte wiederum eine andere europäische Nation in Brasilien Kolonien anzulegen. Die Niederlande hatten sich dem spanischen Joche entzogen, und die unglückliche Vereinigung Portugals mit Spanien gab nun Anlaß, daß Hollands siegreiche Flotten die durch Portugals Tapferkeit so mühsam erworbenen Besitzungen in Indien zu erobern suchten.

Holland errichtete außer der ostindischen auch eine westindische Handelsgesellschaft; diese machte dann im Jahre 1624 unter der Führung des Admirals Willekens einen glücklichen Angrif auf die damalige portu-

giesische Hauptstadt Brasiliens, St. Salvador. Mit ihr kamen die meisten Besitzungen Brasiliens in die Hände der Holländer. Zwar wurden sie bald darauf von den Portugiesen durch die Tapferkeit des dortigen Erzbischofs, der sich mit einem beträchtlichen Theil der Besatzung glücklich gerettet hatte, wieder vertrieben. Allein schon 1630 waren die Holländer wieder Meister, und die grosen Talente und der hohe Muth des Prinzen Moriz von Nassau, ließ alle Anstrengungen der besten portugiesischen Feldherren zur Wiedereroberung Brasiliens scheitern. Nur nach vielfältig wechselndem Glück und Unglück ward endlich Brasilien durch den Frieden von 1661 Portugal völlig zugesichert.

Im Ganzen war daher Brasiliens Kolonisation sehr vielartig. Sie hatte zugleich etwas Aehnliches mit der der vereinigten Staaten von Amerika; denn auch in Brasilien waren religiöse Verfolgung und der Drang nach Gewissensfreiheit Hauptgrundlagen der Ansiedelung. Allein was kann nicht alles aus ein und demselben Stamme erzeugt werden? Sahe ich doch selbst mit Erstaunen in den hesperischen Gärten der Feen-Inseln des Borromaeus, Nelken und Wein-Feigen, Rosen und Jasminen auf hohe Citronenbäume auf das glücklichste gepfropft! Hier duftete bei der goldnen Frucht der Balsam des Gemisches jener herrlichen Blüthen, und der reiche Weinstock umrankte zur allgemei-

nen Verbrüderung diese heterogenen Naturen*). Der Fleiß und die Talente des Menschen haben mithin eine kaum glaubliche Macht. Und wenn der Stamm jener vielartigen Wanderer, die die Intoleranz über das weite Meer nach der neuen Welt hintrieb, im Norden ganz etwas anders hervorbrachte, als im Süden, so lag dies theils an dem Klima, theils an der Pflege und ganzen Behandlung, die das Mutterland seinen Kolonien angedeihen ließ.

Was für herrliche Früchte in Nordamerika durch Englands liberale Behandlung und Unterstützung erwachsen sind, dies ist hinreichend gezeigt worden**); jetzt wollen wir nun sehen, ob Portugal sich ähnlicher Verdienste um die Menschheit in Rücksicht seiner Amerikanischen Kolonien rühmen kann.

Portugals Regierung nahm sich zwar seiner Kolonien an; allein stets in dem Geiste des intoleranten Katholicismus. Man erstaunt, wenn man die lauten, halb wahnwitzigen Klagen ihrer Geistlichkeit gegen die holländischen Reformirten Brasiliens lieset. Zum Beweise mögen uns folgende Stellen einer höchst sonderbaren geistlichen Rede einen Augenblick unterhalten.

---

*) Im Jahre 1788 habe ich nebst mehreren gültigen Augenzeugen diese sonderbare Thatsache auf den Borromäischen Inseln gesehen.

**) Man sehe den 4ten Jahrgang.

Als die Holländer sich von neuem einiger Theile Brasiliens bemächtigt hatten, trug der Jesuit A. Viera in einer beredten Predigt zu Baja, auf folgende Weise dem Himmel seine Beschwerden vor: „Erwache Herr, „warum schläfst du, warum verbirgst du dein Antlitz „und vergißt unsers Elends? Ich werde heute nicht „zu dem Volke reden. Meine Stimme erhebt sich höher; sie erhebt sich zum Schooße der Gottheit. Vergebens haben die evangelischen Redner es versucht, „das Volk zur Bekehrung zu bringen; da es taub war, „so bist du es, Herr, den ich bekehren werde; und „ob wir gleich die Sünder sind, so bist du es, den ich „zur Reue bringen werde."

„Josua war heiliger und geduldiger als wir; dennoch war seine Sprache keine andere, als die meinige, „obgleich der Vorfall selbst weniger wichtig war. Als „er durch den Jordan gieng und die Stadt Ai angrif, „wurden seine Truppen zerstreut. Sein Verlust war „nicht bedeutend, dennoch zerriß er seine Kleider, wälzt „sich auf der Erde, und schreiet: Warum ließest du „uns über den Jordan gehen! Sage Herr, geschahe es, „um uns den Amoritern Preis zu geben? Sollte ich „daher, wenn es um ein großes Volk in einem vasten „Lande zu thun ist, nicht mit Recht ausrufen: hast du „uns diese Gegenden nur darum gegeben, um sie uns „wieder zu nehmen? Hat dir der Ketzer so große Dienste „gethan, um ihn durch unsere Arbeiten zu bereichern?

„Verzehre uns mit Feuer, vernichte uns alle; aber
„morgen wirst du die Portugiesen suchen und sie ver-
„gebens suchen. Wird dir Holland die Tempel errich-
„ten, die dir gefallen? Wird Holland dir wahre Die-
„ner weihen? Ja! du wirst den Gottesdienst von Am-
„sterdam, Vließingen und andern Orten dieser feuchten,
„kalten Hölle erhalten."

„Es reuete dich vormals, die Welt erschaffen zu
„haben; es reuete dich des Vergangenen. Siehe wie
„du bist; und weil dies dein Charakter ist, warum
„willst du dich jetzt nicht selbst schonen, indem du unse-
„rer schonest? Denke daran und betrachte die Folgen
„der neuen Sündfluth, die du verhast. Bahia und
„das übrige Brasilien ist ein Raub der Holländer. Sie
„verheeren alles mit der Wuth des Eroberers — du
„Herr wirst ihren Gewaltthätigkeiten nicht entgehen.
„Ja, du wirst deinen Theil daran haben. Der Ketzer
„wird die Thüren deiner Tempel aufreißen, die Hostie,
„dein eigenes Fleisch, mit Füßen treten, und sich selbst
„an deiner Mutter vergreifen. Wenn du auch diese
„Beschimpfungen dulden würdest, so wäre ich nicht dar-
„über erstaunt, weil du sonst noch blutiger duldetest.
„Aber deine Mutter! Wo ist deine kindliche Treue?"

„Kurz, Herr, wenn deine Tempel geplündert, deine
„Altäre zerstört, deine Religion in Brasilien erloschen
„ist; wenn Gras in den Vorhöfen deiner Kirche wächst;
„wenn die Fasten ohne die Geheimnisse deines Leidens

„gefeiert werden; wenn die Steine auf der Straße „seufzen; wenn die Ketzer sich der Kanzel der Wahr„heit bemächtigen werden; wenn man eines Tages die „Kinder derjenigen, die mich umgeben, fragen wird: „Knaben, von welcher Religion seyd ihr? und sie ant„worten: wir sind Kalvinisten; und ihr jungen Mäd„chen? und diese antworten: wir sind Lutheranerinnen, „alsdann wirst du gerührt werden, dann wird es dich „reuen! Weil aber diese Reue doch gewiß nachfolgt, „warum willst du ihr nicht zuvorkommen?“ (Raynal.)

Doch genug dieses beredten Unsinns, der zugleich ein lustiges Beispiel gewährt von den geläuterten Religionsgrundsätzen dieser Volkslehrer. Man begreift aber, wie wenig dies mit derjenigen Toleranz zusammentrift, die im Stande gewesen wäre, Brasiliens vielartige Einwohner, wie bei den Freistaaten von Nordamerika, zu einem glücklichen Verein, und dadurch zum allgemeinen Anbau des großen Landes aufzumuntern.

Zwar führte Portugal die Inquisition in Brasilien nicht wirklich ein. Dagegen hielt dieses furchtbare Gericht dennoch stets seine Agenten, die auf die Andersglaubenden, und besonders auf die Juden, ein strenges Auge hatten. Diese Agenten wütheten gegen die sogenannten Unchristen selbst noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (besonders von 1702 bis 1709) auf das härteste, und schlugen hiedurch der Kolonie schwer zu heilende Wunden.

Ein zweiter wichtiger Unterschied zwischen Portugal und England, in Rücksicht ihrer neuen Kolonien, lag dann in der Behandlung der Original-Einwohner. Penn, Calvert und andere Stifter der nordamerikanischen Staaten erhandelten die von ihnen anzubauenden Ländereien von den Indianern gegen europäische Waaren; und wenn gleich zu Zeiten Unruhen und Fehden mit den Indianern entstanden, so waren sie doch selten von Dauer. Viel weniger war es aber auf die völlige Unterjochung dieser vormaligen Besitzer des Landes angesehen.

In Brasilien hatten anfänglich die Indier den Portugiesen gleichfalls den Anbau ihres Landes gutmüthig zugestanden; allein kaum fühlten Letztere den Werth des reichen, fruchtbaren Bodens, so giengen sie damit um, den Eingebornen ihre Religion und Gebräuche mit Gewalt zu beschränken, diese gastfreien Menschen sogar zu verdrängen, ja sie völlig in Fesseln zu schlagen.

Die Portugiesen hatten nämlich von Madera mehrere Setzreiser von Zuckerrohr nach Brasilien geführt. Das vorzügliche Gedeihen dieses hieher verpflanzten Rohrs erregte die Aufmerksamkeit des ersten Generals-Gouverneurs. Er suchte die Zuckerplantagen im Großen zu betreiben, und glaubte hiezu die Originalbewohner als Sklaven gebrauchen zu können. Der bis dahin freie, ungebundene Brasilianer ward nun aufgebracht; er widersetzte sich und suchte Gewalt mit Ge-

walt zu vertreiben. Er entzog sich nicht blos seinen tyrannischen Gästen, sondern er ließ sie oftmals durch Blut und Verheerung die angemessenste Rache fühlen.

Diese Wilden aber zu dem Glauben der Christen herüber zu ziehen, dazu bedienten sich die Portugiesen oft sehr zweckwidriger Methoden. Unter den katholischen Missionairen waren unstreitig die Jesuiten hiezu am mehrsten geeignet. Diese suchten nämlich auf den Aberglauben dieser rohen Völker selbst einige feierliche Gebräuche des römischen Kultus zu impfen, und sie hiedurch nach und nach zu unserm Glauben hinüber zu führen. Und indem sie den Indiern schon hiedurch weniger anstößig und fremd schienen, behandelten sie sie milde, beschenkten sie mit ihnen angenehmen, in sich aber wohlfeilen Waaren, und unterstützten sie oftmals selbst mit Lebensmitteln. Allein anfänglich wurden hauptsächlich Missionaire anderer Art hiezu von Portugal ausgesandt; Dominikaner, Franziskaner und andere Ordensbrüder. Und diese, da sie sofort alle religiöse Begriffe und Ceremonien der Indier mit Fluch belegten, ja diese stupide Menschen deshalb hart behandelten, und sie auf das widersinnigste zwingen wollten, unsere unbegreiflichen Mysterien und unsere Lehren von der hohen Glückseligkeit in jener Welt zu glauben, ohne sich im mindesten ihrer Lage in der gegenwärtigen Welt anzunehmen, oder sie ihnen angenehmer zu machen, vermehrten bei den Indiern nur die ohnehin herrschen-

de Abgeneigtheit gegen die neuen, intoleranten Einwanderer.

Als wenn aber alle diese Unbesonnenheiten Portugals, in Rücksicht dieser Kolonie, noch nicht hinreichend geschienen hätten, so ersann die Regierung fast alle mögliche Mittel, das Aufblühen des Anbaues und des brasilianischen Handels zu erschweren.

Durch das Vorhaben, die Kauffahrer vermittelst ihrer Kriegsschiffe gegen jeden feindlichen Angriff in Sicherheit zu setzen, hemmte sie die Freiheit des Handels, indem sie die Handelsflotten zwang, nur im Monat März von Porto nach Brasilien die Waaren des Mutterlandes zu führen. Hiedurch wird dann manchem Kaufmanne gerade der ihm bequemste Zeitpunkt zu diesem Tauschhandel verrückt, und die Fracht müßte in jeder Hinsicht erschwert werden, weil zu jener einzigen Zeit die Concurrenz deshalb am stärksten ward.

Weit drückender waren indeß die Monopolien und Auflagen für Brasilien selbst. Eins der Hauptbedürfnisse des menschlichen Haushalts, das Salz, behielt sich die Regierung allein vor, von den Inseln des grünen Vorgebirges, Sale und Majo, in Brasilien einzuführen; da begreiflich die heiße Sonne Brasiliens sehr begnem das beste Salz lieferte, und auf die Weise Menschen und Vieh auf die leichteste Art erhalten würden. Und diese Ungerechtigkeit, die so weit getrieben wird, daß selbst das Salz, was die Sonne willkührlich an den

Küsten ausfocht, nicht nach den großen Städten geführt werden darf, brachte sie denn der Krone ungeheure Summen ein? Noch nicht völlig Ein hundert tausend Thaler, wahrlich ein Geringes, nur allein in Rücksicht der ungeheuern Quantität des leicht einzusalzenden Rindfleisches jener vasten wüsten Heerden, von welchen die Körper größtentheils nun verfaulen, und wovon jetzt lediglich die Häute benutzt werden, denn das Fleisch selbst ist so wohlfeil, daß ein mittelmäßiger Ochse in Rio Janeiro nur gegen sechs, tiefer im Lande aber kaum 2 bis 3 Thaler gilt.

Jenes aus Madera hergeführte Zuckerrohr gewährte bald einen höchst wichtigen Handelszweig. Den Anbau und die Ausfuhr hätte man ermuntern sollen; aber Portugals merkwürdige Politik belegte dagegen die Ausfuhr des Zuckers mit 20 Procent!

Wie suchte nicht England und auch (das königliche) Frankreich den Anbau und die Ausfuhr des Indigo ihrer Inseln zu befördern; Portugal hingegen erschwert diesen Handel; es macht daraus ein Monopol der Krone.

Schon vorhin ward des Weins, als eines vorzüglichen Produkts von Brasilien erwähnt. Eine eigene Gesellschaft bezahlt aber der Regierung das Vorrecht allein nach Brasilien Portwein zu führen, und verbietet den Brasilianern nicht nur den Anbau des Weins im Großen zum Verkauf, sondern sie erlaubt nicht ein-

mal den dortigen Wein zu eigenem Hausverbrauch. Der Portwein wird in den Seestädten mit 1 Rthlr., und im Inneren des Landes mit 2 Rthlr. die Bouteille bezahlt. (Barrow.)

Ferner gewinnt die Regierung 200000 Thaler durch den Alleinhandel mit Seife, Quecksilber, Scheidewasser und Spielkarten, ja die Kolonie muß ihr den Zehnten von allen Produkten, so wie von allen Ex- und Importen, ferner eine Abgabe für jeden Sklaven, und außer andern minder bedeutenden Taxen auch die Kreuzbullen bezahlen. Diese Auflagen, mit Inbegrif der bereits angeführten, auf die Juwelen und edlen Metalle, betrugen im Jahre 1775 über 4 1/2 Million Thaler.

Auch den Vortheil von der hier so treflich bekommenden Baumwolle ward der Kolonie entrissen. Die Waarenlager fanden sich davon angefüllt; es ward daher eine sehr große Quantität brasilianische Baumwolle nach Portugal gesandt. Zufälligerweise traf es sich, daß nicht nur die Magazine bereits damit angefüllt waren, sondern daß gerade zu der Zeit Portugal mit Frankreich über seine Neutralität unterhandelte. Da man dieser fremden Macht kein baares Geld zu geben im Stande war, und sie, der es überhaupt nur darauf ankam, irgend etwas von Werth zu erzwingen, sich an Geldes statt mit Waaren begnügen ließ, so ward die von den Brasilianern gesandte Baumwolle dafür hingegeben, und die dortigen Pflanzer auf künftige Bezahe

lung, ohne festgesetzten Preis und Zeit, vertröstet. (Barrow.)

So vereinigt sich denn alles, den Flor dieser herrlichen Kolonie zurück zu halten. Wie Tantalus bringen Brasiliens Pflanzer, umgeben von dem größten Ueberfluß, ihr Leben in dürftiger Aengstlichkeit hin.

Dennoch bietet die hier von allen Gaben strotzende Natur diesen widersinnigen, auf das Mutterland so traurig zurückwirkenden Einzwängungen Trotz. Die treflichen Erzeugnisse geben der Kolonie, bei den vielen dort landenden fremden Schiffen, Anlaß zu einem sehr bedeutenden Schleichhandel. Besonders sind hiebei die Waalfischfänger Englands und die der vereinigten Staaten von Nordamerika am thätigsten. Barrow bezeugt, daß dies jährlich ein Gegenstand von einer halben Million Pfund Sterling sey. Hievon sollen besonders für den Sklavenhandel gegen 400000 Pf. Sterl. aufgewandt werden. Er rechnet jährlich auf 20000 Neger, jeden zu 20 Pf. Sterl.

Da nämlich die Portugiesen fanden, es sey unmöglich, die Originalbewohner sich so gefällig zu machen, oder auch durch Gewalt sie dahin zu vermögen, daß sie die Arbeit der Bergwerke und der Pflanzungen übernähmen, so richteten sie ihre Augen nach ihren gegenüber liegenden Besitzungen in Afrika, und brachten nun zu jenen Absichten viel tausend Neger herüber. Es eröfnet sich aber hiebei eine so traurige Aussicht für die

Menschheit, zu sehen, wie hier daurend fort jährlich eben dieselbe Anzahl von Schwarzen eingeführt werden muß, um die Quantität der Arbeiter, welche der Kolonie nothwendig sind, nicht abnehmen zu lassen.

Die Summe aller Neger Brasiliens setzte Raynal (vor einigen zwanzig Jahren) auf etwas über 347,000, denn die Angabe von Hawkesworth von 629,000 Neger nur allein in dem Bezirk der Stadt Rio Janeiro, ist höchst wahrscheinlich ganz übertrieben *). Hiernach betrüge also jener jährliche Nachschuß über 6 prC., und dies berechtigt anzunehmen, daß Portugals Sklaven entweder wenigstens nicht besser behandelt werden, als die der übrigen Europäer, oder das Klima von Brasilien muß den Schwarzen besonders ungünstig seyn, welches unstreitig der Fall nicht ist; oder drittens, daß der Portugiese, so wie der Engländer, lieber frische starke Sklaven kauft, als durch Heirathen der Neger und sorgfältiges Auferziehen junger Schwarzen den Abgang von der Natur selbst ersetzen läßt. Zur Ehre der Portugiesen hat man Grund, lieber das letzte, als das erste anzunehmen, da die Methode, nach welcher die Neger der Pflanzer arbeiten, billiger scheint, als die auf den Kolonien anderer Nationen.

Dem Neger ist nämlich in Brasilien nur so viel Arbeit auferlegt, als etwa in 4 Tagen abgethan werden

*) Wahrscheinlich gar um eine Null zu viel.

kann. Die beiden übrigen Tage gehören dafür ganz und gar den Sklaven selbst, allein es muß darin so viel gewinnen, daß er sich dadurch ernähren und kleiden kann. Der Herr hat also nur allein die Einkaufskosten zu bestehen, und der Neger erwirbt sich sehr oft so viel, daß er sich dadurch die Freiheit erkaufen kann. Daher findet sich auch eine sehr beträchtliche Anzahl von Freinegern.

Uebrigens sind die Feldsklaven (die den Acker Bearbeitenden) so wie auch diejenigen, welche als Hausneger zur Bedienung gebraucht werden, in einer bessern Lage, als die der Bergwerke. Letztere werden nach einer bestimmten Quantität der erzielten Produkte bezahlt. Da dieser Gewinn ungewiß ist, indem sie der Zufall bald mehr, bald weniger Gold oder Diamanten herauf fördern läßt, so werden die armen Menschen oftmals gereizt, dergleichen zu verhehlen. Besonders ist dies der Fall bei den Diamanten. Sie verschlucken sodann kleinere Steine. Sobald der Aufseher der Minen dergleichen argwohnet, giebt er dem Sklaven eine starke Dosis Ipecacuanha, und sollte hierdurch nichts an den Tag kommen, ein sehr heftiges Purgiermittel; wie dies bei ähnlichen Fällen bei den Perlenfischern angewandt wird. Oftmals wird ein völlig Unschuldiger das Opfer dieser grausamen Behandlung.

Der Stand der Hausssklaven ist deshalb minder günstig, als der der im Felde Arbeitenden, da erstere bei

schlechter Kost nur einen einzigen Ruhetag, den Sonn- oder Feiertag, für sich haben.

Die Anzahl von beinahe 350000 Neger setzt ein erstaunliches Capital voraus, und beweiset zugleich den hohen Werth der durch sie erzielten Produkte.

Die Tabelle, welche Raynal von den jährlichen Exporten Brasiliens, nach einem Durchschnitt der fünf Jahre von 1770 bis 1776 gegeben hat, beweiset, daß Portugal darin an Werth für 26,796,842 Gulden, überdies die Azoren, Madera, Afrika und Ostindien für 1,040,875 Gulden erhalten haben. Dies betrüge mithin zusammen 27,837,717 Gulden.

Genau trift freilich diese Summe nicht mit der zu, welche Raynal von dem Zehnten, der von allen Exporten erhoben wird, angegeben hatte; denn dieser betrug nur 2,257,583 Gulden, unstreitig deshalb, weil mehreres heimlich ausgeführt worden war.

Für Brasilien ist dies indeß nur ein geringer Ertrag, wenn man bedenke, daß die Juwelen und das Gold, jene zu 1,430,000, und letzteres zu 11 Millionen Gulden gerechnet, fast die Hälfte des ganzen Ertrags ausmachen. Von den übrigen treflichen und vielartigen Produkten, den Zucker und den Tabak ausgenommen, (wovon dieser auf 8 1/2, jener aber etwas über 1 Million beträgt) steigt kein einziges bis zu einer Million. Englands Westindien, ein unvergleichbar kleineres Tropenland, lieferte für Zucker und den daraus er-

haltenen Erzeugnissen 22 1/2, ferner für Kaffee über 6, für Baumwolle über 5 Millionen, für Indigo aber über 700,000 Thaler. Mithin beträgt selbst der Werth des Zuckers Brasiliens, obgleich das wichtigste Erzeugniß dieses großen Landes, nur etwas über ein Viertel des Zuckers der englischen Inseln.

Noch trauriger fällt der Vergleich aus in Rücksicht der Baumwolle, des Kaffees und Indigos. Brasilien gewinnt von der ersten nur etwas über 1/2 Million Gulden, also kaum 1/15tel, an Indigo nur 1/44tel, und an Kaffee für 38.000 Thaler, mithin kein 1/156tel von der Erndte des englischen Westindiens.

Auffallender wird aber die Differenz durch die Totalsumme. Hier betrug der ganze Werth der Exporten Brasiliens, mit Inbegrif des Goldes und der Juwelen, nur etwas über 18 Millionen Thaler, in dem kleinen Westindien hingegen über 52 Millionen Thaler *).

Diese Darlegung des jetzigen Handels von Brasilien, welche mit Recht zum Anblick des heutigen Zustandes gehört, hing mit den dortigen Negern in so fern zusammen, als diese die Hauptfedern sind, die die gesammte Industrie der Kolonie in Bewegung setzen.

Außer den Europäern und Negern finden sich dann, so wie fast überall in den Kolonien von Ost- und West-

*) Man sehe den 4ten Jahrgang, S. 182 u. f.

indien, Mulatten, von einem Weißen und einem Neger; ferner Mestizen, von einem Weißen und einem Eingebornen. Größtentheils sind diese, so wie selbst viele Neger, frei.

Die Europäer unterscheiden sich wiederum in solche, welche in Europa, besonders in Portugal, geboren sind, und in Creolen, oder Leute dort von europäischen Eltern geboren.

Die gesammte Volkszahl dieses ungeheuren Landes wird von Raynal nur auf etwas über eine Million gesetzt. Hierunter soll etwa 1/6tel Portugiesen seyn, und die Zahl der Neger sich in einigen Provinzen, wie 10 zu 1, zu den Weißen verhalten *). Es ist merkwürdig, daß auch hier die Neger den Eingebornen verhaßt sind, jedoch schwerlich mehr als die Portugiesen.

Uebersieht man nun, nach den neuesten Karten, Brasiliens vaste Ländermasse von mehr als 100tausend Quadratmeilen, frägt man dabei, wie weit sind dann die Portugiesen in diesem Lande vorwärts gedrungen, das ihnen bereits seit dreihundert Jahren zum Anbau, zum Benutzen und zur Civilisirung, und zwar in den letzten Zeiten, ungestört zu Gebote stand, so findet sich hier eine erstaunliche Unkunde, eine ungeheure Leere. Und dies leuchtet desto greller in die Augen, jemehr

*) Auch diese Angaben treffen nicht mit Raynal anderweitig zu.

man den Vergleich von Brasiliens Kolonien mit den nordamerikanischen Staaten fortsetzt. Hierzu gab aber ihr ähnliches Entstehen zuvor Anlaß. Letztere nahmen fast 100 Jahr später ihren Anfang dennoch finden sich anjetzt nicht blos ihre Küsten mit Städten, Ortschaften, Dörfern, einzelnen Meiereien und kleineren Wohnungen dicht besäet; mehrere hundert Meilen reicht der Anbau, ja die höhere Kultur landeinwärts; die dürftige Anzahl von einigen hunderten Original-Kolonisten hat sich bis weit über 6 Millionen Menschen erhoben; die entferntesten Staaten, z. B. Kentucki, Tenassi u. a., sind geometrisch aufgenommen, haben sogar eigene Buchdruckereien und Zeitungen; sehr viele talentvolle Männer haben mit den schätzbarsten Produkten ihres Geistes die Welt bereichert, und uns ihr Vaterland gründlich kennen gelehrt; der Handel ist vom Meere aus durch den Mississippi bis zum Mexikanischen Busen hinabgeführt; ja eine eigene Untersuchungsreise hat der Erdkunde jetzt die unermeßlichen Länder vom atlantischen bis zum nordwestlichen Theile des stillen Oceans eröfnet.

Was bewirkte dagegen nun Portugal seit einer beträchtlich längern Zeit, in einem Lande, das an Klima und Fruchtbarkeit jenes nördliche Amerika im Ganzen weit übertrift?

Wären hier nicht abermals die Missionäre hervorgetreten, so ständen auf den Karten fast in dem ganzen

Innern Brasiliens die wenigen großen Buchstaben: Terra incognita! Aber diese beherzten Dulder trieben ihre Missionen bis auf 470 deutsche Meilen vom Meere gegen Peru hin. Sie waren es lediglich, welche lange nach der Besitznehmung des Landes in die ungeheuren Strecken der Statthalterschaft Para vordrangen, und statt daß die Portugiesen die Original-Einwohner nur zum Sklavendienst einzeln auffingen, diese durch solche Scheußlichkeiten aufgeschreckten schwachsinnigen Wilden durch ihre Milde und Ueberredungskraft in 68 Dorfschaften sammleten, und hierdurch anfingen, jene großen Wüsteneien zu beleben. Vorzüglich arbeiteten hier seit 1638 die Jesuiten mit einem Eifer und mit solcher Aufopferung, daß sie jedem andern fast an Wahnsinn zu grenzen scheint.

Durch ähnliche mühsame Arbeiten war weiter im Süden die Mission la Conception bei den Volksstämmen der Itenes und der Tepenucas, an dem kleinen Flusse Tapayos, errichtet, der sich mit dem Ubai in den Madéra ergießt; und auf gleiche Weise die Mission St. Pedro und St. Paulo am Maranon, und andere, welche am Rio Negro, Yupura und noch weiter entfernten Flussen gelegen sind.

Nur erst seit 1752 suchte man sich sowohl von Seiten Spaniens, als Portugals, eine etwas bestimmtere Kenntniß dieses großen Binnenlandes zu verschaffen. Portugiesische Abgeordnete schifften sich auf ein Paar

kleinen Flüssen des Gebirges von Matto Grosso (die Flüsse Taguri und Iticura wurden damals genannt) ein; die Spanier hingegen befuhren den großen Paraguay, um den eingebildeten See Xarayes *) aufzusuchen. Mit Verwunderung trafen sich beide Partheien Reisende statt auf jenem vermeinten See, auf dem Paraguay selbst. Nach den neuesten Karten mündet sich nämlich jener kleine Itacura weiterhin unter dem Namen Cheana, nebst dem Cujaba in den Paraguay selbst ein; aber freilich unter einem südlichern, nämlich unter dem 18ten Breitengrade; der Tagiiari aber, wahrscheinlich einerlei mit dem Cuguari, um noch einen Grad tiefer. Vielleicht hatten sich daher die Missionaire, da sie von dem 12ten Breitengrade reden, auf dem Cujaba selbst eingeschifft, da dieser in dem Gebirge seinen Ursprung nimmt. Nach dieser Entdekkungsreise sind denn die nördlicher liegenden Theile des Berglands Matto Grosso noch besser bekannt worden; wovon freilich der Durst nach Golde schon früher einige Theile benutzte. Man hatte nämlich bereits 1735 dort Adern dieses edlen Metalls entdeckt, und es wurden daher nach und nach die Gruben von St. Anna, Vincent, St. Joseph di Cujaba bearbeitet. Von Hauptplätzen dieses westlichsten aller Bergwerksländer

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrg. S. 196.

der Portugiesen, welche an die Chiquiten und Moxen grenzen*), findet sich hier nur einer, nämlich Villa bella; die neuesten Karten zeigen doch noch Villa d'Oro.

Raynal giebt in Matto Grosso über 7300 Neger für die Bergwerke an, außer 2300 Indiern und etwas über 2000 Weißen.

Auch sind den neuesten Karten zufolge, in eben dieser Provinz, zwischen dem 12ten Breitengrade Trageplätze, über welche, wie bei denen in Nordamerika, die Portugiesen, wenn die Verbindung der Flüsse fehlt, die Böte über Land, von einem Strome zum andern, trägen.

Gleichfalls finden sich in der andern sehr entfernten Bergprovinz Goyaz, um die Quellen des großen Tocantins, mehrere Ortschaften. Alles dieses hat aber nur allein die Gier nach Golde belebt, denn in der gleich darauf folgenden westlichen, mehrere tausend Quadratmeilen befassenden Fläche Campos Parecis (sie ist bis jetzt noch fast zu keiner der Capitanerien**) zu rechnen)

---

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrg. S. 196.

**) Ganz Brasilien ist nach Raynal in 9 Statthalterschaften oder Hauptmannschaften (Capitanias) getheilt. Von Norden nach Süden gerechnet, sind es 1) Para, 2) Maranhao, 3) Fernambuc, 4) Bahia, 5) Rio Enero, 6) St. Paul, und die drei Bergwerksdistrikte, 7) Matto Grosso,

ist, siedelt sich gewöhnlich durch Verheirathung dort fest, und sucht durch verschiedene Arten von Nebenerwerb sich zu erhalten. So trieb in Bahia der Capitain Matos, obgleich Commendant eines wichtigen Forts, dennoch daneben das Handwerk eines Goldschmidts; ein Rechtsgelehrter, ein Richter handelte hingegen mit Eßwaaren, mit Eiern u. dgl. (Lindley.)

Dies alles scheint indessen wirkliches Bedürfniß zu seyn; denn neben den oben angeführten Monopolien und harten Auflagen, die bei einigen Artikeln auf 30 pr C. steigen, läßt die Regierung kaum einiges Geld in den Kassen. Sie nöthigt die dortigen Beamten sofort alles zu verschließen und nach Lissabon zu senden; die elende Summe von 16 Pfund Sterling ist oftmals in diesem Goldlande ein beträchtliches Capital! Auch ist alles, sogar das Militär, dürftig. Das Gehalt des Commendanten eines Signal-Forts, ob es gleich einen beständigen Dienst erfordert, beträgt nur 365 Thaler, und eines Forts ohne Garnison nur die Hälfte. Die Soldaten kennt man nur an ihrer schlechten blauen Jacke, die ihnen als Uniform dient, so lange sie die Wache haben; außer Dienst hüllen sie sich in elende Lumpen. Daher soll denn auch die Subordination äußerst schlecht seyn. Und dieser geringe Unterschied zwischen Herren und Diener erstreckt sich gleichfalls auf das Ganze. Oft unterbricht der Bediente die Conversation der Gesellschaft.

Sind nun auch die Einzwängungen und daher die Quellen der Dürftigkeit sehr groß und vielfach, so herrscht dennoch hin und wieder vieler Luxus. Im Großen zeigt sich dieser ganz vorzüglich in den Kirchen und bei den geistlichen Ceremonien Brasiliens; sie übertreffen an Pracht selbst die ähnlichen in den katholischen Ländern von Europa. (Cook.)

Schon vorhin ist die Schönheit der vormaligen Jesuiterkirche in St. Salvador gerühmt, und die Kirchen anderer Städte, besonders die von Rio Janeiro sind nicht minder prächtig.

Um die großen Kosten zu dem Bau einer neuen Kirche aufzubringen, mußte (1768) eine so große Menge Knaben, die zu dem Kirchspiele gehörten, zu Nacht mit hohen, brennenden Fackeln, um Beiträge bitten, daß die Britten auf Cooks Schiffen, durch das helle Licht getäuscht, glaubten, die Stadt stände im Feuer.

Eben so feierlich und kostbar sind hier die geistlichen Processionen, die Begräbnisse und die Kirchenfeste; die Einkleidung der Nonnen. Die Ceremonien-Kleidung eines Priesters besteht aus sieben verschiedenen Kleidungsstücken, eins über das andere, und hierunter mehrere von dem kostbarsten Zeuge.

Obgleich hier kein eigentliches Inquisitions-Gericht Statt hat, so hält es dennoch seine Agenten. Es herrscht mithin der Aberglaube noch im hohen Grade. So trägt man auch Amulete gegen mehrere Krankheiten;

von der Ximmeria, der Tuberose, des Jasmin, durchflochten. Dabei werden seiten Strümpfe getragen. Zur Kirche schlagen sie ein schwarzes tuchenes oder seidenes Gewand über, und bei Regenwetter tragen sie Pantoffeln. Vornehme zeichnen sich besonders durch fein gearbeitete goldne Ketten, oft mehrere Ellen lang, aus, die sie um den Hals tragen, und woran ein agnus dei herabhängt. Sie bedienen sich zum Ausgehen der Senften und Carriolen.

In Ansehung der Nahrung, so sind die Fleischspeisen von sehr geringer Güte; das Geflügel, und besonders die Fische sind treflich. Milch und Butter findet man kaum, man siedet alles in Oel.

Selbst die höheren Klassen bedienen sich hauptsächlich der Finger statt der Messer und Gabeln. Sie ballen das sehr weich gekochte Fleisch, besonders aber die Mehlklümpe und das Gemüse zu Kugeln bis zu der Größe einer Seifenkugel, tauchen es in die Brühe, und stecken diese ungetheilt in den Mund. Indeß waschen sie sich vor und nach dem Essen die Hände.

Läßt der Gelehrte und der Vornehme in China die Nägel aller Finger bis zu einer ungewöhnlichen Länge wachsen, so genießt in Brasilien nur der Daumen oder der Zeigefinger dieses Vorrechts. Sie spitzen den Nagel dann scharf zu und stolzieren damit, wenn sie die Guitarre spielen.

Uebrigens ist die Musik im Ganzen, besonders die zum Tanz, nur den Negern überlassen. Der Tanz selbst ist aber ein Gemisch des wollüstigen Fandango und der noch unzüchtigern Tänze der Neger von Guinea. Die Orgien der Kajadaren Ostindiens, sind dagegen sehr anständig. (Lindley.)

Unter den öffentlichen Vergnügungen von Rio Janeiro zeichnet sich besonders der Passeo publico aus; ein schöner großer Garten voller Alleen, Gänge und Beete mit den trefflichsten Blumen. Hierin sieht man die herrlichsten Gewächse der Tropenländer, doch ist die Aufmerksamkeit besonders auf die Kultur europäischer Pflanzen gerichtet. Merkwürdig war zugleich eine geschmacklose Nachbildung des Papaya-Baums, Stamm, Blätter und Blumen ganz von Kupfer, grün angestrichen; dies elende Kunstwerk ward noch widriger durch die daneben im reichsten Flor prangenden natürlichen Papaja. In einem der Pavillons dieses Gartens sieht man eine Sammlung der schönsten Vögel als Gemälde aufgestellt, aber mit ihren natürlichen Federn; desgleichen auch acht Vorstellungen der vorzüglichsten Erzeugnisse Brasiliens und ihrer Gewinnung; nämlich die Gold- und Demantminen von Villa Rica; eine Zucker-, Indigo-, Kaffee- und Nopal-Plantage; ferner die Bearbeitung des Manioc, des Reißes und des Hanfs.

Rio Janeiro hat ferner auch eine Oper. Die Bälle und Concerte werden im Gouvernements-Hause

gegeben. Die öffentlichen Kaffeehäuser sind hier und in Bahia schlecht und schmutzig.

Im Ganzen wird die Socialität durch Indolenz und Eifersucht sehr eingeschränkt. Die Frauenzimmer, da sie enge eingekerkert leben, suchen sich durch die Rendezvous in den Kirchen und zu Nacht schadlos zu halten. Sie zeigen sich beim Dunkelwerden, auf den Balkons ihrer Häuser, und werfen auf diejenigen unter den vorübergehenden Mannspersonen, die das Glück haben, ihnen zu gefallen, Blumensträuße herab. Dies trifft besonders die Fremden. Dr. Solander und einige englische Seeoffiziere, welche den Cap. Cook auf seiner ersten Reise um die Welt begleiteten, wurden bei dieser Gelegenheit so sehr mit diesen schönen Einladungen überschüttet, daß sie ganze Hüte davon wegwarfen. (Hawkesworth.)

Freilich kann man mit Barrow behaupten, daß deshalb nicht alles dortige Frauenzimmer der Ausschweifung zu beschuldigen sey. Allein das Geständniß eines Geistlichen in Rio Janeiro ist ihnen doch nicht sehr günstig. Dieser erhielt nämlich von dem englischen Schiffsmedicus, der da schnell abreisen mußte, den Auftrag, eine Schachtel Medicin seiner Patientin, der Aebtissin eines Klosters, einzuhändigen. Der neugierige, lustige Benediktiner öfnete die Schachtel und rief, da er Pillen darin fand: Ach! das sind Mercurialia! Der Arzt, entrüstet, sowohl über die unziemliche

Neugier; als über die wirkliche Verleumdung der Aebtissin, gab dem fetten Mönche einen Verweis. Allein dieser rief: Alle Damen in Rio sind nur zu galant: (Pronae ac deditae sunt Veneri!)

Diese von dem Klima selbst begünstigte Sinnlichkeit und Indolenz, gemischt mit Bigottismus und stetem Gefühl des harten Drucks der Regierung, läßt dann für Kenntnisse, Wissenschaften und Volksaufklärung wenig erwarten.

Die Engländer suchten in Rio Janeiro vergebens nach einer Beschreibung oder gedruckten Nachricht von dieser Hauptstadt. Sie fanden in den beiden Buchläden, wahrscheinlich die einzigen in ganz Brasilien, nur alte Abhandlungen aus der Alchymie, der Medicin, Andachtsbücher und Werke der scholastischen Theologie, und überdem höchstens einige Bücher über die Geschichte des Hauses Braganza.

Wie weit aber die höheren Wissenschaften dort zurückstehen, hierzu dient folgendes einigermaßen zum Beweise.

Als Cap. Cook bei seiner ersten Weltumsegelung in Rio Janeiro landete, und von dem dortigen Vicekönig um die Ursache seiner Reise befragt ward, gab er zur Antwort: er wolle den Durchgang der Venus auf einem der Südsee-Länder beobachten. Von diesem Phänomen konnte sich der Vicekönig nur folgenden Begrif machen: „Es sey dies wohl, meinte er, der

kleinen Flüssen des Gebirges von Matto Grosso (die Flusse Taguri und Iticura wurden damals genannt) ein; die Spanier hingegen befuhren den großen Paraguay, um den eingebildeten See Xarayes *) aufzusuchen. Mit Verwunderung trafen sich beide Partheien Reisende statt auf jenem vermeinten See, auf dem Paraguay selbst. Nach den neuesten Karten mündet sich nämlich jener kleine Itacura weiterhin unter dem Namen Cheana, nebst dem Cujaba in den Paraguay selbst ein; aber freilich unter einem südlichern, nämlich unter dem 18ten Breitengrade; der Taguari aber, wahrscheinlich einerlei mit dem Cuguari, um noch einen Grad tiefer. Vielleicht hatten sich daher die Missionaire, da sie von dem 18ten Breitengrade reden, auf dem Cujaba selbst eingeschifft, da dieser in dem Gebirge seinen Ursprung nimmt. Nach dieser Entdekkungsreise sind denn die nördlicher liegenden Theile des Berglands Matto Grosso noch besser bekannt worden; wovon freilich der Durst nach Golde schon früher einige Theile benutzte. Man hatte nämlich bereits 1735 dort Adern dieses edlen Metalls entdeckt, und es wurden daher nach und nach die Gruben von St. Anna, Vincent, St. Joseph di Cujaba bearbeitet. Von Hauptplätzen dieses westlichsten aller Bergwerksländer

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrg. S. 196.

der Portugiesen, welche an die Chiquiten und Moxos grenzen*), findet sich hier nur einer, nämlich Villa bella; die neuesten Karten zeigen doch noch Villa d'Oro.

Raynal giebt in Matto Grosso über 7300 Neger für die Bergwerke an, außer 2300 Indiern und etwas über 2000 Weißen.

Auch sind den neuesten Karten zufolge, in eben dieser Provinz, zwischen dem 19ten Breitengrade Trägeplätze, über welche, wie bei denen in Nordamerika, die Portugiesen, wenn die Verbindung der Flüsse fehlt, die Böte über Land, von einem Strome zum andern, trägen.

Gleichfalls finden sich in der andern sehr entfernten Bergprovinz Goyaz, um die Quellen des großen Tocantins, mehrere Ortschaften. Alles dieses hat aber nur allein die Gier nach Golde belebt, denn in der gleich darauf folgenden westlichen, mehrere tausend Quadratmeilen befassenden Fläche Campos Parecis (sie ist bis jetzt noch fast zu keiner der Capitanerien**) zu rechnen)

---

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrg. S. 196.

**) Ganz Brasilien ist nach Raynal in 9 Statthalterschaften oder Hauptmannschaften (Capitanias) getheilt. Von Norden nach Süden gerechnet, sind es 1) Para, 2) Maranhao, 3) Fernambuc, 4) Bahia, 5) Rio Enero, 6) St. Paul, und die drei Bergwerksdistrikte, 7) Matto Grosso,

scheint beinahe keine Spur eines Anbaues; hier hausen nur die Trümmer vieler wilden unabhängigen Stämme,

---

8) Minas Geraes, 9) Goyaz. Hierin sollen seyn überhaupt nur 172828 Weiße, 28x360 Indier und 338852 Neger und freie Mulatten. Dies gäbe daher noch nicht 900000; es muß mithin irgendwo in Raynals Totalangabe ein Rechnungsfehler seyn, dies ist desto wahrscheinlicher, da es z. B. nicht glaublich ist, daß in der Statthalterschaft Rio Janeiro gerade so viel Indier (32196) als in St. Paul seyn sollten, oder wenigstens in den siebenziger Jahren gewesen seyn sollten.

Diese 9 Statthalterschaften stehen zwar unter dem General-Gouverneur, dem sogenannten Vicekönig, der vormals in St. Salvador, anjetzt aber in Rio Janeiro residirt; indeß hat dennoch jede Statthalterschaft (Capitania) einen eigenen Statthalter, der seine Befehle vom Mutterlande selbst erhält, und daher nicht sehr abhängig ist von dem Vicekönig. Ueberdies sind noch einzelne Distrikte, welche besondere Commendanten haben, z. B. Cereo, Espirito-Santo, Parayba, Pauhi u. a.

Das Militär beträgt gegen 16000 im ganzen Lande; hiervon liegt wohl die Hälfte in Rio Janeiro. Ueberdies rechnet Raynal noch 21000 Mann Landmiliz. Barrow nimmt überhaupt et-

die unter dem allgemeinen Namen der Tapujos bekannt sind; und dies große, treffliche Gebiet zwischen den mächtigen Strömen, dem Tocantin, dem Xingu und Madera bis zum Maranon hin, bleibt seit dreihundert Jahren eine unbesuchte Wildniß.

Auch sind die Einrichtungen und die Lebensart der Beherrscher Brasiliens bis jetzt auf keine Weise geeignet, um die Fortschritte der Kultur zu beschleunigen.

Die vorhin angezeigten Bedrückungen der Kolonie durch das Gubernement, machen es begreiflich, warum sich fast alle nach Brasilien gesandte Portugiesen schon wie vom Mutterlande auf immer getrennt ansehen. Die Kolonisten, sagt Barrow, hegen fast eben so wenig Hofnung zur Rückkehr ins Vaterland, als die nach Botani bay gesandten Engländer. Sie suchen daher auch nicht, wie etwa die Pflanzer in Westindien, schnell zu einem bedeutenden Vermögen zu gelangen, um hiervon dereinst in Europa bequem leben zu können.

Selbst das portugiesische Militär in Brasilien, ob es gleich nur für eine bestimmte Zeit dorthin gesandt

---

wa 10000 Mann reguläre Truppen an; hierunter sind auch Compagnien von Freinegern. Die Artillerie soll nur gering und schlecht bedient seyn.

Brasilien hat einen Erzbischof, der in St. Salvador residirt, und mehrere Bischöffe, als den von Rio Janeiro, Fernambuc u. a.

ist, siedelt sich gewöhnlich durch Verheirathung dort fest, und sucht durch verschiedene Arten von Nebenerwerb sich zu erhalten. So trieb in Bahia der Capitain Matos, obgleich Commendant eines wichtigen Forts, dennoch daneben das Handwerk eines Goldschmidts; ein Rechtsgelehrter, ein Richter handelte hingegen mit Eßwaaren, mit Eiern u. dgl. (Lindley.)

Dies alles scheint indessen wirkliches Bedürfniß zu seyn; denn neben den oben angeführten Monopolien und harten Auflagen, die bei einigen Artikeln auf 50 pr C. steigen, läßt die Regierung kaum einiges Geld in den Kassen. Sie nöthigt die dortigen Beamten sofort alles zu verschließen und nach Lissabon zu senden; die elende Summe von 16 Pfund Sterling ist oftmals in diesem Goldlande ein beträchtliches Capital! Auch ist alles, sogar das Militär, dürftig. Das Gehalt des Commendanten eines Signal-Forts, ob es gleich einen beständigen Dienst erfordert, beträgt nur 565 Thaler, und eines Forts ohne Garnison nur die Hälfte. Die Soldaten kennt man nur an ihrer schlechten blauen Jacke, die ihnen als Uniform dient, so lange sie die Wache haben; außer Dienst hüllen sie sich in elende Lumpen. Daher soll denn auch die Subordination äußerst schlecht seyn. Und dieser geringe Unterschied zwischen Herren und Diener erstreckt sich gleichfalls auf das Ganze. Oft unterbricht der Bediente die Conversation der Gesellschaft.

Sind nun auch die Einzwängungen, und daher die Quellen der Dürftigkeit sehr groß und vielfach, so herrscht dennoch hin und wieder vieler Luxus. Im Großen zeigt sich dieser ganz vorzüglich in den Kirchen und bei den geistlichen Ceremonien Brasiliens; sie übertreffen an Pracht selbst die ähnlichen in den katholischen Ländern von Europa. (Cook.)

Schon vorhin ist die Schönheit der vormaligen Jesuiterkirche in St. Salvador gerühmt, und die Kirchen anderer Städte, besonders die von Rio Janeiro sind nicht minder prächtig.

Um die großen Kosten zu dem Bau einer neuen Kirche aufzubringen, mußte (1768) eine so große Menge Knaben, die zu dem Kirchspiele gehörten, zu Nacht mit hohen, brennenden Fackeln, um Beiträge bitten, daß die Britten auf Cooks Schiffen, durch das helle Licht getäuscht, glaubten, die Stadt stände im Feuer.

Eben so feierlich und kostbar sind hier die geistlichen Processionen, die Begräbnisse und die Kirchenfeste; die Einkleidung der Nonnen. Die Ceremonien-Kleidung eines Priesters besteht aus sieben verschiedenen Kleidungsstücken, eins über das andere, und hierunter mehrere von dem kostbarsten Zeuge.

Obgleich hier kein eigentliches Inquisitions-Gericht Statt hat, so hält es dennoch seine Agenten. Es herrscht mithin der Aberglaube noch im hohen Grade. So trägt man auch Amulete gegen mehrere Krankheiten;

von der Plumeria, der Tuberose, des Jasmin, durchflochten. Dabei werden selten Strümpfe getragen. Zur Kirche schlagen sie ein schwarzes tuchenes oder seidenes Gewand über, und bei Regenwetter tragen sie Pantoffeln. Vornehme zeichnen sich besonders durch fein gearbeitete goldne Ketten, oft mehrere Ellen lang, aus, die sie um den Hals tragen, und woran ein agnus dei herabhängt. Sie bedienen sich zum Ausgehen der Sänften und Carriolen.

In Ansehung der Nahrung, so sind die Fleischspeisen von sehr geringer Güte; das Geflügel, und besonders die Fische sind treflich. Milch und Butter findet man kaum, man siedet alles in Oel.

Selbst die höheren Klassen bedienen sich hauptsächlich der Finger statt der Messer und Gabeln. Sie ballen das sehr weich gekochte Fleisch, besonders aber die Mehlklümpe und das Gemüse zu Kugeln bis zu der Größe einer Seifenkugel, tauchen es in die Brühe, und stecken diese ungetheilt in den Mund. Indeß waschen sie sich vor und nach dem Essen die Hände.

Läßt der Gelehrte und der Vornehme in China die Nägel aller Finger bis zu einer ungewöhnlichen Länge wachsen, so genießt in Brasilien nur der Daumen oder der Zeigefinger dieses Vorrechts. Sie spitzen den Nagel dann scharf zu und stolzieren damit, wenn sie die Guitarre spielen.

Uebrigens ist die Musik im Ganzen, besonders die zum Tanz, nur den Negern überlassen. Der Tanz selbst ist aber ein Gemisch des wollüstigen Fandango und der noch unzüchtigern Tänze der Neger von Guinea. Die Orgien der Kafadaren Ostindiens, sind dagegen sehr anständig. (Lindley.)

Unter den öffentlichen Vergnügungen von Rio Janeiro zeichnet sich besonders der Passeo publico aus; ein schöner großer Garten voller Alleen, Gänge und Beete mit den trefflichsten Blumen. Hierin sieht man die herrlichsten Gewächse der Tropenländer, doch ist die Aufmerksamkeit besonders auf die Kultur europäischer Pflanzen gerichtet. Merkwürdig war zugleich eine geschmacklose Nachbildung des Papaya-Baums, Stamm, Blätter und Blumen ganz von Kupfer, grün angestrichen; dies elende Kunstwerk ward noch widriger durch die daneben im reichsten Flor prangenden natürlichen Papaja. In einem der Pavillons dieses Gartens sieht man eine Sammlung der schönsten Vögel als Gemälde aufgestellt, aber mit ihren natürlichen Federn; desgleichen auch acht Vorstellungen der vorzüglichsten Erzeugnisse Brasiliens und ihrer Gewinnung; nämlich die Gold- und Demantminen von Villa Rica; eine Zuker-, Indigo-, Kaffee- und Royal-Plantage; ferner die Bearbeitung des Manioca, des Reißes und des Hanfs.

Rio Janeiro hat ferner auch eine Oper. Die Bälle und Concerte werden im Gouvernements-Hause

gegeben. Die öffentlichen Kaffeehäuser sind hier und in Bahia schlecht und schmutzig.

Im Ganzen wird die Socialität durch Indolenz und Eifersucht sehr eingeschränkt. Die Frauenzimmer, da sie enge eingekerkert leben, suchen sich durch die Rendezvous in den Kirchen und zu Nacht schadlos zu halten. Sie zeigen sich beim Dunkelwerden, auf den Balkons ihrer Häuser, und werfen auf diejenigen unter den vorübergehenden Mannspersonen, die das Glück haben, ihnen zu gefallen, Blumensträuße herab. Dies trifft besonders die Fremden. Dr. Solander und einige englische Seeoffiziere, welche den Cap. Cook auf seiner ersten Reise um die Welt begleiteten, wurden bei dieser Gelegenheit so sehr mit diesen schönen Einladungen überschüttet, daß sie ganze Hüte davon wegwarfen. (Hawkesworth.)

Freilich kann man mit Barrow behaupten, daß deshalb nicht alles dortige Frauenzimmer der Ausschweifung zu beschuldigen sey. Allein das Geständniß eines Geistlichen in Rio Janeiro ist ihnen doch nicht sehr günstig. Dieser erhielt nämlich von dem englischen Schiffsmedicus, der da schnell abreisen mußte, den Auftrag, eine Schachtel Medicin seiner Patientin, der Aebtissin eines Klosters, einzuhändigen. Der neugierige, lustige Benediktiner öfnete die Schachtel und rief, da er Pillen darin fand: Ach! das sind Mercurialia! Der Arzt, entrüstet, sowohl über die unziemliche

Neugier, als über die wirkliche Verleumdung der Aebtissin, gab dem fetten Mönche einen Verweis. Allein dieser rief: Alle Damen in Rio sind nur zu galant: (Pronae ac deditae sunt Veneri!)

Diese von dem Klima selbst begünstigte Sinnlichkeit und Indolenz, gemischt mit Bigottismus und stetem Gefühl des harten Drucks der Regierung, läßt dann für Kenntnisse, Wissenschaften und Volksaufklärung wenig erwarten.

Die Engländer suchten in Rio Janeiro vergebens nach einer Beschreibung oder gedruckten Nachricht von dieser Hauptstadt. Sie fanden in den beiden Buchläden, wahrscheinlich die einzigen in ganz Brasilien, nur alte Abhandlungen aus der Alchymie, der Medicin, Andachtsbücher und Werke der scholastischen Theologie, und überdem höchstens einige Bücher über die Geschichte des Hauses Braganza.

Wie weit aber die höheren Wissenschaften dort zurückstehen, hierzu dient folgendes einigermaßen zum Beweise.

Als Cap. Cook bei seiner ersten Weltumsegelung in Rio Janeiro landete, und von dem dortigen Vicekönig um die Ursache seiner Reise befragt ward, gab er zur Antwort: er wolle den Durchgang der Venus auf einem der Südsee-Länder beobachten. Von diesem Phänomen konnte sich der Vicekönig nur folgenden Begrif machen: „Es sey dies wohl, meinte er, des

Durchgang des Nord- (Polar) Sterns durch den Süd-Pol; so lauteten genau die Worte des Dolmetschers, der das Englische recht gut redete. Man denke sich diese verkehrten Begriffe bei einem Manne in so hoher Funktion, der selbst einen weiten Ocean befahren hatte, und in einem See- und Handelsstaate zu Hause gehörte!

Was ließe sich nicht von einem, nur einigermaßen sachkündigen, Brasilianer über die Naturgeschichte und Erdkunde dieses reichen Theils der südlichen Halbkugel erwarten! dennoch ist fast alles, was wir davon wissen, aus den Federn der Ausländer geflossen. Ein Franziskaner in Rio Janeiro benachrichtigte indeß den englischen Reisenden, Barrow, er arbeite an einer Flora des Landes, und sie solle, man denke! wegen des Namens der Hauptstadt (Rio), Flora fluminensis betitelt werden. Ueber den dortigen Handel hat doch der Bischof zu Fernambuc, Cotinho, einen Traktat geschrieben. So hätten wir vielleicht die ganze Ausbeute der dortigen Litteratur, so weit sie uns bekannt ist, denn einige Klöster sollen noch schätzbare Manuscripte der Missionäre, über das Innere von Brasilien, besitzen; allein die Weisheit der Regierung verheimlicht diese litterarischen Schätze, aus Furcht, sie möchten die Ausländer zu den Metall-Schätzen führen.

Dies wäre etwa im Allgemeinen eine Darstellung Brasiliens, so weit wir es bei der großen Armuth der

Nachrichten bis jetzt kennen. Wie dürftig für eins der wichtigsten Länder der warmen Zone! Hier nur einige hundert tausend geschente, betriebsame Einwohner mehr, alle unter einer freien Constitution und ohne Religionszwang, welche Aussicht eröfnet sich sodann für Brasilien, ja für die ganze kultivirte Erde! Unermeßliche Schätze des Mineralreichs und der ganzen Natur strömen von hier in Osten durch das atlantische Meer zu den drei Theilen des alten Continents, während der gigantische Maranon, mit jenen großen Strömen Brasiliens vereinigt, in Westen, Peru, Mexico, Californien, die in Norden daran stoßenden kalten Länder von Amerika, in Verbindung setzt, dem dürftigen Kurilen und Kamtschadalen und tiefer liegenden Sibirier seinen Mangel vermindert, und die Produkte von China und Japan, so wie die neuen Erzeugnisse Australiens eintauscht.

Und was ist der Mensch ohne Handel? Ein an seine väterliche Erdscholle fest geheftetes Geschöpf, ohne Freiheit im Wandeln und Thun; abhängig von jeder wahnsinnigen, sich selbst beeinträchtigenden Regierung, von jeder illiberalen Obergewalt, welche die Zügel nach unbeschränkter Willkühr lenket. Ohne auswärtige Verbindungen kann kaum die Klage über sein trauriges Schicksal laut werden; er kann sich keinen Trost, kaum einen Zufluchtsort ausmitteln; mit dem dürftigen Au-

theil, der ihm von seinem Herrscher zugemessen wird, muß er sich seufzend begnügen; im Krankheitsfall entbehrt er fast alle Rettungsmittel, im gesunden Zustande alle Bequemlichkeit des Lebens, alle Abwechslungen, die ihm der Handel mit dem Auslande darbietet; ja, er entbehrt selbst viele Schönheiten der Natur und der daraus entspringenden Kenntniße und Gefühle; kurz, ohne Handel wird der Geist des Menschen erdrückt, der Körper vernachlässigt; Kultur, Freiheit und Erweiterung des Denkens werden eingezwängt, und die erhabene Natur des Menschen schrumpft in ein elendes, bejammernswürdiges Wesen zusammen.

Wahrlich liegt wohl ein so gänzliches, willkürliches Verlaßen des väterlichen Bodens niemals näher, als bei dem Umsturz aller Besitzungen. Und wer weiß, was für eine glückliche Revolution dieß für Portugal veranlaßen würde. Wenn sein Staatskörper eine andere Bildung erhielte, so wirkte dies wahrscheinlich auf den Geist der Nation zurück. Die hierbei nothwendige Anstrengung, die unerläßliche Thätigkeit bei diesem großen Ereigniß, der neue Boden, die weite Aussicht, unbeschränkt aus dem vaßen, reichen Lande unermeßliche Reichthümer hervorzuarbeiten, weckte die Seele der Nation; sie rief die alte Kühnheit, das hohe Talent, in ein Volk zurück, das vormals Europa durch seine Thaten in Erstaunen setzte, das mehr als die halbe

Erde entdeckte, und dessen Flagge in allen Gewässern Ehrfurcht gebot.

Chile.

Als wollte die Natur den gold- und blutgierigen Bösewichtern, den Eroberern der neuen Welt, einen Damm vorsetzen und sie gerechte Rache fühlen lassen; durch eine Wüstenei von 80 Seemeilen trennte sie das reiche unglückliche Peru von dem mildern fruchtbaren Königreiche Chile. Diese Wüstenei hebt mit Atacama, der letzten Provinz von Peru, an, und läuft bis Copiajo (gewöhnlich Copiapo) mit solcher Unfruchtbarkeit fort, daß sogar die selbst mit den dürresten, härtesten Gewächsen sich begnügenden Maulthiere aus Mangel an Kräutern und Wasser oftmals umkommen. (Frezier.)

Chile's Schutzmauer in Osten ist aber weit stärker. Hier wird es von den aus Norden herablaufenden unersteiglichen Cordilleren umschlossen; sie lassen nur wenige wegbare Oefnungen von Charcas und Paraguay aus, offen. Von Charcas aus war es, wo der Ero-

derer Almagro (1534) auch diese harmlose Indier, die Chilesen, in Fesseln zu schlagen suchte. Aber er büßte schwer seinen Frevel. Der Hunger zwang seine Mordbrüder Pferdefleisch zu fressen, und die ungeheure Kälte verwandelte das Blut einer großen Anzahl derselben, nebst ihrem Anführer Ruydas, in Eis. Man fand die Körper der Erfrornen fünf Monate nachher, die Zügel der Pferde in ihren Händen.

So durch die Natur selbst beschützt, liegt hier also ein treffliches Land von mehr als 23700 d. Quadratmeilen, unter der schönsten Sonne (vom 24sten bis zum 45sten Grade südl. Breite); in Westen umschließt es das Meer.

Ist Italien der Garten Europens, so darf man Chile mit Recht den Garten der neuen Welt nennen. Das Klima beider Länder, ja selbst ihre Lage, ist sich einander ähnlich; beide haben ihre bedeutendsten Erstreckungen in die Länge *), und beide werden der Länge

*) Molina rechnet 380000 Quadratmeilen, die Längenmeile, 60 auf einen Grad, geben 23750 d. Meilen; wahrscheinlich ist dies keine sehr genaue Messung, da unsere Karten in Ansehung der Grenzen von Chile sehr unter einander verschieden sind. Den Namen, den das Land bereits vor der Eroberung durch die Spanier trug, leitet er, sonderbar genug, von einer Art Drosseln her, welche Chile, Chile, rufen sollen. Er theilet dies Land

noch von einem an einander hangenden hohen Gebirge durchschnitten, denn die Cordilleren lassen einen Zweig durch Chile selbst laufen; sie theilen das Land in Ost- und West-Chile, und sind ihm die Apenninen. Auch ist bei beiden Ländern der Einfluß ihrer Gebirgsketten von gleich hohem Werth; aber auch wegen der Vulkane von gleicher Furchtbarkeit.

Die südlichen Grenzen des Landes werden bald größer, bald kleiner angegeben. Van Lover bestimmt sie nur bis zum 24sten Br. Grade; er schließt sie mit dem Archipel von Chiloe. Andere dehnen sie hingegen wenigstens 6 Grad südlicher aus; sie lassen sie bis zur Magellans-Straße fortgehen. Allein Molina selbst findet dies besonders deshalb unbillig, weil die dortigen Menschen auffallend von den Chilesen verschieden sind.

Von Westen nach Osten ist alles bestimmter. Die hohen Andes sind hier die Termen zwischen Tucuman, Paraguay und Chile.

Diese Riesengebirgskette bleibt auch hier seiner Natur gleich. Außer den drei Zweigen, worin sich der

---

in drei Theile. Der erste begreift die Inseln. Hierunter die kleinern Ecquimbischen, die von Juan Fernandez und Massa Fuero, und die des Archipels von Chiloe. Die zweite Abtheilung begreift das Land zwischen dem Meere und dem Gebirge. Die dritte, das Gebirge oder die Andes selbst.

große Zug zerspalten hat, zeigen sich einzeln sehr hohe Berge, die denen in Peru, nach dem Ansehen zu urtheilen, wenig nachstehen, denn bis jetzt maaß wohl in Chile weder ein Bouguer, noch Condamine oder Humboldt die Höhen. Ihre Gipfel decke ewiger Schnee. Neune derselben zeichnen sich darunter besonders durch ihre Höhe aus*), und ihr Schnee gewährt, so wie in Peru, eine reiche Nahrungsquelle.

Auch hier sind diese Schneegebirge die Mutter, die großen Wasserbehältnisse nie versiegender Quellen. Sie senden mehrere Flüsse zum Südmeer hinab, allein die Kürze ihres Laufs läßt sie nicht bedeutend werden; der Coplabo, Maypo, Cauten, Tolten, Valdivia, Biobio**) und Maule gehören hierbey zu den bekanntesten; die letztern tragen beträchtliche Schiffe.

Im Osten, gegen Tucuman und Cujo hin, ist fast alles unbekannt. Auch würden die dorthin von der Bergkette ausströmenden Flüsse nicht mehr zu Chile zu

---

*) Hierunter sollen die höchsten seyn, der Manflas (28° 30′), Tupungato (33° 40′), Descabezado (35°), Longavi (35° 15′), Chillan (36°). Guanauca (41° 8′), Villarica (39° 30′).

**) Er ist schon eine Meile oberwärts seiner Mündung 5/4 Meile breit. (Ulloa.)

rechnen seyn, da diese Grenzgebirge sie sofort jenen Ländern zusenden *).

Ebenfalls enthalten diese Gebirge, wie ihre Geschwister in Peru, eine große Anzahl offener und erloschener Feuerschlünde. Noch vor wenigen Jahren zählte man 14 lebende Vulkane in Chile.

Unter ihren Ausbrüchen war der des Vulkans von Pteroa (zwischen den 34sten und 35sten Br. Graden) am 3ten December 1760 einer der schrecklichsten. Dieser alte Vulkan erhielt damals eine völlig neue Gestalt, einen neuen Krater. Ein daneben gelegenes Gebirge ward meilenweit zerrissen; und die ungeheure Quantität Lava und Asche füllte die benachbarten Thäler, schwellete mehrere Tage hindurch die Gewässer des Flusses Tingirica. Zu gleicher Zeit ward der nicht beträchtliche Strom Loncue durch ein in das Flußbette hinabgestürztes Gebirge zehn ganzer Tage hindurch gehemmet; da dann endlich seine Gewässer diesen Damm überwältigten, und das ganze umherliegende Land unter Wasser setzten.

Außerhalb der hiesigen Andes liegen, isolirt, zwei Vulkane. Der an der Mündung des Flusses Rapel, er wirft nur hin und wieder Dampf aus. Dagegen brennt der Vulkan am See Villa Rica dauernd fort.

---

*) Man sehe weiter unten: Patagonien.

Dieser Vulkan muß nicht nur ein sehr hohes Gebirge seyn, da er auf mehr als 30 deutsche Meilen sichtbar und mit ewigem Schnee bedeckt ist, sondern er muß überhaupt ein großes Gebirge ausmachen, denn Molina giebt seiner Wurzel einen Umfang von viertehalb deutschen Meilen. Ein bedeutender Theil dieses Gebirgs, das mit den Andes in Verbindung stehen soll, ist mit schöner Waldung bedeckt, und viele Flüsse nehmen daraus ihren Ursprung. Die Karten legen diesen Vulkan gegen den 59sten Grad südl. Breite.

Ein so vulkanisches Land, als Chile, ist dann auch, wie das benachbarte Peru, häufigen Erdbeben unterworfen. Hierbei ist es indeß sehr merkwürdig, daß zwei der dortigen Provinzen, obgleich nicht vom Meere entfernt, bis jetzt niemals einen Erdstoß empfunden haben. Sonderbar genug wäre es, wenn wirklich die Ursache dieses Glücks darin zu suchen wäre, daß diese beiden Provinzen, Copiapo und Coquimbo, sich von vielen unterirdischen Höhlen und Kanälen untergraben fänden. Dies will man aus dem unterirdischen Geräusch schließen, welches sich oftmals in mehreren Theilen dieser Gegenden, gleich dem Geräusch eines sausenden Wassers oder eines Windes, vernehmen läßt.

Selbst der furchtbarsten Todesgefahr sieht der Mensch ruhig ins Auge, wenn sie ihm häufig sich darbietet. So schläft hier der Einwohner von Chile ruhig, wenn gleich jährlich zwei bis viermal sein Boden umgestürzt

wird, oder wenigstens gewaltsam unter ihm zittert. Freilich begräbt nicht jeder Erdstoß Dörfer oder Städte. Unter der zahllosen Menge Erschütterungen, seit der spanischen Eroberung, zeichnen sich fünfe besonders unglücklich aus. Die von 1570, 1647, 1657, 1730 und 1750. Die vier letztern ereigneten sich im Frühjahr und im Sommer; die beiden letzten zerstörten wichtige Theile der Hauptstadt.

Um weniger durch diese häufige Gefahr zu leiden, macht man die Straßen sehr weit; jedes Haus hat überdies einen geräumigen Hof- und Gartenplatz als Zufluchtsort; dabei sind die Wohnungen selbst nur niedrig, und jeder, der es vermag, hält zugleich in seinem Garten hölzerne Baracken fertig, um sie bei eintretender Gefahr aufzunehmen.

Auch hier sollen sich Vorbedeutungen der Erdbeben äußern, wie in Calabrien; dies mag aber, so wie dort, nur auf einige Thiere und Personen von feinerem, empfindlichen Nerven wirken, denn Molina, der dort geboren und erzogen ist, konnte, ungeachtet er die Atmosphäre und ihre Veränderungen lange studirte, und dort viele Erdstöße erlebte, nie eine Art von Vorgefühl des Erdbebens an sich gewahr werden.

Die Luft ist in Chile äußerst milde und dabei sehr gesund; die Atmosphäre leidet nur geringe Veränderungen; Gewitter, Hagel, Schnee und heftige Stürme sind wenig bekannt. Indeß finden sich in Rücksicht der

Temperatur bei einem, von so hohen Gebirgen überlaufenen Lande gleichfalls beträchtliche Verschiedenheiten. Ohne die strenge Kälte der Andes weiter anzuführen, so fühlte van Coover selbst bei seiner Reise zur Hauptstadt St. Jago die Zunahme der Kälte, so wie er vom Meere aus höher stieg, sehr empfindlich. Die herrschenden Winde sind hier längs der Küste die nördlichen; nur vom May bis gegen den September zeigen sich südliche.

Vor Ankunft der Spanier kannte man nur wenige Krankheiten. Eine darunter war besonders ein hitziges Fieber, das gewöhnlich den Kopf bis zum Wahnsinn einnahm; die Indier curiren es durch Kräuter; sie nennen es Cavo lonco, d. i. Kopfkrankheit.

Aus Europa stammen dann auch hier die Kinderblattern; indeß hat bereits seit 1761 der Arzt Verduzo die Inoculation eingeführt. Ebenfalls ist es nicht unwahrscheinlich, daß selbst das venerische Uebel von den Spaniern herrührt; denn einmal hat es unter den Eingebornen nur sehr geringe Fortschritte gemacht, und sodann fehlt sogar in der Sprache der Indier ein Name für diese Krankheit.

Als eine Fortsetzung der Andes von Peru behalten diese Gebirge dann auch in Chile im Aeußeren eine ähnliche Bildung. Sie sind hier in drei Zweige getheilt; die mittlere ist davon bei weitem die höchste; sie stehet etwa 15 Meilen von den beiden übrigen entfernt; alle

und durch querlaufende kleinere Bergketten mit einander verbunden. So wie in Peru bilden sie die schönsten, mahlerischsten Scenen; erzeugen bald tiefe Schluchten, bald schroffe, furchtbar zusammengestürzte Felsen und schäumende Cascaden, und ihre innere Struktur ist gleichfalls der der übrigen Cordilleren ähnlich.

Daher denn auch hier die mislastigen Produkte der Vulkane, Schlacken, Laven, Basalte, zu Glas geschmolzenes Gestein, Schwefel und Salmiak.

Mannigfaltig ist ferner hier das natürliche Gestein. Vielfarbiger Quarz, Gyps, auch fast alle Thon-, Schiefer- und Marmorarten kommen vor.

Die Lagerarten stimmen indessen, wenn nicht anders eine sichtbare Convulsion darin Zerrüttungen hervorbrachte, ziemlich mit den uns bekannt gewordenen Gesetzen der Gebirgskunde zu. Der Granit macht auch hier die Unterlage. Von dem härtesten Gestein, dem Quarz, finden sich die schönsten und größten Krystallen; einzelne Krystallen, sagt Molina, von 6 bis 7 Fuß, woraus man die schönsten Säulen verfertigen könnte.

Aber auch von Kalch zeigen sich sehr merkwürdige Fälle. Noch wohl selbst höher als jene Versteigerung, die v. Humboldt auf 12000 Fuß über der Meeresfläche in den Peruvianischen Silber-Minen antraf, finden sich hier auf dem platten Gipfel des Descabezado eine große Menge versteinerter Muscheln. Dieser Berg scheint dem Auge indeß nicht viel niedriger, als der

Riese, der Chimborasso; schade daß diese merkwürdigste Höhe für Versteinerungen nie gemessen ist.

Den feinsten, schneeweißen Porcellanthon trifft man schichtweise, in der Provinz Maule; man bringt davon bemahlte Gefäße nach Peru; sie sollen zugleich dem Wasser einen angenehmen Geschmack mittheilen. Frezier entdeckte einen noch merkwürdigern, sehr feinen, schwarzen Thon, der selbst zum Färben dient, und dessen Schwärze alles übertrifft. Dem Naturalisten heißt er daher Argilla aterrima tinctoria.

Unter mehreren Porphyrarten zeichnet sich besonders diejenige an Schönheit aus, welche auf einem gelben Grunde blau und roth gefleckt ist. Sie findet sich am Flusse Chille, und ist daher Saxum Chillense benannt.

Von fossilischen Seltenheiten liefert Chile noch viele Lärchen. Diese versteinerten Thierknochen von schönem Blau zeigen sich in so großer Menge in den Gebirgen von Copiapo, daß diese Provinz daher ihren Namen erhielt. Auch an andern Halbedelsteinen ist Chile nicht arm. So bilden z. B. die Amethysten in einem Muttergestein von grauem Quarz, einen ganzen Hügel unweit Talca. Molina fand hierunter einige von schönstem Violet, die das Glas schnitten, ohne sich im mindesten abzustumpfen. Verschiedene Flüsse führen auch zu Zeiten Rubinen und Smaragden, jedoch nur von geringem Werthe.

An mineralischen Salzen mangelt es gleichfalls nicht. Ganze Gegenden sind mit einem Gemisch von kalchartigem Salpeter überzogen; auch giebt es Alaun; die Vulkane bilden, wie bereits erwähnt ist, Salmiak, und von Vitriol trifft man sowohl grünen und blauen, als weißen.

Eben so wenig fehlt es dem Lande an Erdharzen, und noch weniger an Steinkohlen. Die Gegend um die Stadt Conception ist davon besonders reich.

Man sieht voraus, daß ein vulkanischer Boden bei so vielfacher Abwechselung von mineralischen Körpern, Mineralquellen erzeugen mußte.

Die Provinzen Copiapo und Coquimbo liefern viel Kochsalz, ja die Gewässer des ganzen Flusses Salado der ersten Provinz sind, ob sie gleich aus den Andes ihren Ursprung nehmen, von außerordentlichem Gehalt, und in einem Andesthale der Pehuenches (unter 40 1/2° Breite) zeigen sich eilf Salzquellen. Auf dem Gebirge Peidehue, nördlich der Hauptstadt von St. Jago, entspringen, nur 80 Fuß weit von einander abstehend, zwei merkwürdige Mineralwasser, die ihrer Temperatur nach einander durchaus entgegen gesetzt sind. Die heiße Quelle hat eine Hitze von 60 Grad Reaumur, dagegen fällt das Thermometer in der zweiten bis auf 4 Grad unter Null. Durch Kanäle zusammen geleitet, bilden beide ein laulichtes Badewasser von trefflicher Wirkung gegen viele Krankheiten. Das Wasser der heißen Quelle

ist alkalisch und schäumt wie Seifenwasser; das der kalten hält Eisen und Bittersalz.

Das wichtigste, was die Gebirge von Chile in ihrem Schooße erzeugen, ist, wie bei Peru, das Metall.

Der berühmte Paw zeigte auch darin seinen übertriebenen Haß gegen Amerika, daß er diesem Welttheile das Eisen entweder gänzlich absuguete, oder das amerikanische wenigstens für schlechter, als das unsrige, ausgab. Chile zeigte, ihm zufolge, durchaus von diesem nützlichen Metalle keine Spuren. Indeß hätte er sich schon durch Frezier eines Bessern belehren können, und jetzt wissen wir, daß die Provinzen Coquimbo, Copiapo, Acongiagua und Huelquilema nicht nur sehr reiche Eisenminen besitzen, sondern das Metall selbst (es kommt gewöhnlich als graues und schwarzes Eisenerz, oder in bläulichen Würfeln krystallisirt vor) von vorzüglicher Güte ist. Indeß tritt auch hier die Jalousie des Mutterlandes der Natur in den Weg. Es ist verboten, diese Minen im Großen zu bearbeiten.

Diese lächerliche Furcht der Beeinträchtigung Spaniens erstreckt sich dann gleichfalls auf das Quecksilber. Jene beiden zuerst genannten Provinzen sind auch mit diesem Metalle sehr reichlich versehen. Es zeigt sich darin theils in metallischer Gestalt, theils als Zinnober in solcher Menge, daß man dadurch sehr große Summen gewinnen würde; und dies um desto mehr, da man seiner hier so sehr zum Amalgamations-Proceß

bei den edlen Metallen bedarf. Dagegen sucht man das Antimonium auf, und es findet sich auch unter mehr als einer Gestalt; krystallisirt ist es bis jetzt nur in einer einzigen Grube vorgekommen.

Das Zinn, obgleich von seltner Güte und in bedeutenden Gängen, wird hier wiederum gänzlich vernachlässigt; und das Blei bearbeitet man nur in so weit, als man es zum Schmelzen und zum Verbrauch im Lande selbst nöthig hat.

Mit dem Kupfer scheint nur erst die Aufmerksamkeit der hiesigen Einwohner auf die Metalle anzuheben. Ulloa rühmt bereits die Vorzüge des Kupfers von Coquimbo und Guasco. Molina setzt die reichsten Kupferminen von Chile zwischen den 29sten und 36sten Grad der Breite. Die mehrsten Arten erhalten so viel Gold, daß einige Franzosen zu Anfange des 18ten Jahrhunderts mit Chile deshalb einen bedeutenden Handel trieben, um daraus Gold zu ziehen. Einige Sorten gewähren 1/16tel, ja sogar bis zu 1/5tel Gold; bei letztern sollen aber beide Metalle sich nicht mehr mit einander vererzt, sondern jede schon im metallischen Zustande finden. Außer dem Fahl, Pecherz und Glaserz, verdient hier die Vorzüglichkeit des malleablen Kupfers von Coquimbo besonders bemerkt zu werden; so wie auch die alte reiche Mine von Payen bei den Pueliches. Allein diese Völker haben sich der weitern Bearbeitung dieser Mine widersetzt. Sie lieferte ehemals nicht sel-

ten Stücke von gediegenem Kupfer von 50, ja von 100 Pfund; die Gewinnung war überhaupt äußerst leicht, und man vermuthete darin aus der Farbe, die dem Gemilor glich, keine unbeträchtliche Quantität Gold. Eine ähnliche Mine ist diejenige, welche neulich zu Curico entdeckt ward; bei ihr findet sich das Gold zu gleichen Theilen mit dem Kupfer. Man benannte dieses Kupfer den natürlichen Avanturin *).

Nicht weniger merkwürdig ist endlich das Kupfer aus den Hügeln von Huelquilemu. Hier ist der Zink mit dem Kupfer verbunden, also ein natürliches Messing.

Die Quantität Kupfer, welches Chile liefert, muß außerordentlich bedeutend seyn; fünf bis sechs Schiffe laden, als Ballast, jedes 20000 Centner für Spanien. Daneben wird eine große Menge nach Buenos-Ayres gesandt, und die Kaufmannsschiffe von Peru führen dorthin gleichfalls über 50000 Centn. Man gebraucht es daselbst bei den Zuckerraffinerien.

Scheint das Kupfer in Chile an keinen besondern Erdstrich oder Provinz gebunden, sondern überall verbreitet zu seyn; so ist dies nicht der Fall mit dem Silber. Dies findet sich in den Andes nur auf großen,

---

*) Diesen Namen giebt man sonst einem zimmtbraunen Quarz von schimmerndem Ansehen aus Spanien.

also kalten Höhen. Die bedeutenden Kosten, welche hierdurch bei der Bearbeitung der Silberminen entstehen, haben veranlaßt, daß man bereits viele wieder verlassen hat, wenn gleich das Erz reich war. Nur etwa vier wurden noch gegen das letzte Drittel des verflossenen Jahrhunderts bearbeitet.

Die reichsten Silbererze finden sich in den Gebirgen der Provinzen Coquimbo, St. Jago, Acunguagua und Copiapo. Hier kommen fast alle merkwürdige Arten des Silbers vor; gediegenes Silber, Rothgülden, Glaserz, Hornerz, weiß- und schwarzgültiges Silbererz.

Das schwarze, Negrillo genannt, schätzt jedoch der hiesige Bergmann am meisten. Von den drei Unterabtheilungen dieser Art, läßt sich die reichste, man benennt sie piombo ranco, sehr bequem schmelzen, denn sie ist hauptsächlich mit Schwefel vererzt. Man fördert diese vorzüglichen Erze aus den Minen von Usproleta, bis jetzt die reichsten vom ganzen Lande. Sie liegen in der Provinz von Acunguagua auf den östlichen hohen Andes, fast unter dem 53sten Breitengrade, und das Gebirge gleicht hier ziemlich den Apenninen zwischen Bologna und Florenz. Dieser sehr erhabene Bergrücken bildet hier eine Fläche, die gegen 1 1/2 Meile breit und über 30 d. Meilen in der Länge hält, genießt einer milden Temperatur, ist durch mehrere kleine Flüsse bewässert, und mit schönen Waldungen bedeckt. Sie dient den höheren Schneegebirgen zur Basis.

Die Silbermine von Uspallata soll auf 25 Meilen gegen Norden fortlaufen und stets gleiche Reichhaltigkeit zeigen. Einige behaupten, sie hinge sogar mit Potosi zusammen; eine kaum glaubliche Erstreckung, da letzteres zwischen den 20sten und 23sten Breitengraden gelegen ist. Dennoch scheint selbst Ulloa dies zu behaupten. Der Hauptgang, der 9 Fuß mächtig ist, theilt sich in fünf parallele Lagen. Die mittlere oder der Kerngang ist so reich an Silber, daß das schwarze Erz davon weiß erscheint; die Bergleute nennen sie la Guida (die Führerin). Sie giebt 200 Mark Silber im Caxon, oder etwa 2 Mark in 60 Pfund Erz.

Unter mehreren andern Silberminen sind die von Gormaz, unweit der Hauptstadt St. Jago, die bedeutendsten. Sie geben 30 Mark Silber vom Caxon (50 Centner). Vormals schmolzen die Indier diese Erze auf eine sehr unkundige Weise mit großem Verlust; anjetzt bedient man sich dabei des Amalgamations-Processes.

Zuletzt kommen wir zu dem Golde, als der wichtigsten metallischen Ausbeute des Königreichs. Jene Verbindung des Goldes mit den Kupfererzen, noch mehr aber die vielen Goldwäschen, wozu, wie Pernetty sagt, fast jeder Bach so gütigen Anlaß giebt, daß ein Arbeiter täglich über 2 Piaster gewinnt, zeigen die angemeine Verbreitung dieses Metalls durch ganz Chile.

Der Mönch Gregorio di Leon nannte daher Chile eine einzige Goldstange.

Man hatte in den südlichen Provinzen, zwischen dem Biobio und dem Archipel von Chiloe, außerordentlich reiche Goldminen entdeckt, und die Spanier zogen daraus sehr große Summen; allein die Aranken, eine sehr kriegerische Nation dieser Gegend, verjagten die Fremdlinge, und warfen die Gruben zu.

Die Spanier bearbeiten jetzt die Goldbergwerke von Copiapo, Guasco, Coquimbo, Petorca, Ligua, Tiltil, Putaendo, Caren, Alhue, Chibato und Huille-Patagua.

Einige dieser Minen sind nicht reich; andere werden zuweilen durch die Gewässer ersäuft, und deshalb aufgegeben.

Gewöhnlich liegen die Erze in einem röthlichen, leicht zerreiblichen, thonigten Gestein; doch ist dies eben solchen Veränderungen unterworfen, als die Richtungen der Gänge selbst.

Uebrigens ist das Gold von Chile sehr rein; es ist gewöhnlich von 22 Karat, ja bisweilen 23 1/2. Diese Erze werden dann durch Verquickung bearbeitet. Man amalgamirt täglich 2500 Pfund Erz auf jeder Mühle.

Da diese Methode viel Zurüstung und Arbeiter erfordert; so ist sie nur für bemittelte Gewerken; die minder vermögende Klasse behilft sich mit dem Goldwaschen. Man wirft hierbei den röthlichen, goldhalti-

gen Sand nur in hölzerne oder hörnerne Keſſel, Poruna genannt; durch ſtetes Rütteln legen ſich hierin die Metallſtückchen oder Plättchen zu unterſt, während daß der Sand oben weggeſpühlt wird. So unvollkommen nun auch dieſe Methode iſt, ſo bringt ſie dennoch den Arbeitern mehr ein, als man glauben ſollte. Ein fleißiger Goldwäſcher gewinnt gewöhnlich fünf Species-Thaler in jeder Woche. Sie ſtoßen aber auch oftmals auf beträchtliche Goldſtücke, die bis zu einem Pfunde wiegen, dieſe nennt man Pepites, und man kann hiernach auf den Reichthum der Muttermine ſchließen.

Der Werth von allem in Chile jährlich erzielten Golde kann nicht füglich durch die darauf liegende königliche Abgabe von einem Fünftel, beſtimmt werden. Dieſe Abgabe, ſie heißt Oro quintado, betrug über 5 Millionen Thaler (20 Mill. Livr.). Hiervon ward 2 1/2 Million in der Hauptſtadt ausgemünzt (Van Over giebt 2 Million Species an), das übrige wird aber in Stangen ausgeführt, oder auch im Lande verarbeitet. Die Quantität des Goldes, um welche die Regierung defraudirt wird, iſt ſehr beträchtlich.

In der Mine von Tapati ſoll man ein unbekanntes, ſchwer zu ſchmelzendes Metall entdeckt haben, wovon Molina vermuthet, es ſey Platina.

Die Bergleute ſind in Chile faſt alle arm. Sie verzehren das von ihnen gewonnene Gold ſehr ſchnell; ſie ſchätzen das nicht, was ſie faſt ununterbrochen von

sich sehen; nur diejenigen, welche ihnen die Lebensmittel, besonders die geistigen Getränke, verkaufen, bereichern sich.

Bei Chile trift die Regel nicht zu, daß das Gewächs-Reich der mit Metallen gesegneten Länder von der Natur vernachläßiget sey. Chile's Ebenen und Berge sind reichlich mit den schönsten Pflanzen bedeckt, nur machen die höchsten, kalten Gebirge hiervon, wie überall, eine Ausnahme.

Wir verdanken dem P. Feuille die erste Kunde der Vegetabilien von Chile (1714). Indeß hat er nur diejenigen Pflanzen beschrieben, welche in den niedrigen Gegenden, unweit des Meeres, zu Hause sind.

Molina hat 70 Jahr nachher einen beträchtlichen Beitrag zur Flora dieses Landes gegeben. Bei dem Reichthum, der ihm zu Gebote stand, konnte er aber weit mehr leisten. Er gesteht nämlich selbst 3000 neue Arten gesammlet zu haben, und wie wenig hat er uns davon beschrieben! Dennoch beweiset selbst dies wenige, wie viel wir von einem gründlichen Botaniker dort erwarten könnten. Funfzehn neue Geschlechter kommen schon unter der geringen Anzahl vor, die Molina uns aufzählt; hoffentlich wird die treffliche Flora Peruviana auch viel neue Pflanzen enthalten, welche Chile mit Peru gemeinschaftlich besitzt.

Wir heben hier nur einige Merkwürdigkeiten des dortigen Pflanzenreichs aus.

Chile bringt eine sehr bedeutende Anzahl Färbepflanzen hervor; mehr als 10 sind davon bis jetzt bekannt worden. Einen zwiefachen Nutzen gewährt darunter die Panke, nach Molina ein neues Geschlecht (Panke tinctoria). Ihre Blätter haben zwar einige Aehnlichkeit mit unserer Klette (Bardana), allein die Fruktifikations-Werkzeuge sind davon gänzlich verschieden. Dieser Naturalist behauptet, sie gehöre unter die Enneandria-Monogynia L. Dombey glaubt, sie sey mit der Gunnera L. zusammen zu bringen. Ihr oft gegen 5 Fuß hoher Stamm trägt weiße Blumen, die ins Röthliche spielen, von glockenförmiger Gestalt. Der Saft der Pflanze giebt den damit gefärbten Zeugen ein sehr schönes Schwarz; die Wurzel hingegen dient zum Gerben des Leders. Man zerstößt sie deshalb, nur ist der Geruch beim Stoßen so heftig, daß Niemand es über eine halbe Stunde auszuhalten im Stande ist. Der holzartige Stamm wird von den Schustern zur Einfassung der Sohlen benutzt; das Mark hält für den Landmann eine genießbare Säure.

Eine zweite Art der Panke (Panke acaulis Mol.) liefert eine rübenförmige, sehr große Wurzel, die häufig gegessen wird.

Ein schönes Violet zieht man aus der Cisse (Oxalis flore roseo, Feuillé). Die Pflanze wird zu dem Ende in einen Teig verwandelt, wie der Waid. Zu-

gleich ist die Culle ein specifisches Mittel gegen das bösige Fieber.

Die Indier ziehen aus zwei Arten des Eupatorium gelbe und grüne dauerhafte Farben, und aus einer bis jetzt unbekannten Pflanze ein so treffliches Blau, daß es noch nach dreißig Jahren, obgleich oftmals gewaschen, schön blieb.

Von eßbaren und nahrhaften Pflanzen besitzt Chile außer unsern Getreidearten mehrere von Wichtigkeit. Vor Ankunft der Europäer bauten die Araucker den Mayn, eine Art Roggen, und die Tuca, eine Gerste. Sie buken hiervon ihr Brod, von ihnen Covque genannt, und mit diesem Namen belegen sie gleichfalls das Brod, was jetzt hier gänzlich aus europäischem Waizen gebacken wird; denn seitdem sind jene Pflanzen so sehr vernachläßigt, daß man sie kaum zu Gesichte bekömmt. Unsere Kornarten gedeihen nämlich bis zu 60, ja in einigen Provinzen zoofältigem Ertrag. Vorzüglich dient ihnen, wie den Peruanern, der Maiz. Er liefert auch hier durch Gährung des eingeweichten Mehls mehrere Arten nährender, aber zugleich berauschender Getränke, z. B. die Chica, den Chereau und Upo. Es giebt hier verschiedene Varietäten von dem Maiz. Von den neuen Pflanzen Europens bekommen hier gleichfalls der Hanf und der Flachs, da aber die Ausfuhr von beiden streng verboten ist, so bauet man nur gerade zum einheimischen Verbrauch.

Man sieht gewöhnlich Chile als das Vaterland der Kartoffeln an. Sie führt hier die Namen Papa, Poguy und Patata, und es finden sich wirklich, fast auf allen Feldern wilde Kartoffeln, nur sind die Wurzeln kleiner und von bitterlichem Geschmack.

Uebrigens kennt man hier zwei Arten von Kartoffeln, und hievon wohl 30 Varietäten.

Auch die Oca von Peru (Oxalis tuberosa) wird hier stark und gerne gegessen; die dicke Wurzel ist gegen 4 Zoll lang, und theilt sich, wie bei der Kartoffel, in mehrere Aeste, hat auch, wie jene, eine dünne Oberhaut.

Die Wurzel der Jututa (Alstroemeria lig. L.) liefert gleichfalls ein gutes Mehl. Fast jede Art Gartenbohnen und anderer Hülsenfrüchte, so wie mancherlei europäische Küchenkräuter kommen hier sehr fort. Von Piment-Pfeffer zieht man mehrere Sorten.

Unter den großen Bäumen wählen wir hier nur einige der merkwürdigsten aus. Der Pehuen (Pinus Araucana Mol.) ist einer der schönsten Bäume des Landes. Er erreicht oftmals die Höhe von 80 Fuß und 8 Fuß im Umfange. Er gehört aber nicht zu den Tannen, er macht vielmehr, wie La Marck bewiesen hat, ein eigenes neues Geschlecht aus, welches er dem Naturalisten Dombey zu Ehren, Dombeya Chilensis nennt. Denn dieser brachte zuerst die merkwürdigen Fruktifications-Theile davon nach Europa. Der

Baum verliert bei zunehmendem Wachsthum die ersten Zweige, und nur, wenn er die Hälfte seiner ganzen Höhe erreicht hat, treten vier dauernde, ansehnliche Zweige unter rechten Winkeln aus dem Stamme hervor. Die höher hinauf darauf folgenden haben gleichfalls diese Richtung, sind aber kürzer; da nun dieses Abnehmen der höher stehenden Zweige unter stets gleicher Stellung zustimmt, so bildet sich hierdurch eine viereckige Pyramide, die um desto schöner ist, da die herzförmigen Blätter, drei Zoll lang und einen Zoll breit, hart, wie Holz, und von grossem Glanze sind. Die ovale Frucht, von der Größe eines Menschenkopfs, hält in mehreren Abtheilungen lange Pinien-Nüsse, die man wegen ihres schönen Geschmacks eben so gerne ißt, als die Kastanien. Auch das gelbliche Harz des Peluen ist vorzüglich, und von dem treflichsten Geruch.

Ebenfalls ein neues Geschlecht, das des Peumo, (Peumus Hexandr. Monogyn.) enthält vier Arten und mehrere Varietäten, wovon drei, eßbare, den Oliven ähnliche, Früchte tragen. Das Fleisch ist schmackhaft, und der Kern sehr bireich. Die Rinde des Baums dient zum Gerben und zum Färben.

Bei der dort sogenannten Cocospalme (Palma Chilensis Mol.) sind die Blätter und Blumen, wie bei dem gewöhnlichen Palmbaum; allein die Früchte sitzen traubenweise, und sind sehr klein, aber man preßt daraus ein sehr gutes Oel. Nicht nur allein deshalb,

sondern zugleich wegen der sehr erfrischenden Früchte werden sie in großer Quantität nach Peru verführet.

Aus einem Baume, den Molina den Weihrauchbaum (Thuraria Chilensis, ein neues Geschlecht von Decandr. Digyn.) nennt, erhält man ein eben so treffliches Harz, als den Weihrauch Arabiens.

Der Quillai (Quillaja saponaria; Monoecia Polyandria Mol.) macht ein neues Geschlecht. Der Baum erreicht eine mehr als mittelmäßige Höhe, hat ein sehr festes Holz, wovon der Landmann seine Steigbügel verfertigt. Sein größter Werth besteht aber in der Rinde. Pulverisirt und mit hinreichendem Wasser gemischt, giebt sie eine sehr gute schäumende Seife, die zum Waschen der Wolle und der Zeuge verbraucht wird. Der Handel hiermit ist beträchtlich. Der Name des Baums stammt von dieser Eigenschaft ab, denn Quillcan bedeutet Waschen.

Mehrere andere Bäume, welche bei uns noch unbekannt sind, liefern treffliche Holzarten für die Ebenisten. So z. B. der Temo, ein neues Geschlecht (Teumus moschata, Polyandria-digynia), ferner gleichfalls aus einem neuen Geschlechte (Diandria-monog.) der Mayten und der Caven (Mimosa caven); hiervon macht man wegen der schönen hellen Adern auf schwarzem Grunde Handgriffe für verschiedene Instrumente.

Ein sonderbarer Baum ist der Lorbeerbaum Lithi (Laurus caustica), den man hier fast überall antrifft. Legt man sich zur Sommerszeit in seinen Schatten, so verursachen seine Ausdünstungen, besonders bei empfindlichen Personen, schmerzhafte Blattern und Geschwulst an allen entblößten Theilen. Das getrocknete Holz verliert indeß diese böse Eigenschaften gänzlich, und man verarbeitet es wegen seiner schönen rothen Farbe und seiner Festigkeit gerne, nur muß man sich beim Fällen des Baums sehr vorsehen. Im Wasser bekommt es eine erstaunliche Härte, es würde daher sehr gut zum Schiffbau dienen. Der Lithi muß nicht verwechselt werden mit dem Bollen, einem der schönsten Bäume dieses Landes, der aber ein wahres Gift ist; indeß geben doch die Aerzte zuweilen die Knospen pulverisirt als Brechmittel.

Feuille giebt ein beträchtliches Verzeichniß der Medicinal-Pflanzen von Chile, und wie sollten diese auch bei einer so reichen Flora fehlen?

Unter einem Himmel, den die gültigsten Zeugen dem des südlichsten Europa gleich setzen, müssen selbst unsere feinsten Früchte vorzüglich bekommen, z. B. die Orangen, Citronen, Feigen u. dergl. Besonders verdient hier noch der Wein angeführt zu werden. Er bekommt so gut, daß Ulloa ihn, so wie das Klima selbst, dem von Spanien völlig gleich setzt. Die Weinlese fällt hier

im April und Mai. Der beste Wein gehört der Provinz Conception, längst dem Flusse Itata.

Auch die Pfirsche bekommt hier treflich. Es giebt hiervon 14 Sorten, einige bis zu 16 Unzen an Gewicht. Die hiesige Erdbeere, die Fritilla von Peru, erreicht die Größe eines kleinen Hühnereies, indeß ist sie wässeriger, als in Europa.

Dies mag hinreichen, um einigen Begriff von dem Pflanzen-Reichthum des treflichen Landes zu geben; nun zu seiner Fauna.

Es sey mir bei dieser Gelegenheit erlaubt, verschiedenes nachzuholen, was den Erläuterungen von Paraguay *) deswegen entgieng, weil damals die vorzüglichen Nachrichten von Azara nicht vor mir lagen. Beide Länder, Chile und Paraguay, liegen ohnehin einander so nahe und gehören ein und demselben Herrn; überdies gesteht Molina, daß es außer den von ihm beschriebenen sechs und dreißig Arten Quadrupeden, welche ihm in Chile bekannt wurden, noch mehrere in jenen weniger besuchten Ländern, der gegen Chaco und Paraguay liegenden Ländern, gebe; sicher sind also viele Arten beiden Ländern, ja sicher auch Brasilien, gemein.

---

*) Man sehe die Beschreibung im vorhergehenden Jahrgange.

Der Tapir *), das größte Thier der neuen Welt, der bei den Guaraniern Mborebi genannt wird, hat nicht 10, sondern 8 Vorderzähne, wovon die 4 zu den Seiten der vordersten stehenden den Hundszähnen ähnlich sind; überdies an jeder Seite 7 Backenzähne oben und unten. Fängt man es jung, so wird es leicht zahm und verläßt die Wohnung nicht leicht, selbst bei offenen Thüren. Es begnüget sich fast, wie das Schwein, mit jeder Nahrung, selbst fand man viel salpeterartige Erde in seinem Magen, vielleicht wegen des Salzes.

Nichts war bis jetzt unbestimmter, als die Hirscharten der warmen Theile der neuen Welt. Azara hat wenigstens in vielen Rücksichten diese Unwissenheit vermindert. Zu unserer Absicht mag es hinreichen, hier anzuführen, daß diese Länder, besonders Brasilien, Paraguay und Tucuman, von vier verschiedenen Hirscharten bewohnt werden. Zwei derselben sind von röthlicher Farbe, die beiden übrigen hingegen braun; wir wissen jetzt bestimmter, daß die Hirscharten, welche uns Markgrav, Piso und Recchi beschrieben haben, nicht zu unsern europäischen Hirschen oder Rehen gehören. Keine derselben scheint aber an Größe unsern großen Hirschen gleich zu kommen. Man jagt sie dort anjetzt, wie bei

*) Man sehe dessen Abbildung und Beschreibung in dem vorhergehenden Jahrgang, S. 68.

und; allein man fängt sie auch in Schlingen; besonders schleudert man ihnen jene mit Steinen versehene Riemen *) um den Hals.

Azara zählt von großen und wilden Katzen sechs verschiedene Arten, wovon drei gewöhnlich die Namen von amerikanischen Tiegern und Leoparden führen. Auch über die verschiedenen Biverren dieser Länder haben wir nunmehr Gewißheit erhalten. Molina fand in Chile vier verschiedene Arten, worunter denn freilich auch die Mussieten begriffen sind, welche sich durch eine entsetzlich riechende Feuchtigkeit vertheidigen. Azara kannte nur drei Biverren und Wiesel (Mustela).

Von diesem Naturalisten ist eine Thierart, wovon wir bisher nur sehr schwankende Nachrichten hatten, in seinem Vaterlande genau beobachtet. Sie scheint ein neues Geschlecht auszumachen, das dem Hunde weit mehr, als dem Bären, sich nähert; dies ist der Krabbenfresser, le Crabier, des Büffon. Hiervon giebt Azara für Paraguay drei verschiedene Arten an. Er benennt das Geschlecht selbst Agouara-gouazu. Die erste Abtheilung des Wortes bedeutet Fuchs, die zweite groß. Das erste Quadruped dieses Geschlechts sollte dann der Krabbenfresser des Büffon seyn, dem die Zoologen keinen gehörigen Platz anzuweisen wußten. Cu-

*) Man sehe den vorhergeh. Jahrgang, S. 167.

oler nennt ihn den krebsfressenden Bären (Ursus Cancrivorus). Auch scheint mir alles ziemlich bei den Thieren des Büffon und des Azara zuzutreffen, bis auf den Schwanz, denn dieser ist nach Büffon schuppigt. Roseda, der mehrere Individuen an Ort und Stelle beobachtet hat, sagt, er komme der Figur nach dem Hunde so sehr nahe, daß es schwer sey, ihn im offenen Felde davon zu unterscheiden, selbst in Gegenwart eines Hundes; nur die großen aufstehenden, fünf Zoll hohen, langen und drei Zoll breiten Ohren, und die etwas feiner gebildeten Beine machten den Unterschied einigermaßen bemerklich. Dobrizhofer sagt daher nicht unrecht, der Wasserhund sey dem Körper nach dem Hunde, den Ohren nach dem Esel ähnlich *). Das Thier hielt 68 Zoll, also fast 6 Fuß in der Länge, bei einer Höhe von etwa 30 Zoll. Der Schwanz war über 15 Zoll lang. Der Körper ist rothbraun. Das Gebiß, dem des Hundes ähnlich, ist scharf. An der Kehle findet sich ein weißer Fleck, der von einem dunkeln umgeben ist. Das Haar ist lang. Bei einigen zeigt sich auf dem Rücken ein schwärzer Streifen. Dies Thier bewohnt die sumpfigen Gegenden, schwimmt trefflich. Es lebt von Thieren und von Vögeln; frißt aber auch Zuckerrohr, ebenfalls fand man Insekten, Schlan-

*) Büffons Crabier hat keine große Ohren.

gen und andere Wasserthiere in seinem Magen; dies scheint daher den Büffonschen Namen zu rechtfertigen. Sein Geheul läßt klagend die Töne gou-a-a ziemlich weit vernehmen. Die Moxen nennen es Ocomore. Die Abiponer machen Jagd auf dies Thier wegen seines Felles.

Die zweite Art dieses Geschlechts nennt Azara Agouarachay. Dies Thier ist kleiner als das vorige, kommt aber unserm Fuchs, wegen der Dicke des Schwanzes, noch näher; erhält in den Häusern einen Grad von Zähmung, spielt sogar mit ihm bekannten Hunden, leidet aber keine fremde. Azara scheint diesen beiden Thieren den Mapach, den Waschbären (Ursus lotor), der sich gleichfalls in Paraguay findet, zuzugesellen; er nennt ihn Agouropope.

Stets scheint indeß jener mit Schuppen bedeckte Schweif des Krabbenfressers von Surinam und dessen kurze Ohren auf eine eigene Thierart zu deuten.

Sehr bedeutende Aufklärung haben wir durch den Aufenthalt des Azara in Paraguay über die Beutelthiere (Didelphis Linn.) erhalten. Er nennt sie Micouré, und zählt davon dort und in den angrenzenden Ländern sechs verschiedene Arten; hierunter finden sich zwei neue bisher unbekannte Thiere.

Dieses Thiergeschlecht zeigt eins von denjenigen Phänomen, bei welchen die Natur aus ihrem gewöhnlichen Gleise auszuweichen scheint; und das daher der

oberflächlichen Beobachtung nicht blos Bewunderung, sondern gleichsam Stillschweigen auflegte. Es erschien hier ein Thier, von dem man behauptete, das schon geborne Junge kehre in der Mutter Leib zurück, und gehe darin nach Willkühr aus und ein. Der diesem Geschlechte gegebene Beutel am Unterleibe, in welchem sich die Euter befinden, und wodurch die so eben geworfenen sehr schwächlichen Jungen ihre Nahrung, wie in einem aus Sorgsamkeit für sie gewärmten Zimmer genießen, bleibt indeß stets merkwürdig genug. Die trefflichen Bemerkungen, die uns hierüber anjetzt der berühmte Naturalist der Nordamerikanischen Staaten, Hr. Smith Barton, liefert, zeigen, daß das Junge nur gleichsam wie ein unentwickelter Embryo hervortritt, oftmals nur an Gewicht eines einzigen Grans; daß es, wenn gleich zu dieser Zeit auch kaum eine Spur des künftigen Gesichts vorhanden ist, dennoch in diesem äußerst kleinlichen Zustande sofort die Saugwarze der Mutter aufzufinden vermag, um sich daran festzuhängen und von dem sich schließenden Sack oder Euterbehältniß beschützt und gewärmt, bis zu der außerordentlichen Größe eines mittelmäßigen Hundes entwickelt wird. Hier ist gleichsam nur eine Fortsetzung jener frühern Entwickelung im Mutterleibe; der Beutel dient statt einer zweiten Gebärmutter, nur die Art, die Nahrung zu empfangen, ist verändert; vorhin erhielt sie der Embryo durch die Nabelschnur, jetzt, fast nicht

weiter entwickelt, erhält er sie festgeklebt an der Brustwarze, durch den äußerst kleinen dreieckig gestalteten Mund. Denn allerdings ist der Embryo durch das Ansaugen und durch die bereits zu dieser Absicht so weit entwickelten Klauen der Vorderfüße (die der hintern sind dagegen dann kaum bemerklich) mit der Warze so innigst vereinigt, daß ein gewaltsames Trennen oder Losreißen oft die Warze selbst mit fortriß; ob man gleich, mit Vorsicht behandelt, es allerdings davon trennen kann, ohne der Mutter Schaden zu thun. Noch eine höchst wichtige Bemerkung des M. Barton ist aber folgende: Er erhielt ein weibliches Beutelthier nebst 7 Jungen, die von der Größe einer Ratte sich zum Theil noch von der Milch der Mutter, theils bereits durch andere Speisen nährten.

Nach 7 Tagen fand Hr. Barton, daß die Mutter abermal eben so viel Junge geworfen hatte. Einige wogen nur 1 Gran, alle hingen an den Warzen der Mutter fest. Hier hatte die Mutter bereits ein wenig über die Mitte des Wachsthums der erstern Jungen von neuem das Männchen zugelassen, denn es wäre unnöthig, hierbei die Superfötation zu Hülfe zu rufen. Dies Thiergeschlecht sollte wenigstens zweimal im Jahre werfen, der Beutel wird ihm eben deshalb nothwendig, weil die kurze Zeit bei dieser Thierart nur wenig entwickelte Junge hervorzubringen erlaubt.

Auch von den nagenden Quadrupeden (Glires) ernähren Chile, Paraguay und Tucuman eine sehr große Anzahl Arten. Molina zählt für Chile achte. Hierunter kommt denn ein neuer Bieber vor, der von ihm, zu Ehren seines gelehrten Freundes Huidobrio, Castor Huidobrius benannt, ward, dort heißt er Guillino. Er bewohnt die Gewässer von Chile, hat die Größe eines mittelmäßigen Hundes, und wird, wie unser Bieber, wegen seines vorzüglich feinen graubraunen Pelzes sehr geschätzt. Er ist kühn und stark; er scheuet sich nicht, selbst in Gegenwart des Jägers, Fische zu fangen.

Die dort gleichfalls einheimische große Wasserratte, der Coypa, ist neu und kommt dem Bieber ziemlich nahe. Sie hat die Größe einer kleinen Otter, und ist, wie diese, eines hohen Grades der Zähmung fähig; sie zeigt Anhänglichkeit an ihren Wohlthäter, und ließe sich wohl zum Fischfang abrichten. Azara nennt aber, ausser den Scavien und Hasenarten, sieben verschiedene Ratten, worunter sich mehrere bis jetzt unbekannte Thiere befinden.

Von den zuvor schon berührten Armadillen zählt er über acht verschiedene Arten, und seine Auseinandersetzungen machen fast eine ganz neue Epoque in der Geschichte dieser Panzerthierchen. Einige Arten sind in Paraguay so zahlreich, daß man sie zu Tausenden sieht und verspeiset.

Ohne weiter der Affen zu gedenken, oder gar durch Aufzählung der 18 verschiedenen Arten Fledermäuse des Azara hier langweilig zu werden, ob sie gleich stets den Reichthum der hiesigen Fauna bekräftigen, essen wir, Merkwürdigkeiten von größern Quadrupeden kennen zu lernen, wodurch sich Paraguay, und vorzüglich Chile, auszeichnet.

Der vorhergehende Jahrgang zelate bereits die unermeßliche Zahl wilder Pferde, welche von wenigen spanischen Mutterpferden entsprungen, die vasten Ebenen um den Plata und Uraguay bewohnen. Oftmals sieht man ihrer viele Tausende beisammen. Diese Thiere, welche der dort angesiedelte Europäer nur um der Haut willen jagt, oder nur höchstens einige Individuen zur Zähmung davon einfängt, werden aber häufig von verschiedenen amerikanischen Nationen gegessen. Sie sind den Besitzungen der Spanier auf gedoppelte Weise nachtheilig. Sie richten die trefflichsten Weiden der Meiereien zu Grunde, und sie verführen die zahmen Pferde der Reisenden. Man führt nämlich hier stets mehrere Handpferde auf Reisen mit sich. Sobald die wilden Pferde diese gewahr werden, nähern sie sich, locken sie, mischen sich unter sie, schmeicheln ihnen, liebkosen sie durch ein sonderbar modulirtes Wiehern, und bringen sie hierdurch endlich so weit, daß sie mit ihnen davon fliehen.

Von den Pferden von Paraguay beweiset Azara durch gültige Zeugnisse die außerordentliche Merkwürdigkeit, daß dort mehr als einmal gehörnte Pferde vorgekommen sind. Ein solches Pferd ward, aus seinem Vaterlande Chile, nach Buenos-Ayres gebracht, und von sehr vielen Personen gesehen. Es hatte zwei 3 Zoll lange Hörner hinter den Ohren. Obgleich von sanftem Naturel, gerieth es dennoch, gereizt, in Zorn, und sodann bot es, gleich dem aufgebrachten Ochsen mit gesenktem Kopfe, die Hörner zur Vertheidigung dar. Dies Thier lebte noch in dem Hause des Alcade von Buenos-Ayres vor einigen Jahren.

Ein ähnliches Monstrum sahe man gleichfalls zu Santo Fe de la Vera Cruz; dies hatte Hörner von 4 Zoll.

Eine vielleicht noch größere Merkwürdigkeit von Chile ist aber die neue Thierart, ein Pferd mit gespaltenem Huf, gleichsam der Uebergang der wiederkäuenden Quadrupeden zu den einhufigen. Der Weltumsegler Wallis bemerkte zuerst dies Thier in der Magellansstraße, unweit Cordes bay (gegen 53 3/4°). Bei dem Ansehen eines Esels, sagt er, hatte er gespaltene Klauen und die Geschwindigkeit des Hirsches. Molina gab uns die bestimmtere Kenntniß von dem Huemal oder Guemal, so nennt man dies Thier in Chile. Diesem Naturalisten ist es das zweihufige Pferd (Equus pedibus bisulcis). Die Zähne

kommen mit den des Pferdes völlig überein; seine Taille, die Farbe und das Haar sind wie beim Esel; allein Kopf, Hals und Ansehn sind viel schöner, und sein Wiehern ist fast wie beim Pferde; dabei übertrifft es sogar das Guanicoe an Schnelligkeit, und bewohnt die unzugänglichsten Theile der südlichen Andes.

Der Reichthum an Säugthieren des Oceans, der Chile bespült, ist groß; wir wollen seiner bei den Inseln erwähnen.

Auch die Ornithologie bietet hier ein großes Feld dar. Von Landvögeln zählt Molina 135 Arten; die Anzahl der Seevögel würde schwer seyn anzugeben. Nur allein das Geschlecht der Meven befaßt über 26 Arten, und andere Geschlechter sind nicht minder zahlreich. Die Nähe der Andes und die daher erwachsende Verschiedenheit des Klimas macht vielen Vögeln die Wanderung sehr leicht. Sie gehen, um in dem kältern Klima zu hecken, nur näher zu dem Gebirge hinauf, und kehren im Winter mit ihrer neuen Nachkommenschaft zurück.

Hier findet sich ebenfalls der amerikanische Straus (Struthio Rhea), und unter den großen Strandläufern oder Sumpfvögeln kommt auch eine große Art der Spornflügel (Parra) vor; man nennt ihn hier Thegel, in Brasilien Jacane. Dies unschädliche, aber muthige, durch die Sporn an der Biegung des ersten Gelenks der Flügel gut bewaffnete Thier, lebt paar-

weise. Wenn er bemerkt, daß man sein Nest aufsucht, verbergen sich Männchen und Weibchen im hohen Grase unweit des Nestes. Kaum nähert man sich diesem, dann stürzen beide auf den Jäger los, und schlagen mit ihren bewafneten Flügeln auf ihn zu, um ihre Junge zu schützen.

Chile hat sechs Arten verschiedener Reiher. Hierunter ist vorzüglich einer der größten bemerkenswerth, da er durchaus weiß ist, und daneben einen trefflichen rothen Federbusch trägt, der ihm bis auf den Rücken hinabfällt.

Nicht weniger zeichnet sich von den vielen hiesigen Gänsearten der chilesche Schwan aus (Anas rostro semicylindrico rubro, capite nigro, corpore albo Mol.). Er hat völlig die Größe unsers Schwans; sein ganzer Körper ist vom schönsten Weiß; allein der Kopf und die Hälfte des Halses glänzend schwarz.

Das dem Reiher ziemlich nahe verwandte Geschlecht, der Flamank (Phoenicopterus), enthält einen sehr vorzüglichen Vogel. Er ist 5 Fuß hoch, sein ganzer Körper ist vom schönsten Roth; allein die Schwungfedern sind glänzend weiß. Die Höhe der Beine verhindert den Vogel niedrig zu brüten. Zu dem Ende bauet er sein Nest in Form eines Kegels, anderthalb Fuß hoch; hiervon ist dann nur die abgestumpfte ausgehöhlte Spitze mit feinen Daunen für die Eier ausge-

füttert, und die Mutter brütet in einer sitzenden Stellung. Wegen des treflichen Gefieders wird diesen Vögeln von den Araukern sehr nachgestellt. Man sagt, daß diese klugen Thiere daher stets einen der Ihrigen auf Schildwache stellen, während daß die übrigen fressen. So viel ist wahr, es ist äußerst schwierig, sich ihnen bis zur Schußweite zu nähern.

Nur im Allgemeinen mag es hinreichen anzuzeigen, daß hier das Geschlecht der Drosseln und kleinern Singvögel sehr zahlreich ist, und daß mehrere sich durch ihre Stimme auszeichnen. Von den drei Arten zahlreicher Papageien richtet der grüne langgeschwänzte, durch seine ungeheure Schaaren, kaum glaubliche Verheerungen an; und da ihr Fleisch sehr schmackhaft ist, so überfallen die berittenen Landleute ihre zahllosen Horden unerwartet auf den Fruchtfeldern, und tödten sie mit langen Stangen.

Unter den kleineren Vögeln führt Molina ein neues Geschlecht auf. Er nennt es Phytotoma (Phytotoma rara), weil die einzige ihm davon bekannt gewordene Art, einen sonderbaren Trieb äußert, die Pflanzen, oder vielmehr ihre untersten Blätter, oft bis zur Wurzel mit dem Schnabel abzureißen oder abzuschneiden; das Beiwort rara nimmt er von dem Ton, den der Vogel oft hören läßt. Er ist grau, die Schwungfedern sind schwarz an den Spitzen, er hat die Größe

Der Condor.

Vultur Gryphus. Linn.

UNIV. OF MICH.

einer Wachtel, dabei einen starken gezähnten Schnabel, der einen halben Zoll lang ist; er lebt von Pflanzen.

Da außer ein Paar andern, minder merkwürdigen Raubvögeln, der Condor auch in Chile einheimisch ist, so verdient folgendes aus den nun erschienenen treflichen Nachrichten über diesen Vogel von Hrn. v. Humbold der vormaligen kurzen Anzeige hinzugesetzt zu werden.

Der Condor*) (Vultur caruncula verticali, oblonga, integra gula nuda torque albo, reliquo corpore ex atro cinerascente v. H.) oder wie man eigentlich schreiben sollte, Cuntur, heißt in Chile Manque. Er hält vom Kopfe bis zu Ende des Schwanzes etwas über drei Pariser Fuß (mittlere Größe) und 9 Fuß die Weite der ausgebreiteten Flügel; außerordentlich große Vögel halten wohl gegen 14 Fuß. Seine aufrechte Höhe fand von Humbold 4 Fuß 8 Zoll. Der fast 2 Zoll lange, sehr stark gebogene Schnabel ist von der Wurzel bis zur Mitte bräunlich, sodann bis zur Spitze weiß; die obere Kinnlade ragt über die untere hervor. In dem sehr lebhaften Auge ist der Augapfel purpurfarb; die großen Ohren werden von den Hautrunzeln der Schläfe bedeckt. Kopf und Hals sind kahl, bräunlichroth und voll vieler Runzeln;

*) Man sehe das Kupfer.

hin und wieder stehen einzelne straffe Haare. Die runzelichte Haut verlängert sich bei dem Männchen unten an der Kehle in einen häutigen herabhangenden Lappen von ähnlicher Farbe, fast wie bei dem Truthahn. Den Scheitel des Männchens bedeckt ein ovaler fleischig-knorpelichter Kamm; er tritt fast bis zur Mitte des Schnabels hervor, allein ohne dort, wie auf dem Scheitel, festzusitzen, ist er vielmehr tief ausgeschnitten, und läßt einen Raum für die Nasenlöcher; ohne diese Bildung würde der Geruch, der bei dem Thiere von außerordentlicher Stärke ist, vermindert werden. Beide Geschlechter ziert ein schöner Halskragen von weißen weichen Federn; er läuft bis zur Brust hinab. Oftmals verbirgt der Vogel durch Zurückziehen hierin den Hals. Im Affekt schwillt die Nackenhaut wie beim Truthahn.

Die Hauptfarbe des Thiers ist schwarz, oder doch schwärzlichgrau. Außer dem Halskragen ist noch der letzte Theil der Federn, die die Schwungfedern decken, weiß, bei dem Weibchen hingegen gräulich schwarz. Durch diesen weißen Spiegel zeichnet sich ersteres sehr vortheilhaft aus. Der keilförmige kurze Schwanz ist in beiden Geschlechtern eben so dunkel, als der ganze übrige Körper. Die Füße sind mit bläulich schwarzen Schuppen bedeckt; sie haben vier Zehen, wovon der eine sehr viel kürzer ist, als die übrigen; sie sind durch eine Haut mit einander verbunden. Die Klauen oder

Krallen sind sehr stark, aber nicht sehr gebogen. Die längste hielt 8 Zoll.

Es ist nicht sowohl die Größe als der Muth und die Stärke, wodurch sich der Condor auszeichnet, und die außerordentliche Höhe, in welcher er gewöhnlich lebt, giebt ihm einen noch größern Ruf. Er bewohnt in Gesellschaft des Llama die größte und höchste Gebirgskette der Erde, vom Aequator an bis hinab gegen die Magellans-Straße, auf einer Strecke von 900 Seemeilen; denn in dieser Straße ward der Condor geschossen, welcher sich noch jetzt im Leverschen Museo zu London befindet; vielleicht der einzige in Europa. Selbst sein Nest bauet er oftmals auf Felsen dichte an der Schneelinie. Er liebt überhaupt die höchsten Luftregionen, und verweilt nur so lange in den Niederungen, als ihn seine Jagd dazu zwingt. Bei heiterm Himmel hält er von einer ungeheuern Höhe gleichsam eine General-Revüe über ein vastes Gebiet; aus solcher Höhe stürzt er mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit auf seine Beute herab.

Sein Muth ist kraftvoll. Zwei Condor greifen ein Kalb, ja den jugendlichen Puma (den sogenannten Löwen von Amerika, Felis Concolor) an. Sie jagen und verwunden die junge Kuh so dauernd, daß das Thier endlich zu Boden sinkt, und erhitzt die Zunge hervorstreckt. Diese faßt der Condor sofort, reißt ihr

bald darauf die Augen aus und so stirbt endlich das unglückliche Thier langsam hinweg.

Hat sich der Vogel völlig gesättiget, so sitzt er phlegmatisch und traurig, und erhebt sich nur höchst schwerfällig. Hierauf gründet sich die berühmte Jagd, womit man in Peru besonders den Fremden belustigt. Eine hierzu getödtete Kuh lockt binnen Kurzem mehrere dieser grossen Gier herbei. Sie fressen mit unbeschreiblicher Gier, fangen ihr Mahl stets mit der Zunge und den Augen an, sodann reißen sie das Thier von hinten auf, um sogleich zu den Eingeweiden zu kommen, und füllen nun ihre Mägen so ausserordentlich an, daß sie völlig überladen in eine Art von Unbehülflichkeit fallen, die ihnen nicht erlaubt, sich schnell in die Lüft zu schwingen. Dann brechen die im Hinterhalte laurenden Indier hervor, werfen Schlingen über sie und fangen sie früher, als sie sich von dem Boden erheben können. Oftmals verursacht der Schrecken und die heftige Bewegung, wodurch sie sich anstrengen, dem Jäger zu entkommen, daß sie ihr übermäßiges Mahl wieder von sich geben, und auf diese Weise erleichtert, glücklich in die Höhe steigen. Wehe aber dem Condor, wenn er gefangen wird! da er den Indiern so vielfachen Schaden zufügt, so suchen sie dann durch grausame Martern sich an ihm zu rächen.

In der Gefangenschaft ist der Condor anfangs traurig, bald darauf wird er aber bösartig; es ist ge-

fährlich sich ihm zu nähern. Das Leben des Vogels ist äußerst zähe, auch hat die Natur trefflich für seine Erhaltung gesorgt. Hr. von Humbold sahe einen Condor würgen und bei dem Stricke aufhängen. Man zog ihn sogar in diesem Zustande bei den Füßen. Kaum lösete man die Stricke, so gieng der Vogel gleich darauf wieder umher. Hierauf feuerte man drei Pistolenschüsse aus der geringen Distanz von 4 Schritten auf ihn ab. Alle trafen; er ward am Halse, in der Brust und im Bauche verwundet, dennoch erhielt er sich noch aufrecht. Eine vierte Kugel traf den Schenkel und fiel zurück gepreßt zur Erde. Ulloa bezeugt gleichfalls, daß oftmals in den kältern, höheren Regionen bis auf 10 Kugeln den Condor getroffen, aber ohne ihm weiter schädlich gewesen zu seyn.

Die Flüsse und Seen sind reich an Fischen und Krebsen. Molina nennt mehrere Arten von Karpfen auch Forellen und einen dort eigenen Wels (Silurus Chilensis) von treflichem Geschmack. Anson gedenkt seiner unter dem Namen des Schornsteinfegers, Chimney sweeper.

An Amphibien scheint Chile unverhältnißmäßig arm zu seyn; vielleicht war diese Abtheilung des Thierreichs eben so wenig das Lieblingsfach des Molina, als die Entomologie. Er zählt nur drei Arten dort eigener, gehender Amphibien, zwei Frösche und eine Eidechse; die übrigen sollen mit den europäischen einerlei seyn.

Insekten giebt es zwar viele, denn Molina führt im Vorbeigehen mehrere Heuschrecken, Laternenträger und andere Insekten an; allein für die Erweiterung der Entomologie hat er nur äußerst dürftig gesorgt. Was sind drei Arten Tag- und Nachtfalter, ein Paar Hymenopteren, für ein so großes Land unter einem schönen Klima? Indeß ist doch hierunter eine Merkwürdigkeit. Die Raupe eines kleinen Nachtfalters (Phalaena ceraria Mol.) klebt ihre Verwandlungshülse mit dem Harze des Chilca, und bringt dadurch eine Art von weißem Wachs hervor, das aber durch die Luft braun wird. Man kocht das Wachs aus den Cocons, und bedient sich seiner nur als Pech beim Calfatern der Schiffe. Auch eine Gallwespe (Cynips) erzeugt hier eine ähnliche zähe, ölichte Materie. Es giebt aber überdies noch mehrere Wespen und auch Arten wilder Bienen, von welchen man brauchbaren Honig gewinnt. Eine neue Spinnenart verdient noch unsere Aufmerksamkeit. Obgleich fast eben so groß, als die berühmte Vogelspinne (Aranea avicul. L.), denn ihr Leib hat die Größe eines kleinen Hühnereies, ist sie dennoch so harmlos, daß die Kinder mit ihr spielen, ja ihr sogar die großen Fangzähne (Klauen der Kinnlade) ausbrechen; man hält diese nämlich für ein Mittel gegen das Zahnweh. Diese große Spinne (Arnea scrofa Mol.) ist braun und behaart, hat starke haarigte Beine, vier Augen, die vorn an der Stirn

ein Viereck bilden, und lebt unter der Erde, oder wohl nur wie verschiedene der unsrigen, in kleinen Höhlen des Rasens und Gesteins.

Das Geschlecht der Krebse ist von Molina noch am meisten beobachtet, und daher bereichert. Er nennt dort sieben verschiedene, zum Theil neue Arten. Der Maurer (Cancer cementarius Mol.) zeigt ein sonderbares Talent. Er lebt in allen dortigen Flüssen und erbauet sich sechs Zoll lange cylinderförmige Wohnungen, die vermittelst eines kleinen Kanals mit dem Bette des Flusses in Verbindung stehen und das Wasser zulassen. Das Thier ist gegen 8 Zoll groß, braun mit rothen Streifen; es wird wegen seines wohlschmekkenden Fleisches häufig gefangen. Chile hat gleichfalls Scorpione; ihr Stich ist aber unbedeutend. Eben so unschädlich ist die bis jetzt einzige dort bekannte Schlangenart (Colub. Aesculapii L.).

Das Gewürm (Mollusca) ist hier sehr zahlreich. Ein neues Geschlecht führt Molina auf, unter dem Namen Pyura. Es ist aber eine wirkliche Meerscheide (Ascidia L.), die gesellig zusammen wohnt in einer Art von ledernen Schläuchen, welche inwendig in zehn verschiedenen Kammern getheilt sind.

Der Erwähnung der Fische und der übrigen Seethiere mag eine kurze Uebersicht der Inseln vorhergehen, welche zu Chile gerechnet werden.

Das Königreich Chile begreift nämlich drei durch die Natur selbst von einander abgesonderte Theile. Der erste enthält das große Gebiet zwischen dem Meere und den Andes; der zweite wär der eigentlich gebirgigte Theil; der dritte, jezt noch zu erläuternde, befaßt dann die Inseln.

An den nördlichsten Küsten von Chile finden sich zuerst innerhalb des 29sten Breitengrades drei unbewohnte Inseln, Mugillon, Totoral und Pajaro, sie gehören zu Coquimbo und halten etwa 1 bis 1 1/2 Meilen im Umfange.

Wichtiger in jeder Hinsicht sind die südlicher liegenden Fernandez-Inseln. Die Hauptinsel, Insel de Tierra (34° 10′ südl. Br. und 79° 37′ westl. L. von London) und die weit kleinere unbedeutende Insel Fuera oder Masa fuera. Die große Insel soll ihren Namen von ihrem Entdecker, einem Spanier, Fernandez, erhalten haben, der sich hier auch auf einige Zeit ansiedelte. Sie ist etwa drittehalb geogr. Meilen lang und 1/2 Meile breit. Sie ist nur theilweise gebirgig; die nördliche Hälfte hat rauhe und hohe Berge, indeß sind sie noch mit Bäumen bedeckt. Das sehr lockere Erdreich läßt aber davon viele vertrocknen. Denn einige selbst starke Bäume stehen darin so wenig fest, daß sie durch eine geringe Kraft ausgerissen werden. Admiral Anson verlor hierdurch einen tüchtigen Seemann. Dieser, da er in dem Gebirge Jagd auf die

Ziegen machte, deren es dort sehr viele gab, ergrif an einer abhängigen Stelle den Zweig eines Baums. Der ganze Baum gab nach, und der Matrose fiel herab. Im Fall selbst erwischte er zwar den Zweig eines zweiten Baums; allein da dieser nicht weniger locker stand, so stürzte der Unglückliche zwischen die Felsen, und ward zerschmettert.

Der südlichste Theil der Insel ist aber von jenem ersten sehr verschieden. Er ist dürre, steinig, flach und ohne Waldung. Die Schiffe besuchen ihn auch nicht wegen Mangel an frischem Wasser. Dagegen hat zwar die Nordseite, von weitem her gesehen, wegen der schroffen Gebirge, ein düsteres Ansehen; allein so wie man sich ihr nähert, heitert sich alles auf. Klare Bäche rieseln von den waldigten Gebirgen in schöne Thäler hinab, und bilden romantische Landschaften. Daneben sind die hier von Habichten, Amseln und Colibris belebte Wälder nicht durch Unterholz unwegsam gemacht; man steigt daher unter dem Schatten der hohen, zum Theil Wohlgeruch duftenden Bäume ungehindert die Berge hinan. Der ofne Platz, woselbst Lord Anson, um Wasser einzunehmen, sein Zelt aufgeschlagen hatte, bildete ein treffliches Amphitheater. Im Vordergrunde die schönste Grasung, eingefaßt von hohen Myrtenbäumen; hinter diesen stieg das Gebirge empor, und sandte zwei helle Bäche in dies reizende Thal.

Die Waldungen selbst enthalten hauptsächlich große Myrtenbäume, (wahrscheinlich Myrtus maxima Mol.), diese wächst 70 Fuß hoch, ist vorzüglich als Bauholz brauchbar. Ihr Wipfel ist fast wie durch Kunst cirkelförmig; an der Rinde des Baums setzt sich ein Moos an, das nach Zwiebeln riecht und schmeckt. Ansons Matrosen bedienten sich desselben wirklich statt des Knoblauchs.

Ferner kommen hier von Baumarten vor: das rothe und gelbe Santalholz; eine Palmart, Chonta, und der Pimentpfeffer. Auch erzeugt der Boden viele antiscorbutische und andere Medicinalkräuter. Anson, dem die Vortheile, welche er von dieser Insel für sein Geschwader erhielt, die Schönheit des Himmels und der Gegenden besondere Vorliebe für Juan Fernandez eingeflößt hatten, säete mehrere Arten brauchbare Küchengewächse, so wie auch Steine von Pfirschen; und er erfuhr nachmals, daß dies alles sehr gut bekommen sey.

Von Quadrupeden fanden sich nur Ziegen, Hunde, einige Katzen und unsere Ratte. Den Ziegen (sie werden wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches von den Spaniern sehr gesucht) machen die Hunde, welche gleichfalls von den Spaniern hieher geführt sind, beständig den Krieg. Sie haben sich daher auf die unzugänglichsten Höhen zurück gezogen.

Es sind aber nicht blos die reizenden Gegenden, die guten Ankerplätze, besonders Cumberlands bay, das schöne Klima, das frische Wasser und die gesunden schmackhaften Vegetabilien, wodurch diese Insel dem Seemann so einladend wird. Das Meer selbst bietet hier einen Ueberfluß der vorzüglichsten animalischen Bedürfnisse dar.

Bevor wir von diesen die wichtigsten angeben, müssen wir mit ein Paar Worten der kleinen Nebeninsel Masa fuera gedenken. Carterets neueren Reisenachrichten zufolge, liegt sie unter 33° 45′ südl. Breite und 80° 45′ westl. Länge von London, und ist etwa nach Westen 35 Seemeilen von I. Fernandez entfernt. Zwar hat sie noch ein wilderes, schrofferes Gebirge; dennoch trifft man auch hier hinreichende Waldung und schöne Cascaden von frischem Wasser.

In Ansehung der Landungsplätze zieht Carteret sie selbst jener größern Insel vor, auch ist sie weit reichlicher mit Ziegen besetzt. Für den Seemann zeichnet sie sich noch besonders dadurch aus, daß sich an ihrem südwestl. Ende eine sonderbar große Oefnung befindet; der Felsen ist hier gänzlich durchbohrt, man sieht gleichsam durch die Insel hindurch; sie dient zugleich den Schiffen einen sehr guten Ankerplatz in ihrer Nähe aufzufinden.

Unter den Reichthümern, die das Meer um beide Inseln darbietet, gehört dem Seelöwen Lama des

Molina, einer der ersten Plätze. Dieses mächtige Thier (Phoca leonina capite antice cristato Linn.) *) oft von 22 Fuß Länge und 15 Fuß Umfang unweit der Brust, ist sowohl durch seine Gestalt, als durch seine Lebensweise, merkwürdig. Den Mann zeichnet die kammähnlich aufgeblasene Nasenhaut aus. Da sie selbst über die Vorderlippe fällt, so bildet sie etwas ähnliches von einem Rüssel, daher nennen ihn die Chilesen den Seeelephanten. Dem Weibchen, welches zugleich beträchtlich kleiner ist, fehlt dieser Kamm; Molina sagt indeß, es habe eine Spur einer ähnlichen Erhöhung.

Dies Thier hat ein sehr starkes Hundegebiß, und ist, wenn es gereizt wird, deshalb furchtbar. Die Hundszähne der Unterkinnlade treten auf 4 Zoll hervor, und verstärken einigermaßen die Aehnlichkeit mit dem Elephanten. Die Farbe des kurzhaarigen Pelzes ist gewöhnlich braun, jedoch von verschiedenen Nüancen. Die Ohren sind, genau betrachtet, 4 bis 5 Linien hoch, und den Hundsohren ähnlich. Die Vorderfüße treten aus dem Leibe hervor und die 5 Zehen sind deutlich mit Nägeln versehen; die kurzen Hinterbeine laufen aber mit dem Schwanze aus und berühren die Erde nicht; Die Seeelephanten haben ein zähes Leben, sind sehr

*) Man sehe das Kupfer.

Der Seelöwe, Mann u. Weib.

Phoca Leonina. Linn.

UNIV. OF MIAMI

blutreich und halten eine erstaunliche Quantität Fett oder Thran. Ein männliches Thier gab verwundet in weniger als einer Viertelstunde 30 Quartier Blut von sich; und selbst, nachdem andere bereits über 20 Quartier verloren hatten, waren sie noch hinreichend stark, um ihres schwerfälligen Gehens oder Schleppens ungeachtet, sich eine ansehnliche Strecke bis zum Meere hin zu ziehen. Aus einem einzigen Thiere erhielten Ansons Leute gegen 500 Pariser Pinten Thran; Pernetti giebt 4 Tonnen Thran an.

Ihre Stimme ist mehrerer Modulationen fähig; man hört ein Brüllen, ein grobes Grunzen und Wiehern, ein tiefes Pfeifen, und bei den Jungen eine Art Blöken.

Merkwürdig ist bei dem Männchen der heftige Trieb zur Fortpflanzung, so wie die Menge ihrer Weiber und die Liebe der Mütter zu ihren Jungen. Die Seeelephanten halten sehr blutige Kämpfe um die Weiber; während des Kampfs bleiben die letztern ruhig. Der Sieger führt dann ein ganzes Serail mit sich fort. Ansons Seeleute nannten daher den stärksten Kämpfer, den Bassa. Er lag umgeben von seinen Weibern, und kein anderer Mann durfte sich ihnen nähern; allein wie theuer er dieses Vorrecht errungen hatte, bewiesen die vielen Narben des ganzen Körpers.

Hauptsächlich zu Anfang des dortigen Winters kommen sie ans Land, und dann gebären die Weibchen

höchstens ein Paar Junge; diese säugen und hegen sie mit wahrer Mutterliebe. Ein Matrose, der ein getödtetes Junge zerlegte, ward von der Mutter plötzlich überfallen, und am Schädel so heftig zerbissen, daß er aller angewandten Sorgfalt ungeachtet in wenig Tagen starb.

Die zweite hier zu erwähnende Phoke führt mit größerm Recht den Namen des Seelöwens; in dem schätzbaren Schreberschen Werke heißt sie der zottige Seelöwe (Phoca jubata L.). Ihre Mähne, ihre noch stärkeren Zähne und ihre minder plumpe Gestalt, geben ihr Vorzüge vor der ersten. Bei den Indiern heißt diese Phoke sehr paßlich Thapel-lame, Gemähnte Lame. Sie ernährt sich wie der Meer-Elephant von Seegras, von Fischen und übrigen animalischen Seeprodukten, auch von Seevögeln, die nicht schwer zu erhaschen stehen, wie z. B. Penguinen. Pernetty giebt ihnen eine Länge von 25 Fuß, und Steller das Gewicht selbst von 40 Pud (1600 Pfund). Ihre Lebensart ist gleichfalls der der vorigen Art ähnlich.

Ueberdies werden diese Gewässer noch von mehrern kleinern Phoken bewohnt *). In großer Menge kommen sie auf allen Inseln von Chile oftmals an das

*) Man sehe den 5ten Jahrgang.

Land, und da sie leicht zu tödten sind, so gewähren das Herz und das Geschlinge nicht nur eine genießbare Speise für den Seemann, sondern ihr vorzüglicher Thran einen wichtigen Handelsartikel.

Dies ist denn gleichfalls der Fall mit den Wallfischarten, womit diese Meere so reichlich versehen sind. Sowohl der größte Wallfisch, als der Schnabelfisch (Balaena Boops L.) leben um die Inseln von Chile, so wohl eine Menge Haien, Doraden, Seedrachen und Barsche. Vorzüglich aber sind als Nahrungs- und Handelsartikel wichtig, der Chilesische Meerhecht (Esox Chilensis Mol.) und der Stockfisch (Gadus Morhua). Der Meerhecht hält gegen 4 Fuß in die Länge, hat weißes, fast durchsichtiges, sehr schmackhaftes Fleisch, und wird von den Indiern des Chilesischen Archipels ausgeweidet, und nachdem er in Seewasser 24 Stunden gelegen, geräuchert. Man legt dann 100 Fische paketweise zusammen und verkauft jedes zu 12 bis 15 Livre.

Vom Stockfisch kommen, besonders bei Juan Fernandez, mehrere Arten in eben so großem Ueberflusse vor, als bei Terre neuve. Sie zeigen sich im November und December unweit der gegenüberliegenden Küste von Chile. Seit verschiedenen Jahren hat ein Franzose, Namens Luison, eine ordentliche Fischerei davon in der Seestadt Valparaiso mit dem besten Erfolg errichtet.

Von den vielen andern eßbaren Fischen dieser Meere fangen die Küstenbewohner des Chilesischen Archipels eine bedeutende Anzahl vermittelst einer eigenen Vorrichtung. In die Mündungen der Flüsse werden Pallisaden gerammelt, die eine Oefnung gegen das Meer zu haben. Bei der Fluth treten eine Menge Fische, Krebse und andere Seethiere hier hinein; so bald das Zurücktreten des Meeres, die Ebbe, merkbar wird, wird diese Oefnung verschlossen. Bei völliger Ebbe bleiben dann alle diese Fische auf dem Trocknen liegen und werden eine Beute der Indier.

Die Insel Fernandez dürfen wir nicht verlassen, ohne eine ihrer größten Merkwürdigkeiten manchem Leser wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen. Wem ist wohl nicht der berühmte Robinson Crusoe bekannt? aber vielleicht nicht alle wissen, daß dieser lehrreiche Roman durch Juan Fernandez sein Daseyn erhielt.

Der englische Capitain Stradling bekam im Jahre 1704 Zwistigkeit mit seinem Steuermann, Alexander Selkirk, aus Largo in der Schottischen Grafschaft Fife gebürtig. Das Schiff, der Cinque Port, befand sich damals unweit Juan Fernandez, und der Capitain bestrafte des Steuermanns Ungehorsam dadurch, daß er ihn hier aussetzte und ihn auf dieser unbewohnten Insel zurückließ. Ganz hülflos übergab er ihn freilich dieser Einöde nicht; er ließ ihm außer seinen Kleidern,

ein Bett, eine Klinte, nebst einigen Pfunden Pulver und Blei; Tabak, eine Axt, ein Messer, einen Kessel, eine Bibel, einige Andachts- und Navigations-Bücher und dazu gehörende Instrumente. Jetzt fand sich Selkirk ohne weitere menschliche Hülfe; indeß blieb ihm noch stets die Hoffnung zu einer baldigen Erlösung. Es war ihm ein ähnliches Beispiel bekannt. Man hatte schon vormals dort zwei Seeleute zur Strafe ausgesetzt, sie waren nach 6 Monaten wieder zurückgeholt. Er suchte jetzt ungesäumt die ersten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Die wenigen ihm gelassenen Lebensmittel stillten Anfangs den Hunger, aber er bedurfte eines Obdachs. Aus Baumzweigen errichtete er eine Hütte und deckte sie mit Binsen. Nun wagte er sich mit geladenem Gewehr weiter landeinwärts, und stieß auf eine große Anzahl von Ziegen; sie waren in früheren Zeiten von den Spaniern hieher gebracht. Er erlegte ihrer sehr leicht eine beträchtliche Anzahl; hierdurch hatte er Nahrung und bessere Bedeckung, denn mit den Fellen tapezierte er sein Haus.

Ein Seemann ist mehr als irgend Jemand fortdaurend an enge Gesellschaft gewöhnt. In einem kleinen Raum mit einer bedeutenden Zahl Menschen eingeschlossen und von ihnen umgeben, mangelt es ihm keinen Augenblick an Unterredung. Dadurch, und durch die gemeinschaftlichen Bedürfnisse und Gefahren erzeugen sich feste Freundschaften und die engsten Familien-

Verbündnisse. Hiernach denke man sich Selkirk plötzlich ohne allen Umgang, ohne alle Unterhaltung, ja ohne alle menschliche Hülfe, durch den weiten Ocean vom festen Lande, und auf mehrere tausend Meilen von dem Vaterlande getrennt! Die wenigen Lebensmittel waren schnell verzehrt, sein Pulver bald verbraucht, sein jetziger Aufenthalt, die Insel, ihm völlig unbekannt, alles um ihn her war stumm; nur etwa das Gezwitscher der Vögel, der Laut einer von ihm gejagten Ziege, und endlich das Rieseln des Bachs oder das Schlagen der Wellen bewiesen ihm noch das Leben der Natur.

Diese Melancholie überwältigte den Verlassenen, und nun erwachte lebhafter als je zuvor bei ihm die trostreiche Erinnerung an eine Vorsicht.

O! es gewährt schon eine Scene von höchster Feier und ernster Rührung, wenn eine kleine Menschenzahl auf dem unbedeutenden Holze, dem Schiffe, um sich den ungemessenen Horizont, ohne einen festen Gegenstand, unter sich die grauenvolle Tiefe des Oceans, über sich die vaste Decke des Himmels, daher schwimmt, und im Vertrauen auf eine weise, mächtige Führung, am stillen Abend in dieser unermeßlichen Einöde ihre Stimme um Schutz und Hülfe vertrauenvoll im lauten Gesange emporschickt. Wie viel tiefer erschüttert kniete wohl hier der einzelne, von allen verlassene Mensch, zum Gebet und zum religiösen Gesange! Täglich stärkte

sich Selkirk durch das Absingen der Psalmen in seiner größern Wohnung.

Denn, durch Religion erheitert, schwand ihm endlich jene Schwermuth, und er setzte getrost seine Arbeiten fort. Er bauete ein zweites Häuschen, das ihm zur Küche dienen sollte, um darin das Ziegenfleisch und die Fische zu braten. Da die Kleider durch die Zeit und die Jagd bald abgenutzt wurden, so verfertigte er sich ein Gewand von Ziegenfellen. Ein Nagel diente ihm hierbei zur Nadel, und den Zwirn ersetzten dünne, aus den Fellen geschnittene Riemen. Aus der wenigen Leinewand, die man ihm zurückgelassen hatte, verfertigte er Hemden; zum Zwirn dienten ihm hierbei Fäden, welche er aus seinen alten Strümpfen zog. Da ihm auch sein einziges Messer völlig unbrauchbar geworden war, so brachte er aus den Stücken einiger eisernen Ringe, die er am Ufer vorfand, neue Messer zu Stande.

Indeß war nun auch das Pulver verbraucht; er mußte auf eine andere Art denken, sich der Ziegen zu bemächtigen. Seine Jugend und das tägliche Umherstreifen gaben ihm Stärke und Geschwindigkeit, um sie lebendig zu fangen. Durch stete Uebung entgiengen ihm diese Thiere nicht mehr weder in den Waldungen, noch selbst auf den Anhöhen und Felsen. Seine Geschwindigkeit stieg so hoch, daß, als der Cap. Rogers eines Tages mit ihm in Begleitung einiger

Windhunde, die sich am Bord befanden, auf die Ziegenjagd gieng, so ließ Selkirk diese und alle die besten Läufer der Schiffsmannschaft hinter sich zurück, und ergriff die Ziegen im Laufe. Hierbei erhielten seine Füße eine kaum glaubliche Härte. Die Schuhe waren längst abgerissen; allein das scharfeckigste Gestein ertrug seine nackte Sohle unverletzt. Freilich erkaufte er die Fertigkeit eines Läufers theuer. So ward er einst beim Verfolgen der Ziegen von seiner Hitze fortgerissen, und stürzte von einem hohen Felsen herab. Er war dem Thiere nur gefolgt, denn dieses fand er, da er aus seiner Sinnlosigkeit von dem Sturze wieder erwachte, todt unter sich.

Ein neues Nahrungsmittel bot sich ihm in den Rüben dar, welche Dampiers Mannschaft hier zuvor ausgesäet hatte; auch lieferte das Meer eine Menge Fische, und auf einer sehr steilen Anhöhe entdeckte er eine Art eßbarer Pflaumen. Stets fehlte ihm aber Salz, sowohl für die Fische, als für das Fleisch der Ziegen, und so ungenießbar beides Anfangs ungesalzen schien, so gewöhnte sich sein Gaum bald zu den unschmackhaften Speisen. Der hier vorgefundene Pimento-Pfeffer erleichterte ihm die Verdauung.

Feuer zum Braten und Kochen hatte er, bald nachdem ihm sein Pulver mangelte, vermittelst des Anreibens zweier Stücke jenes Pfefferholzes anzumachen gelernt. Auf die Weise fing seine Lage an bequem

mer zu werden, als er eine Menge Gesellschafter erhielt, die sie ihm von neuem verbitterten. Die von den Schiffen auf die Insel gekommenen Ratten hatten sich ausserordentlich vermehrt. Durch den Geruch von Selkirks Küche angelockt, fielen sie ihm äußerst lästig, sie zernagten seine Kleider, ja selbst des Nachts seine Füße. Glücklich genug hatten die Spanier gleichfalls einige Katzen hier zurück gelassen. Selkirk machte sich diese durch das ihnen hingeworfene Ziegenfleisch zu Freunden. Sie befreieten ihn von jenen, und er brachte bei diesen, wie auch bei einigen jungen Ziegen, die Zähmung so weit, daß er sie tanzen lehrte.

So hatte sich Selkirk fast über alle die wichtigsten Schwierigkeiten dieser traurigen Existenz hinweg zu setzen gewußt, und sein Leben floß monoton, aber ruhig dahin, als er eines Tages abermals ein Schiff entdeckte. Zwar hatte er schon vorlängst andere erblickt, und sich ihnen genähert; allein es waren Spanische; und da einige der Mannschaft ihn gewahr wurden, so machten sie bis in die Waldung Jagd auf ihn. Sicher hätten sie ihn getödtet, nur dadurch, daß er schnell einen Baum bestieg, ward er gerettet; sie erschossen viele Ziegen um ihn her, ohne ihn zu entdecken. Kaum bemerkte er jetzt (am 1sten Februar 1709) die englische Flagge, so zündete er am Abend ein großes Feuer an; und dies ward von dem Capit. Rogers beachtet; eine deshalb ans Land geschickte Schaluppe brachte ihn am folgen-

den Morgen an das Schiff. Aber wie erstaunte man, einen Menschen in Ziegenfellen, mit nackten Füßen vor sich zu sehen, der dabei fast gänzlich den Gebrauch der Sprache verloren hatte. Der Capitain bemerkte nämlich mit Bewunderung, daß Selkirk nur die letzten Sylben der Worte vorbrachte, so daß es unglaublich schwer hielt, ihn zu verstehen. Fast eben so sehr fiel es auf, daß, nachdem er von neuem anfing künstlicher zubereitete Speisen und unsere geistige Getränke zu genießen, er bald darauf an körperlicher Kraft und an Heiterkeit der Seele beträchtlich verlor.

Selkirk legt freilich ein unverwerfliches Zeugniß ab für die treffliche Organisation des menschlichen Körpers, aber noch weit mehr für den hohen Werth des geselligen Lebens.

Hatte doch dieser völlig isolirte Mensch das herbeste Ungemach, die größten Schwierigkeiten des Lebens zu überwältigen, und er überwältigte sie. Würde er sie aber wohl so glücklich überwunden haben, wären ihm nicht so viele nothwendige Bedürfnisse, Erzeugnisse der höher kultivirten Gesellschaft von dem Schiffe zurückgeblieben? würde er sie so schnell überwunden haben, wenn ihm nicht die durch seine gesammte Erziehung erworbenen Fertigkeiten und Kenntnisse die Hand in jener Einöde so häufig geboten hätten? Dies alles verdankte er der Societät. Die Stärke, die Zähigkeit, die Biegsamkeit des Körpers konnten ihm freilich jene erstaun-

liche Muskelkraft und Agilität zum Laufen, die Härte der Fußsohle, jeden Widerstand zu ertragen, erwerben, sie konnten ihm die Ausdauer im Hunger und die Fähigkeit mittheilen, widrige, geschmacklose, fast rohe Speisen selbst ohne das uns so nothwendig gewordene Gewürz, ohne das Salz, zu verdauen. Allein dies alles hätte ihm auf die Dauer höchstens ein, selbst dem Thiere nur kümmerliches, oft gefahrvolles Leben gefristet. Es gab ihm weder ein Obdach, noch eine nöthige Kleidung; vielweniger brachte es einige Abwechselung oder Behaglichkeit in dieses traurige Daseyn.

Selbst wenn Stradling, um den Schuldigen noch grausamer zu behandeln, ihn ohne alle Werkzeuge und andere Bequemlichkeiten des Lebens auf der Insel zurückgelassen hätte, dennoch konnte er ihn ja nicht derjenigen Fertigkeiten und Kenntnisse berauben, die ihm seine frühere Bildung erworben hatte. Schon allein hierdurch mußte er stets unendlich über den Peccarais oder Neuholländer hinausragen, und, seiner Vereinzelung zum Trotze, sich das Leben ungleich bequemer machen.

Stets bleibt aber dies Verlernen der Muttersprache besonders deshalb äußerst merkwürdig, weil Selkirk nicht nur täglich sich im Lesen übte, sondern, seinem eigenen Geständniß zufolge, täglich Psalmen absang. Der Mensch muß in irgend einer Sprache denken; gewöhnlich entwickelt er seine Ideen in der Mutterspra-

che. Jedem durchdachten Vorhaben, jeder Reihe von Ideen mangelt daher nur zur wirklichen Sprache der artikulirte Ton. Selkirk, oder vielleicht ein jeder anderer isolirte Mensch, kann daher leicht eben durch diese gänzliche Vereinzelung sich angewöhnen, nach und nach die Worte auf eine oder die andere Weise modificirt auszusprechen, eben weil er nur sich allein sprechen hört. Selkirk sprach, vielleicht der Kürze wegen, nur noch die letzten Sylben aus, und es mangelte nun durch dieses Alleinseyn gänzlich an Berichtigung. Die Sprache selbst konnte er indeß nicht ganz und gar verlernen, wohl aber nicht nur die Aussprache, sondern auch sehr viele Worte, welche die ihm gelassenen Bücher nicht enthielten, und wiederum Worte von Dingen oder mit ihnen verwandte Ideen, welche ihm entweder in seiner Einöde gar nicht oder nur höchst selten vorkamen.

Hiernach scheint es mir also nicht erweislich, daß, wie v. Paw behauptet, selbst ein Leibnitz, völlig von aller Societät abgeschnitten, die Sprache selbst verlernen, oder gar völlig blödsinnig bis zu dem Thiere herabsinken würde; wenigstens scheint dies kaum möglich, so lange ihm einige Uebung in der Sprache, nämlich in der Sprache im objektiven Sinne, übrig bliebe, obgleich bei ihm endlich vielleicht die Sprache subjektive, nämlich die Mittheilung durch den artikulirten Laut verlöschen, oder von ihm wohl so modificirt vorgetragen werden könnte, daß er jedem Andern dadurch un-

verständlich bliebe. Auch scheint es nicht, daß einem so isolirten Menschen ganz und gar, wie Paw gleichfalls annimmt, keine Zeit zum Denken übrig seyn sollte. Man darf vielmehr behaupten, daß, nachdem die ersten Hauptschwierigkeiten der Einrichtung seiner Oekonomie überstanden wären, ihm alsdann kein unbeträchtlicher Theil des Tages völlig zu Gebote stehen müße. Selkirk fühlte sich ja nur anfänglich sehr unglücklich, nur als er noch wegen seines Unterhalts, Obdachs und wegen seiner Bedeckung in Bekümmniß stand; denn nachmals blieb ihm hinreichende Muße, Ziegen und Katzen zum Tanzen abzurichten; er spunte also einen Theil des Tages sowohl zu seiner Erbauung, als zu seinem Vergnügen.

Doch vielleicht schon zu viel über diesen Gegenstand. Selkirk kehrte dann mit dem Capit. Rogers nach England zurück. Die Merkwürdigkeit seiner Geschichte ward in London bald bekannt. Er gerieth in die Hände eines gewißen Daniel Defoe, der da versprach, ihm, durch eine von ihm aufgestuzte Erzählung, einen bedeutenden Gewinn in die Hände zu spielen. Selkirk theilte diesem Defoe alle Umstände, selbst die kleinsten seines Lebens treulich mit. Defoe kleidete nun diese Geschichte in das Gewand des nachmals so sehr gelesenen und so häufig kopirten Robinson Crusoe ein, und gewann allerdings hierdurch ein beträchtliches Geld; allein den wahren Gegenstand dieses Romans, den aus-

losen Selkirk entschädigte er, höchst widerrechtlich, nur sehr spärlich für seine merkwürdigen und leidenvollen Abentheuer. Freilich hatte Selkirk bereits früher einen größern Lohn dafür erhalten. Wäre er nämlich von dem Cap. Stradling, seinem Gesuche zufolge, nicht auf Juan Fernandez zurück gelassen worden, dann kam er mit diesem harten Manne und der übrigen Schiffsequipage um; denn das Schiff ging bald darauf in einem Sturme verloren.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu den Inseln von Chile zurück.

Im Süden von den Fernandez-Inseln zeigt sich außer einigen unbedeutenden Inseln, der berühmte Archipel von Chiloe, und der südlichere von Chonos. Eigentlich läuft diese ganze, dem Lande so nahe gelegene Inselreihe fast bis zur Straße von Magellan hinab. Denn die zwischen diesen wirklichen Inseln gelegene Halbinsel de Tres Montes hängt nur mit einer so unbedeutenden Landenge mit dem Lande zusammen, daß man offenbar auch ihr den allgemeinen Stoß oder Druck der Wellen, den da Feuerland und die übrigen Inseln längs der Küste bis gegen den 40sten Grad südl. Breite vom Continente trennte, deutlich ansieht.

Wie sehr hat es die Erdkunde nicht zu beklagen, daß van Cover durch den Zustand seiner Schiffe verhindert ward, diesen, fast gänzlich unbestimmten, Theil der Küsten von Südwest-Amerika genau aufzunehmen.

Sicher hätte dieser seltene Seemann uns ein würdiges Gegenbild geliefert, zu der von ihm fast unnachahmlich dargestellten Küste von Nordwest-Amerika.

Der Archipel von Chiloe und Chonos, man darf nämlich beide zusammenziehen, soll mehr als 80 Inseln enthalten. Sie fangen an unter 41° 20′ und laufen bis über den 46sten Breitengrad fort.

Die bedeutendste, wovon der erste Archipel benannt wird, Chiloe, hält in der Länge einige dreißig deutsche Meilen, bei abwechselnder Breite von 10 bis gegen 4 Meilen. Sie ist mit 78 Ortschaften besetzt. Der Hafen Chacao ist der Sitz des Statthalters; die Stadt Castro aber der übrigen Regierung und des gesammten Handels für diesen Archipel. Jährlich sollen 4 bis 5 Schiffe hier ankommen.

Zur Zeit der Entdeckung durch Garcia de Mendoza (1558) sollen sich mehr als 70000 Einwohner innerhalb dieses Archipels befunden haben.

Diese Inseln, unter welchen sich, einigen Karten zufolge, auch ein Vulkan befindet, haben mit dem festen Lande die mehresten Produkte gemein; auch reden die Urbewohner die Chilesische Sprache. Wir gehen nun zu diesen Original-Bewohnern von Chile über.

Der Mensch.

a) Der Eingeborne.

Auch dieser Theil der südlichen Neuen Welt war, wie die übrigen, bei der Ankunft der Europäer reicher an Menschen, aber auch hier, wie bei den meisten der übrigen dortigen Länder, waren sie in kleinere Stämme vertheilt. Man kennt jetzt zwar den Namen nach wohl mehr als 20, ja 30 verschiedene Völkerschaften; allein sie sind so in einander geschmolzen, daß sie sich nunmehr wohl auf 5 bis 6 Hauptstämme zurück bringen lassen.

Wie nahe sie aber mit einander verwandt sind, beweiset die Sprache. Diese ist bei ihnen fast durchgängig dieselbe, oder wenigstens verstehen sie sich untereinander. Die bedeutendsten Völkerschaften, welche noch jetzt als unter sich verschieden angesehen werden, führen die Namen Chilliquanes, Pehuenches, Puelches, Huilliches, Cunches und Araucos. Die letztern, von allen wohl die wichtigsten, sind dem Falkner zufolge gleichfalls unter dem Namen der Moluschen bekannt.

Diese Original-Nation von Chile, sind indeß unter einander selbst, in Rücksicht der Gestalt und der Gesichtsfarbe, nicht unbedeutend verschieden. „Nichts „scheint mir so lächerlich, sagt Molina, als die Mei-

„nung einiger der neuern Schriftsteller, als ob alle „Amerikaner sich einander gleich sähen. Man unter„scheidet eben so leicht den Peruaner von dem Chilesen, „als den Italiener von dem Deutschen. Ich habe Be„wohner von Cujo, von Paraguay und von der Ma„gellans-Straße gesehen, und ich versichere, daß ihre „Physiognomien sehr deutlich von einander abwichen."

Bei den Chilesen sind besonders die Bewohner der Ebenen von den Bergbewohnern verschieden. Die ersten haben die Größe und Statur der Europäer, sind dabei stark gebauet und wohl proportionirt. Sie sind röthlichbraun, von Kupferfarbe, jedoch heller als die übrigen Amerikaner. Letzteres ist besonders der Fall bei den Baroanes, einem kleinen Stamme der Arauker, der im Inneren der Länder der übrigen Arauker wohnt, gegen den 39sten Grad der südl. Breite. Kopf und Gesicht der Chilesen sind rund, die Stirn klein, die Nase etwas eingedrückt, die Augen zwar klein aber lebhaft, Brust und Schultern sind breit, dagegen Hände und Füße verhältnißmäßig klein. Sie sind nur deshalb ganz ohne Bart, weil auch sie, gleich mehreren amerikanischen Völkern, den schon von Natur dünnen Bart, mit kleinen Zangen ausreißen. Indessen giebt es auch hiervon Ausnahmen. Man sieht einzelne Indianer mit eben so starken Bärten, als die der Spanier. Van Cover sagt von ihnen gleichfalls als Augenzeuge: „Es „sind Menschen von mittler Statur, stark und wohl

„gebaut, von regelmäßigen Zügen; sie waren den nord„westlichen Amerikanern nicht unähnlich.“

Diese Nachrichten beziehen sich aber hauptsächlich auf die Arauker. Sie verdienen als eine der stärksten, und von den Spaniern mit Recht gefürchtete, und daher ihnen am meisten bekannte Völkerschaft, die meiste Aufmerksamkeit.

Sie selbst nennen sich Moluchen, von dem Worte Molun, Krieg, und Che, welches Volk oder Mensch bedeutet. Sie finden sich über das ganze Land, auf der ost- und westlichen Seite der Cordilleren von Chile, von den Grenzen von Peru bis gegen die Magellansstraße hin verbreitet, und theilen sich in die verschiedenen Stämme der Picunchen, der Pehuenchen und Huillichen. Der letzte Stamm wohnt besonders zwischen dem Flusse Bueno (40° 20′) und dem Archipel von Chiloe.

Die eigentliche Völkerschaft der Arauker hat im Norden den Biobio zur Grenze, in Westen das Meer, in Mittag den Fluß Valdivia, und in Morgen die Patagonen. Ihre Tapferkeit und ihre Freiheitsliebe, wodurch sie sich seit ihrer Entdeckung in so vielen Kriegen gegen die Spanier ausgezeichnet haben, sind sogar von den Spaniern Alonso von Ercilla und Alvarez von Toledo in den Gedichten, Araukana betitelt, besungen worden. Denn nichts schätzt diese Nation höher als Freiheitsliebe, Klugheit, Muth, Kriegs-

list und Standhaftigkeit. Sie sind dabei edelmüthig, gastfrei, und halten ihre Verträge.

Dagegen zeigen sie sich rachsüchtig, und ergeben sich, durch europäische Getränke, wie alle Wilde, noch mehr verleitet, häufig der Trunkenheit.

Dieser übertriebene Hang zu ihrer Chica, besonders aber zu unsern geistigen Getränken, ist auch bei ihnen eine Hauptquelle der Volksverminderung. Oft versetzen sie Weiber und Kinder bei den Spaniern für Brandtewein, und begehen in der Trunkenheit Mord und Todtschlag.

Eine zweite Ursache der Abnahme dieser Völker sind dann die Kinderpocken, welche ihnen ebenfalls die Europäer zuführten. Bei der starken Constitution richten sie bei ihnen weit fürchterlichere Verheerungen an, als bei den Europäern, oder selbst bei den Negern.

Sie fliehen alle diejenigen, welche mit dieser Pest befallen werden; selbst ihre nächsten Anverwandten lassen sie sodann oftmals in den Wüsteneien auf das jammervollste umkommen. (Falkner.)

Sie leben zwar in Polygamie; allein mehr aus Eigennutz und Prunk, als aus übermäßigem Geschlechtstriebe. Auch sind sie im übrigen nicht ausschweifend, erlauben sich auch nie unehrbare Ausdrücke.

Die Sprache der Araucker, die chilesische, ist eine der angenehmsten, zugleich ist sie sehr wortreich und bequem. Da sie zugleich keine unregelmäßige Verba

enthält, so lassen sich ihre Regeln auf wenigen Seiten fassen. Merkwürdig ist's, daß sie einen Dualem haben, wie die Griechen. Durch Verbindung mit verschiedenen Partikeln und andern Worten kann ein Zeitwort, eine Wurzel von tausend andern Zeitwörtern werden. Z. B. Pran heißt vergeblich; Ba, nicht; Elo, zusammen, Pe, vielleicht; Pa, kommen; Val, können. Hierdurch entstehen mit dem Zeitworte Elun, ich gebe, folgende Zeitwörter: Elupran, ich gebe vergeblich; Elupen, ich gebe vielleicht; Elucam, ich gebe zugleich mit einem andern; Elupan, ich komme zu geben; Eluval, ich kann geben. (Mideure.)

In Ansehung der Religion der Araucker sind die beiden neuesten Nachrichten über dieses Volk mit einander nicht völlig gleichstimmig. Midaure behauptet, sie erkennten ein höchstes Wesen, bei ihnen die Seele des Himmels (Guena pillan) genannt. Von diesem seyen dann alle übrige Gottheiten abhängig. Der gute Geist (Meulen) und der böse Geist (Hüecub) nebst verschiedenen andern untergeordneten. Falkner hingegen, der doch bei einigen Stämmen von ihnen mehrere Jahre hindurch Missionär war, gedenkt jener obersten Gottheit nicht. Beiden Nachrichten zufolge, glauben sie indeß ein Leben nach dem Tode; opfern auch nur den bösen Gottheiten, um sie dadurch sich ihnen günstig zu machen. Sie nehmen an, daß die Seelen der Verstorbenen, welche sie Pillan nennen,

in gute und böse getheilt werden; zu den letztern rechnen sie alle Seelen der Spanier. Diese beiden Arten so sehr verschiedener Seelen sind mit einander in dauernder Fehde und Krieg; sie glauben diese Gefechte in den Stürmen und Donnerwetter deutlich zu vernehmen.

Sie haben gleichfalls ihre Zauberer, welche sie bei Krankheiten zu Hülfe rufen, und diese Betrüger stehen bei ihnen in großem Ansehen. Allein ihr Handwerk wird ihnen ofemals gefährlich. Wenn nämlich ein Kranker von Ansehen nicht wieder aufkommt, so werden sie von den Verwandten als verantwortlich angesehen, und hingerichtet. Als einstens die Kinderblattern unter den Moluchen so große Verheerungen anrichteten, daß selbst ihr Cazike sein Leben verlor, so befahl dessen Nachfolger, alle Zauberer zu tödten. Sonderbar genug müssen die männlichen Zauberer (denn es giebt auch weibliche Zauberer, Hexen) sich weiblich kleiden. Sie werden schon in früher Jugend zu diesem Handwerk auserlesen; aber solche Menschen, die mit der fallenden Sucht behaftet sind, sieht man als von der Natur selbst bestimmte Zauberer an; so geben denn auch hier, wie bei uns, Verzuckungen, Convulsionen und ähnliche Krankheiten zu Betrügereien Anlaß.

Merkwürdig bleibt es stets, daß auch diesem Volke eine Sage von einer allgemeinen Sündfluth, oder doch von einer sehr großen Wasserfluth übrig geblieben ist.

Da Chile, wie wir sahen, gleichfalls eine Menge Vulkane besitzt, und oftmals von Erdbeben heimgesucht wird, so flüchten sich die Araucker sodann auf die Gebirge, welche drei Spitzen haben, sie nennen sie Tenten; denn diese allein, glauben sie, seyen bei der großen Fluth verschont geblieben.

Jenen Glauben an Unsterblichkeit hat bei ihnen die sonderbaren Begräbniß-Ceremonien hervorgebracht, da sie den Todten für seine künftige Existenz mit verschiedenen Speisen, starken Getränken und Hausrath, um das Grab gestellt, versorgen. Die Ceremonien selbst werden von Vidaure und Falkner verschieden angegeben. Wahrscheinlich reden sie auch von verschiedenen Volksstämmen. Nach ersterem werden die Todten in wirklichen Särgen begraben; nach letzterm hingegen verbrennt man die Eingeweide. Beide kommen aber darin überein, daß die Leichname zuvor von Weibern skelettirt, und dann die Knochen unter die Erde gebracht werden. Falkner redet von Gewölben, worin sie die zusammengefügten Gebeine aufbewahren. Die Trauer bezeugen sie durch Anschwärzen des Leibes und durch schwarze Kleidung.

Ebenfalls weichen jene Erdbeschreiber in Rücksicht der Regierungsverfassung der Araucker von einander ab. Dem Vidaure zufolge, welcher, wie dies aus dan Cover erhellt, am zuverlässigsten scheint, ist das ganze Gebiet dieser Nation in 4 gleiche Theile oder Provinzen

getheilt. Jede wird von einem Toqui (obersten Befehlshaber) regiert; das Zeichen dieser obersten Würde ist ein Beil von schwarzem Marmor. Diesem Könige sind dann die Regenten der einzelnen Provinzen untergeordnet. Ein solches geringeres Oberhaupt heißt Ulmen; es trägt zum Zeichen seines Amtes einen Stock mit einem silbernen Knopfe. Von diesen Aemtern, welche erblich sind, bleiben die Weiber ausgeschlossen; sie fallen auf den Erstgebornen; stirbt der Stamm aus, so wählen die Unterthanen ein neues Geschlecht. Falkner redet nur von einem einzigen Oberhaupt oder Cazike. In wichtigen Fällen, welche die ganze Nation angehen, geschieht ein allgemeiner Aufruf des Volks; jeder hat sodann das Recht seine Meinung vorzutragen. Diese Versammlung heißt Ancacojau, der Rath der Arauker, oder auch Butha-cojau, der große Rath.

Ihre Gesetze und Strafen sind zum Theil höchst sonderbar. Der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft, so wie auch der Diebstahl. Dagegen weder der Vatermord, noch das Erschlagen der eigenen Ehefrau. In den beiden letzten Fällen, sagen sie, vergösse man ja nur sein eigenes Blut.

Zum Kriege erwählet jener große Rath einen eigenen obersten Anführer, einen Diktator. Gewöhnlich ist dies einer der vier Toqui's, doch wenden Kriegskenntnisse und Tapferkeit die Wahl oftmals auf einen

Geringern. Dieser General en Chef empfängt für diese Zeit das marmorne Beil, und selbst jeder Toqui muß ihm sodann Gehorsam leisten. Jedes Landesoberhaupt liefert ihm eine der Größe seines Landes oder Distrikts angemessene Anzahl Krieger. Der Diktator läßt den Krieg dadurch ansagen, daß er einen reitenden Boten mit Briefen (Quippa, wahrscheinlich einerlei mit den Quipos der Peruaner) umher sendet; sie bestehen aus kleinen, rothen Stricken. Die Farbe bezeichnet Krieg, und die Knoten bestimmen die Zeit und den Ort der Zusammenkunft.

Vormals kannten diese Völker nur Bogen und Pfeil, Keulen und, besonders die südlichen Völker, den Laqui, die Kugelschleuder. Jetzt hat sowohl die Reiterei als das Fußvolk Schießgewehr. Ihre Kriegsinstrumente sind Trommeln und Pfeifen, und ihr Kriegsanzug besteht aus einem Waffenrock und Helmhaube von starken Ochsenfellen, oft mit schönen Federn geziert.

Sie haben eine ziemlich reguläre Anordnung sowohl bei ihren Kriegszügen als beim Treffen selbst. Der Oberfeldherr kommandirt gewöhnlich den rechten Flügel, und der Toqui-Lieutenant den linken; die Reiterei deckt die Flügel; die Infanterie ist im Centro, die Völker selbst sind in kleine Abtheilungen mit ihren Officieren, wie bei uns, getheilt.

Auch sind die Araucker bald nach ihrer Entdeckung den Spaniern furchtbar gewesen, und mit jedem Jahr-

gehend noch mehr gewonnen. Es sind nicht mehr, sagt la Perouse, die alten Amerikaner, welche vor den Waffen der Europäer zitterten. Die Einführung unserer Pferde und unseres Hornviehes hat sie in wahre Araber verwandelt. Hundert Meilen zum Ueberfall ihrer Feinde zu machen, ist ihnen eine Kleinigkeit, und das Fleisch ihrer Heerden giebt ihnen nicht nur Nahrung, sondern auch Schilder und Caskets *).

Van Cover ward benachrichtigt, daß die Stämme dieser großen Völkerschaft, welche südlich des Flusses Biobio, innerhalb der Provinz Conception wohnen, noch in unsern neuesten Zeiten (1792) über 10000 starke und tapfere Krieger stellen. Nur durch das vorsichtige, feste und unhaltend kluge Benehmen des Don Ambrosio Higgins, General-Gouverneurs von Chile, kam endlich Ruhe mit den Spaniern, und mit den übrigen indischen Nationen, unter die kühnen, kriegerischen Araucker. Ja, dieser seltne Mann, von Geburt ein Irländer, der wegen der Religion in spanische Dienste getreten war, hatte sogar, während er der Stelle eines Gouverneurs von Conception vorstand, diesen wilden Völkern den Geist des ruhigen Fleißes einzuflößen gewußt. Ihre verschiedenen Stämme such-

*) Man sehe, was hierüber von den Abiponern im vorhergehenden Jahrgange gesagt ist.

ten sich einander im Anbauen der Ländereien und in der Viehzucht zu übertreffen. Kaum hatte aber Don Higgins, um die höhere Würde eines General-Gouverneurs zu übernehmen, Conception verlassen, so siegte von neuem der wilde Hang, und die Kriege begannen von neuem. Der General-Gouverneur ersann aber nun einen so vorzüglichen Plan, wodurch alle vier Utammapus (van Cover schreibt Butalmapus) besänftigt wurden. Man lernt aus der Rede, welche dieser vorzügliche Mann in dem Lager von Negrete an die vier Toqui's der Moluchen hielt, daß diese Nationen ihre Traktate, in Rücksicht Spaniens, treu befolgt haben, und daß die Spanier sich dagegen anheischig machten, sie bei jeder billigen Angelegenheit in Schutz zu nehmen; denn die Araufer werden häufig von den an sie grenzenden Tehuelten, oder Patagonen, bekriegt.

Auch bei den Araukern hat sich noch die widrige Gewohnheit der Opferung eines Kriegsgefangenen erhalten. Nach vielen sonderbaren Ceremonien wird er mit einem Schlage mit der Kolbe hingerichtet; ihm dann sogleich das Herz ausgerissen, und ein jeder der Anführer sauget davon das Blut. Die gemeinen Krieger lösen indeß die Arme und Beine ab, machen aus den Knochen derselben militairische Flöten, und stecken den Kopf auf eine Lanze, um welche sie unter beständigem Schimpfen auf die Feinde, ihre Kriegstänze hal-

ten. Auf den Rumpf setzen sie den Kopf eines weißen Widders, wenn der Gefangene ein Indier, hingegen den Kopf eines schwarzen Widders, wenn es ein Spanier war; dies achten sie für die höchste Beschimpfung. Zuletzt beräuchert der Toqui die vier Weltgegenden mit Tabak, und murmelt tausend Flüche gegen die Feinde.

Der Friede wird ebenfalls mit vielen Ceremonien geschlossen. Der Toqui hält dabei eine feierliche und sehr gut geordnete Rede, die wie bei den Orientalern mit vielen Parabeln geschmückt ist. Ein guter Redner wird sehr hoch geschätzt; Vidaure kann uns von diesen Reden nicht genug rühmen. Wirklich scheint es sich sowohl aus ihrer Sprache, als aus ihrer Regierung und Kriegsordnung zu ergeben, daß diese Völker keines unbedeutenden Grades der Kultur fähig wären, und dies bestätigt gleichfalls die Rede des D. Higgins.

Das häusliche Leben und die Kleidung der Araukes sind sehr einfach. Die Wohnungen der Arauker bestehen aus hölzernen Hütten, die mit Stroh gedeckt sind, keine Abtheilungen noch Fenster haben, und nur durch eine Thür von Ochsenfell geschlossen werden. In diesen Hütten ist die Zahl der einzelnen Feuer der Anzahl der Frauen des Hausherrn gleich; jede kocht ihm ein besonderes Gericht. Statt der Betten werden nur Schafpelze hingebreitet, und das übrige Hausgeräth besteht in ein Paar Bänken und einem einfachen Tisch. Die Teller sind von Holz oder Thon; die Becher von

Horn; statt der Löffel bedient man sich einer Muschel. Die Vornehmen, Ulmenes, haben bei Bewirthung der Fremden Silbergeräth.

Die Gerichte selbst bestehen aus geröstetem und gemahlenem Korn; gekochten Hülsenfrüchten; seltner in Fisch- oder Fleischspeisen. Bei ihren Kriegszügen leben sie indeß von dem dort so häufigen Hornvieh, ja auf weiten Expeditionen sollen sie zuweilen ihren Pferden die Ader öfnen, um das Blut zu trinken. (Perouse.)

Etwa einmal im Jahre, zur Zeit der Erndte, geben sie große Gastmähler, oft von 300 Personen, und hierbei wird der Chika und das europäische Getränk nur zu wenig geschont. Auch bei diesen Völkern ist die Gastfreiheit sehr groß; der Fremde kann sich nach Gefallen bei ihnen unentgeldlich aufhalten.

Für die Erhaltung ihrer Feldfrüchte tragen sie eine höchst sonderbare außerordentliche Fürsorge. Um diese gegen die Mäuse zu schützen, fangen sie eine große Menge Feldmäuse ein, und stecken sie zusammen in einen Sack. Dieser wird, wohl zugebunden, auf eine Wiese getragen, und nun stellen sie sich in zwei Reihen gegen einander über; die Fürsten (Ulmenes) zwischen beiden Reihen. Ihr Gesicht ist mit einer Maske bedeckt, ihr Rücken aber mit einer Kuhhaut, woran viele klappernde Hölzer befestigt sind. Nun fangen die beiden Reihen an sich zu bewegen, die eine gegen Osten, die andere gegen Westen, und hierbei schimpfen sie einander

auf das hitzerste. Sind sie hierdurch hinlänglich aufgebracht, so entfernen sich die Ulmenes, und dann greifen sie sich thätlich an. Sie zerschlagen sich hierbei mit Stöcken bis aufs Blut. Endlich treten die Ulmenes hinzu und machen Frieden. Hierauf schlagen sie die eingefangenen Mäuse mit Prügeln todt. Sie glauben hierdurch ihre Feldfrüchte von dem Huecub (dem bösen Geiste) zu befreien; denn diesem schreiben sie die Mäuse und das Ungeziefer zu.

Die Kleidung ist selbst bei dem andern Geschlechte einfach. Der Mann trägt über dem Hemde den Poncho, eine Art Mantel, der bis an die Waden reicht und wie ein Levitenrock, nur in der Mitte eine Oeffnung hat, wodurch man ihn über den Kopf wirft. Die Lieblingsfarbe ist die blaue; doch giebt es auch gestreifte und gestümte Ponchos. Dieses Kleidungsstück macht einen beträchtlichen Handlungsartikel aus, weil der Poncho auch von den Bauern in Peru, Chile und Paraguay getragen wird.

Die Ulmenes unterscheiden sich in Ansehung ihrer Tracht nur dadurch, daß dies Kleid von besserem Zeuge ist. Doch tragen sie Hüte mit Federbüschen, schwere silberne Sporn, ihre Stäbe haben silberne Knöpfe, und ihre Steigbügel sind von Messing. Dabei gehen sie, wie die Uebrigen, barfuß.

Die Weiberkleidung besteht in einem langen wollenen Unterkleide ohne Ermel, das um die Mitte des

Leibes fest gebunden wird. Hierüber hängt ein kleiner wollener Mantel, vorn durch ein breites silbernes Schloß befestigt. Nur ihr Kopfputz ist ausgesucht. Das lange Haar wird in sechs Zöpfe geflochten, und um den Kopf tragen sie Steine, Lianeos genannt, die dem Smaragd ähnlich sind. Man kennt das Vaterland dieser Steinart nicht. Die Ohrgehänge bestehen aus silbernen viereckigen Platten; die Finger sind mit Ringen geziert; Hals und Arme mit vielfarbigen Glaskugeln. (Vidaure.)

Uebrigens ist auch hier das andere Geschlecht mit allen häuslichen Verrichtungen belastet. Der Mann hält alles, den Krieg und höchstens die Jagd ausgenommen, unter seiner Würde. Sogar das Feld bestellt die Frau. Beide Geschlechter baden sich viel. Selbst wenn die Frau kaum geboren hat, so badet sie sich mit ihrem neugebornen Kinde in kaltem Wasser. Die Kinder werden sich nachmals fast selbst überlassen.

Ihre müßige Zeit bringen sie hin theils mit Kriegsspielen, da sie z. B. einen Kreis ausmachen und einen in ihre Mitte gestellten Knaben einander zu rauben suchen; oder sie führen Tänze auf, bald mit, bald ohne Gesang. Die Musik ist nicht ganz unharmonisch; die Weiber tanzen abgesondert von den Männern; bei solchen Zusammenkünften werden freilich die geistigen Getränke nicht vergessen, selbst das schöne Geschlecht entgeht dann oftmals dem Rausche nicht.

Dies wird hinreichend seyn zur Kenntniß der Indianer von Chile. Mehrere der benachbarten Völker, welche gleichfalls zu Zeiten diese Gegenden besuchen, kommen weiterhin bei Patagonien vor.

b) Der Fremde, der in Chile Angesiedelte.

So wie sich der Europäer in dem an edlen Metallen reichen Chile anbauete, war hier die Einführung der Neger eine Folge der Ansiedlung. Daher denn in Chile, wie in Peru und Brasilien, Spanier, Neger, Creolen und Mestizen, nämlich aus Negern und Weißen, oder Eingebornen entsprungene Menschen.

Die Herren gehen den Dienern, daher noch mehr dem Sklaven vor. Spanien fand hier einen weit bedeutenderen Widerstand bei der Eroberung von Chile, als bei der von Peru. Die Natur, das kältere Klima des tiefern Südens, bildete eine kühnere, stärkere Race von Gegnern. Der Europäer mußte daher, nachdem er durch die Obermacht seiner Waffen endlich jene Naturmenschen zum Theil überwältigt hatte, sogleich auf einige feste Punkte, auf Festungen, denken, sich gegen den ungebrochenen Freiheitsdrang der Chilesischen rohen kraftvollen Völker zu schützen. Man hatte es gewagt, die Stadt St. Jago in den Ebenen von Mapocho zu erbauen. Allein man fand bald nachher, daß besonders

die Seite gegen die südlichern Araucker, dadurch nicht gedeckt ward. Deshalb errichteten die Spanier drei Forts oder Schanzen: Puren, Tucabel und Arauco. Mehrmals wurden auch diese von jenen tapfern Wilden gestürmt und geschleift; indeß gewannen die Spanier dennoch nach und nach festen Fuß, und wie schon oben erwähnt ist, zuletzt durch die tapfern und weisen Anordnungen des D. Higgins, einen ziemlich ruhigen Zustand.

Da die Eroberung von Chile, der Aussprache nach eigentlich Tschile, von Peru aus geschah, so haben es die Spanier hiervon abhängig gelassen, und zugleich in 14 Provinzen getheilt. Diese werden von einem General-Gouverneur regiert, der seinen Sitz in St. Jago hat. Ueberdies gehören noch hierzu die Inseln Fernandez, die des Archipels, und drittens das östliche Chile, oder Cujo, letzteres verdient noch einer besondern Anzeige.

Uebrigens kann man auch die kirchliche Eintheilung annehmen, nach welcher das Ganze in zwei große Theile zerfällt: in den von St. Jago, und in den von Conception.

Der Statthalter und General-Gouverneur hat sowohl im Civil als Militair die oberste Gewalt; auf ihn folgt ein Intendant; deren einer in St. Jago, der andere in der Stadt Conception seinen Sitz hat. Als Van Cover Chile besuchte, war die Intendantschaft

von St. Jago mit der General-Gouvernements-Stelle vereinigt. Daher betrug diese letztere jährlich 30, die von Conception nur 10 tausend Thaler. Gerichtliche Sachen werden durch den Statthalter und durch die Audienza Reale, worin unter der Direktion des Statthalters vier königliche Räthe sitzen, entschieden; dann kann man an den hohen Rath von Indien appelliren. Ueberdies hat jeder Ort seinen Magistrat.

Die Städte und Ortschaften, welche von den Spaniern erbauet sind, haben fast durchgängig breite Gassen, die sich in rechten Winkeln nach den vier Weltgegenden durchschneiden. Sie bestehen aus Backsteinen, oft nur aus Lehm, sind aber nur eine Etage hoch, wegen der Erdbeben.

Von sehr bedeutenden Städten oder vielmehr Ortschaften, giebt es nur fünfe. Coquimbo, am Flusse gleiches Namens (29° 49′ südl. Br. 304° 32′ L. von Paris); Valparaiso (32° 2′ 36″ südl. Br.; Van Cover giebt für den Hafen 33° 38′ an, 304° 11′ 45″ L.); die Hauptstadt St. Jago (33° 31′ südl. Br. 305° 40′ L.); Conception (36° 42′ 21″ südl. Br. 303° 23′ 30″ L.); und Valdivia, am Flusse gleiches Namens, (39° 58′ südl. Br. 302° 2′ L.)

Die beiden ersten Orte sind als Häfen sehr berühmt. Coquimbo hat zwei Häfen, die besonders von Peru aus besucht werden. Es wird indeß von Valparaiso, in Ansehung des Handels, weit übertroffen. Auch ist die

Bevölkerung zu Valparaiso wegen des milden Klimas und der Nähe der Hauptstadt sehr bedeutend. Die Festungswerke liegen auf Hügeln unweit der geräumigen Bay; sie waren aber selbst in den Zeiten, da Spanien zuletzt mit Frankreich im Kriege begriffen war (1795) nur in schlechtem Zustande. Die Stadt (eigentlich nur ein großer Flecken) hat nebst der nahen Ortschaft Almandrez 6 Kirchen. Von diesem wichtigsten Hafen geht dennoch kein gerader Weg zur Hauptstadt, außer einem Fußsteige. D. Higgins hat aber von Almandrez aus eine gute Chaussée bis nach St. Jago mit vieler Arbeit zu Stande gebracht. Dieses schätzbare Werk erleichterte den Verkehr und den Handel der Hauptstadt außerordentlich. Van Cover bereisete diese neue Heerstraße, und er giebt uns bei dieser Gelegenheit einige Nachricht von dem Zustande des Binnenlandes, so wie von der Hauptstadt selbst. Nachdem die Schwierigkeiten des Hinanklimmens der Hügel überstanden waren, und die Reisenden nun in diesem Klima ein schönes Land zu erblicken hofften, lag vor ihnen eine große, wüste Ebene, ohne Schatten und fast ohne Grün; ja, außer bei einzelnen, kleinen, langsam fortschleichenden Bächen, war kaum einige Vegetation bemerkbar. Auf dieser öden Landschaft sah man wenige elende Häuser aus Koth zusammengeklebt, und von dürftigen Einwohnern belebt. Das Inwendige dieser schlechten Hütten, die kaum durch ein gehöriges Dach geschützt wa-

ren, entsprach völlig dem Aeußern. Kaum daß sie die armseligsten Nothwendigkeiten des Lebens enthielten. Ein schmuziger Tisch, ein Stuhl, in der einen Ecke ein elendes Bett, aber fünf bis sechs Kreuze, war der ganze Inhalt. Dennoch sahe man hier noch andere religiöse Zierathen; auch entzogen sich die dürftigen Besitzer nicht des Vergnügens Matte oder Paraguay-Thee zu trinken, und was über alles beschämte, selbst der nothwendigste Hausrath war bei ihnen von dichtem Silber. Dabei lag aber rund um die Hütte das schönste Land, ohne die mindeste Spur eines Anbaues oder eines Gartens. Indolenz und Aberglaube hatten hier ihren Sitz aufgeschlagen, Unreinlichkeit und Elend waren ihre Gefolge.

Auf die Weise ging die Wanderung zur Hauptstadt des Königreichs fort. Jeden Abend nahm eine große Scheure, von thonigter Erde zusammen geklebt, uns oftmals von außen weiß angestrichen; die Engländer auf. Die Landleute zeigten sich äußerst gutartig, aber auch von höchster Indolenz und Schmuz. Indeß war die Jugend, besonders die Töchterinnen nichts weniger als häßlich; nur ward ihr lebhafter Teint von der übermäßigen weißen und rothen Schminke verdorben. Die Nächte waren unausstehlich; denn obgleich der Boden der Scheure zuvor reingefegt ward, so fielen dennoch unzählbare Schaaren Wanzen, Flöhe und anderes Ungeziefer über die Wanderer her, und verscheuchten selbst

den kürzesten Schlaf auf den für sie hingestreckten Schlafpelzen, denn Betten traf man nirgends. Nur erst, als sie sich der Hauptstadt sehr nahe befanden, zeigten sich einige Spuren einer bessern Kultur, z. B. Weingärten mit kleinen weißen Gartenhäusern geziert. Vom der Höhe eines eben so beträchtlichen Gebirges, Prao genannt, gewährte dies schöne Thal, worin St. Jago lag, und die dahinter bis gegen die Wolken gethürmten Andes eine höchst malerische Szene. Aber selbst die Hauptstadt machte keine Ausnahme in Rücksicht jener den Fremden unausstehlichen Unreinlichkeit. Die geräumigsten, besten Zimmer im Pallaste des Statthalters waren mit Schmutz wie belegt; und da man zu ihrer Reinigung einen Besen verlangte, erhielt man zur Antwort: „dergleichen sey in St. Jago nicht bekannt;“ man mußte den Boden besprengen und dann die Lage Unrath mit einer Schaufel losarbeiten.

St. Jago ist übrigens eine sehr ansehnliche Stadt. Van Cover schätzt ihren Umfang auf dreiviertel einer deutschen Meile. Die Straßen kreuzen sich zwar unter rechten Winkeln, sind aber enge, doch hat der schmale Weg für die Fußgänger breite Steine. Der Fluß Mapocho versieht die Stadt reichlich mit Wasser, durch kleine Zweige desselben lassen sich alle Gärten hinter den Häusern bewässern; allein seine Ueberschwemmungen richteten bis zum Jahre 1792 große Verwüstungen an. Da drang denn endlich D. Higgins mit sei-

nem schätzbaren Plane zu einem Steindamm oder Einfassung gegen den Fluß, nach vielen Schwierigkeiten durch. Dieses treffliche Werk ist von außerordentlicher Stärke; der Grund geht 14 Fuß unter und eben so viel Fuß über den gewöhnlichen Spiegel des Wassers, und für die Fußgänger läuft eine Erhöhung fort, die sie gleichfalls beständig sichert. Zu Anfange dieses Werks, das über 1/4 engl. Meile lang ist, befindet sich ein Obelisk mit einer spanischen Inschrift, die den Urheber verewigt. Außer dem großen Marktplatz mit einer Fontaine, den Palästen der Audienza, des Bischofs und den des Doms, der ganz von weißen Quadersteinen erbauet ist, ward St. Jago neuerlich verschönert durch das neue Gebäude für die General-Casse oder den Schatz (Casa de Moneda); und das treffliche Gebäude der neuen Münze, in dem Styl von Sommerset house in London, nur nicht von eben dem Umfang. Jährlich wird hier etwa eine Million Species vermünzet. Ferner sind vor Kurzem errichtet: ein neues Gebäude für die allgemeinen Gefängnisse, und mehrere andere Privathäuser im besten Geschmack. Die Bevölkerung von St. Jago bestand (1795) in 35500 Köpfen; Vidaure giebt 46000 an.

Nach der Hauptstadt ist dann Conception unstreitig der wichtigste Ort des ganzen Königreichs. Die Bay ist eine der bequemsten. Das Meer fand Perouse hier ruhig, fast ohne alle Strömung; der Ankerplatz unweit

des Dorfs Talcágnana schützt auch im Winter die Schiffe gegen den Nordostwind, und in der Mündung liegt die fruchtbare und reizende Insel Quiquirina.

Nach zwiefachem Umsturz der Stadt durch die Erdbeben von 1730 und 1751, wählte man eine Ebene, unweit eines zwei Meilen weit entfernten Hügels, zur Erbauung der neuen Stadt la Mocha, am nördlichen Ufer des Biobio. Perouse giebt ihr 10, Vidaure hingegen 13000 Einwohner. Hier ist der Sitz des Mestre de Campo, der zweiten Militair-Person des ganzen Königreichs. Der Boden und die Luft ist vortreflich; man findet hundertjährige Greise.

Valdivia ist die südlichste unter den bedeutenden Ortschaften von Chile; sie wird als der Schlüssel des Reichs von Süden her angesehen. Daher setzt die Krone stets einen erfahrnen Militair zum Gouverneur, und läßt sich die Vertheidigungskosten von 56600 Piaster jährlich gefallen. Auch wird diese desto nothwendiger, da sie mitten in dem Lande jener kühnen Arauker gelegen ist. Pedro Valdivia, durch das Gold dieser Gegend gereizt, stiftete sie 1551, und die Stadt ward aus eben diesem Grunde bald volkreich; daneben sandte man viele Verbrecher aus Spanien dahin. Valdivia lag stets mit den Indianern in hartem Kampfe, und machte oftmals reiche Beute; es ward aber, da er die gefangenen Indianer in den Bergwerken zu arbeiten zwang, von ihnen tödtlich gehaßt. Im Jahre 1599 überfiel

ihn daher der Toqui, Paillamochu, plötzlich; bestürmte die Stadt, machte die Besatzung von 800 Mann theils nieder, theils zu Gefangenen, und goß dem Valdivia selbst geschmolzenes Gold in den Hals, mit den Worten: „Sättige dich nun an dem, wornach du so gierig warest.“

In diesen Orten hatten vornehmlich die Jesuiten vormals, sowohl höhere als geringere, Lehranstalten und dazu gehörende Gebäude; auch sind die Städte nur zu reichlich mit Kirchen und Klöstern für beiderlei Geschlecht versehen, und das Innere der Kirchen enthält vielen kostbaren Schmuck.

Die Lebensart der höheren Stände, so wie die Trachten der dortigen Spanier haben uns neuerlich zwei gleichberühmte Seemänner genauer kennen gelehrt, van Cover und la Perouse. Beide wurden auf die ausgezeichnetste Weise von eben jenem General-Gouverneur D. Higgins aufgenommen. Der Franzose war gerade 10 Jahre früher da, als der Engländer. Dennoch stimmen ihre Darstellungen sehr gut mit einander überein, obgleich la Perouse nur in Conception blieb, jener hingegen die Hauptstadt selbst besuchte.

Die Spanier in Chile zeigten sich, diesen Nachrichten zufolge, sehr gastfrei, gutgesinnt und höflich. Es ist dabei merkwürdig, daß man hier weder das Steife des Mutterlandes, noch die dort so leicht gefährliche Eifersucht findet. Van Covers Nachricht von einer

groſser Aſſemblee und Ball wird dies alles deutlicher beſtätigen.

Als die engliſchen Officiere in das Geſellſchaftszimmer traten, fanden ſie auf der einen Seite des Zimmers die Damen auf Kiſſen, gegenüber hingegen die Herren auf Stühlen ſitzen. Die Engländer wurden aber ſofort zu den Damen geführt. Die eine ſpielte das Piano forte, die übrigen hingegen Violinen, Flöten und Harfen. Alles ward auf das beſte executirt, und ſetzte die Fremden in nicht geringe Bewunderung.

Hierauf ward der Ball eröfnet; und auch hierbei hatten die Damen bei weitem den Vorzug. Schade nur, daſs die hieſigen Tänze ſo gänzlich von den engliſchen verſchieden waren, ſo daſs kein Engländer es wagte, daran Theil zu nehmen. Es ſcheint, als ob die Franzoſen hierin haben dreiſter ſeyn dürfen.

Das Frauenzimmer war ſchön; zwar brünett von Teint, aber mit ſehr lebhaften Augen, dabei äuſſerſt angenehm und zuvorkommend. Das Auffallendſte war ihr Anzug *). Ein runder Fiſchbeinrock von ſehr groſsem Umfang und einer Menge Falten; dabei ſo kurz daſs er kaum bis zur Wade hinabtrat; alſo des Falbelan von Peru **), oft von ſchwerem Gold- oder

*) Man ſehe das Kupfer.

**) Man ſehe den vorhergehenden Jahrgang, S. 15[illegible] und das Kupfer S. 256.

großer Assemblee und Ball wird dies alles deutlicher bestätigen.

Als die englischen Officiere, in das Gesellschaftszimmer traten, fanden sie auf der einen Seite des Zimmers die Damen auf Kissen, gegenüber hingegen die Herren auf Stühlen sitzen. Die Engländer wurden aber sofort zu den Damen geführt. Die eine spielte das Piano forte, die übrigen hingegen Violinen, Flöten und Harfen. Alles ward auf das beste executirt, und setzte die Fremden in nicht geringe Bewunderung.

Hierauf ward der Ball eröfnet; und auch hierbei hatten die Damen bei weitem den Vorzug. Schade nur, daß die hiesigen Tänze so gänzlich von den englischen verschieden waren, so daß kein Engländer es wagte, daran Theil zu nehmen. Es scheint, als ob die Franzosen hierin haben dreister seyn dürfen.

Das Frauenzimmer war schön; zwar brünett von Teint, aber mit sehr lebhaften Augen, dabei äußerst angenehm und zuvorkommend. Das Auffallendeste war ihr Anzug *). Ein runder Fischbeinrock von sehr großem Umfang und einer Menge Falten; dabei so kurz, daß er kaum bis zur Wade hinabtrat; also: des Falbelin dan Peru **), oft von schwerem Gold- oder

*) Man sehe das Kupfer.

**) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang, S. 150 und das Kupfer S. 156.

UNIV. OF MICH.

Silberstoff. Oberwärts des Falbelins trugen sie ein Corset von reichem Zeuge. Unterwärts trat aber ein sehr feines Hemde hervor, welches mit goldenen Borden eingefaßt war, so wie dies ebenfalls der Fall war bei den sich zeigenden Quästen der Strumpfbänder.

Die Strümpfe waren roth, blau und weißgestreift; die Schuh aber so kurz, daß die Zehen nothwendig nur zusammengebogen darinnen Platz haben; der Fuß schien dadurch fast völlig rund; die Schnallen sind von Gold, oftmals mit Brillanten besetzt; einige bedienten sich indeß nur der Bandschleifen.

Ihr Kopfputz ist sehr studirt. Das ungepuderte dunkle Haar fließt in vielen Flechten, lang geflochten, längs dem Rücken hinab; bei Einigen sind sie wieder in die Höhe geschlagen, und vermittelst einer mit Brillanten besetzten Schnalle am Kopfe fest geheftet.

Ueber der Stirne sind Blumen und brillantener Kopfputz angebracht; den kostbaren Ohrgehängen von Diamanten und Perlen fügen sie noch Büschel von schwarzer Seide hinzu, welche gleichfalls mit Perlen besetzt sind.

Sie tragen über dem Corset von Goldstoff noch zwei Mantillen; die eine von Mousselin, die andere, oberste, von feiner, farbiger Wolle. Ist es kalt, so hüllen sie in letztere den Kopf; im Zimmer legen sie sie sodann auf den Schoos, und treiben mit dem beständigen Zusammenfalten und Hin- und Herlegen die-

ser Tücher ein höchst graziöses Spiel. Nichts ist aber bei diesem wirklich schönen Frauenzimmer mehr zu bedauern, als daß sie ihren Teint durch das Schminken so früh verderben, und zugleich so wenig auf die Reinlichkeit ihrer Zähne achten.

Die Kleidung des männlichen Geschlechts kommt im Ganzen ziemlich mit der unsrigen überein, doch tragen sie gleichfalls den Poncho (Ponscho); und hiervon sind einige von so theuerm Zeuge, daß sie bis auf 200 Pesos, dagegen die für das Volk oft nur 4 bis 6 Pesos kosten. Selbst bei den Bauern ist der Poncho das gewöhnliche Oberkleid. Sonst gehen sie nur in einer kurzen rothen oder blauen Jacke, weiten Hosen, die dennoch um die Knie gewöhnlich mit goldenen oder silbernen Borten besetzt sind. Beim Reiten, und selbst die kürzesten Wege werden von ihnen zu Pferde gemacht, tragen sie Kamaschen, haben aber nur so kleine Steigbügel, daß kaum die große Zehe darin Platz hat. Gewöhnlich führen sie ein großes Seil hinten auf dem Pferde, um damit das dort wilde Hornvieh einzufangen *). Sie sind nämlich so treffliche Reiter, daß bereits die Bauerknaben von 9 bis 10 Jahren Wettrennen zu Pferde anstellen. Diese Uebungen machen sie stark und kühn, und hierin zeichnen sich die Mestizen,

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

von spanischen Vätern und indianischen Müttern, ganz vorzüglich aus. Freilich haben die dortigen Pferde hieran großen Antheil, denn sie sind, besonders in einigen Provinzen, z. B. Conception, eben so leicht als schnell und muthig.

Die chilesischen Bauern sind eben daher zum Kriege sehr brauchbar. Man hat sie zu dem Ende auch in Compagnien getheilt, die besonderen Commissairen untergeben sind, so daß sie im Fall der Noth dem Lande zum Schutz dienen können.

Zu dem Aufwande der Reichen gehören dann auch ihre Equipagen. Sie werden gewöhnlich von Maulthieren gezogen, und von Negern mit silbernen Halsbändern in der Livree begleitet.

Man beschuldiget das hiesige Frauenzimmer der Galanterie. Van Cover, der mit großer Mäßigung und Bescheidenheit urtheilt, gesteht selbst, daß man verschiedenes in dem Betragen der hiesigen Damen in England nicht würde gebilliget haben. Perouse spricht etwas bestimmter und dreister. „Das Volk, sagt er, ist sehr „diebisch, und das Frauenzimmer zu sehr gefällig (les „femmes y sont extremement complaisantes). Es „ist eine ausgeartete Menschenrace, mit Indianern gemischt; allein die Leute vom ersten Range, die wahren „Spanier, sind sehr höflich und zuvorkommend."

Nirgends fand er aber hier den Geist der Libertinage deutlicher ausgesprochen, als bei den Mönchen.

„Der Grad ihrer Unverschämtheit, sagt er, läßt sich „kaum ausdrücken. Ich habe einige von ihnen noch „bis um Mitternacht auf dem Ball gesehen und sie „wußten unsern jungen Leuten über gewisse Häuser den „besten Unterricht zu geben, welche gerade Niemand „weniger kennen sollte, als ein Geistlicher.“

Dieser Geist ist dann besonders in die geringere Volksklasse gedrungen, denn in dem Flecken Talcaguana fanden die französischen Matrosen das andere Geschlecht völlig eben so ausschweifend, als auf Otaheite; allein die Franzosen waren dabei glücklicher als dort, denn die gesammte Mannschaft bedurfte nach der Abfahrt von Chile des Schiffsmedicus gar nicht.

Die Creolen dieses Landes sollen der Farbe und Bildung nach den nördlichen Spaniern des Mutterlandes sehr ähnlich seyn. Vom Charakter bezeichnet sie Vidaure beherzt, edel, gastfrei; und wirklich stimmte hiermit die liberale Aufnahme jener berühmten Reisenden überein. Sie zeigen Talente für Wissenschaften und Künste; mehrere unter ihnen haben sich darin ausgezeichnet. Die Bischöfe von Conception und von St. Jago gaben hiervon beiden Westumseglern redende Beweise. Besonders sollen die Creolen gute Poeten seyn; denn daß die Dichtkunst dort beliebt ist, zeigte sich bei einem großen Mahle, welches den Franzosen zu Ehren in Conception gegeben ward. Hier traten zwischen jedesmaligem Gange oder Service von Gerichten, Fran-

eiscaner auf; sie besangen als Improvisatoren die glückliche Harmonie, welche damals (1786) zwischen den beiden Nationen, den Spaniern und Franzosen, herrschte. Schade, daß dies schöne Land noch keine Buchdruckereien besitzt; denn im Ganzen ist es zur höheren Kultur gut vorbereitet; nicht nur die Creolen, sondern die Neger, ja selbst ein großer Theil der Indier sprechen sogar auf dem Lande spanisch.

Spaniens Monarchen darf man auch nicht beschuldigen, als vernachlässige die Regierung gänzlich diese Colonie. Man hat hierfür keinen redenden Beweis, als den nur abgekürzten Auszug, welchen uns Van Cover aus den spanischen Edikten, die hiesigen Angelegenheiten betreffend, liefert. „Zwar wird darin „eingestanden, daß sie von den Indiern den Zehnten „erhebt, allein diese Gelder sollen mit der größten Ge„wissenhaftigkeit, von Seiten der Kronbeamten, haupt„sächlich zum Besten der dortigen Religionsanstalten „und Salarien der Kirchendiener verwendet werden. „Ferner wird den Gouverneur der Provinzen und „den Intendanten darin vorgeschrieben, das Betragen, „die Sitten und Gewohnheiten der ihnen untergebenen „Völker genau zu studiren; den Fleißigen aufzumun„tern, den Trägen anzuspornen. Indeß solle dies zu „keinem Vorwand dienen, um nur aus unbescheidener „Neugier sich in das häusliche Leben von jedem Indivi„duum einzudrängen, und ihre Ruhe zu stören."

„Ferner wurde darin den damaligen Regierung an-
„befohlen, alle Mögliche zur Beförderung des Feldbaus
„und des Wohlstandes der Völker beyzutragen. Zu dem
„Ende sollten die Intendanten die [illegible]
„[illegible] als Landwirthe [illegible]
„[illegible] Karten von jeder Provinz aufzunehmen,
„und darin nicht bloß die Grenzen, sondern [illegible]
„[illegible] die Gebirge, Waldungen, Flüsse, Seen und
„Teiche genau anzeigen. Ferner sollten sie sich mit der
„Natur des Erdreichs bekannt machen, so wie mit den
„Produkten der drei Naturreiche, und daraus entnehmen,
„was für eine Art von Anbau für diese oder jene Ge-
„gend am passendsten sey; wie und wo für Kanäle zu
„ziehen; wie die Flüsse schiffbar zu machen und unter-
„einander, oder doch mit dem Meere selbst, zu vereini-
„gen stehen; was für Heerstraßen man neu anlegen oder
„abkürzen müsse; welche Häfen man besonders in Stand
„zu setzen habe, kurz, was für Mittel zu ergreifen seyn,
„um den Anbau, die Industrie und den Handel zu be-
„fördern. Weiterhin sollten die Intendanten gehalten
„seyn, sich besonders des Volks kräftig anzunehmen, die
„Vagabunden zu öffentlichen Arbeiten anzuhalten, oder
„sie zum Land- oder Seedienst einzuziehen, dem Thätigen
„und Industriösen hingegen bestmöglichst unter die Arme
„zu greifen."

Wer sieht nicht hier den besten Willen des Monar-
chen! Aber wie viel Hindernisse müßten diesem noch ent-

gegen stehen, wenn man den wirklichen Zustand dieses treflichen Landes damit zusammen hält! Das ganze ungeheure Land zwischen St. Jago und Buenos-Ayres, eine Strecke, die die Post zu Pferde nur in 20 Tagen beendigt, ist, von dem Fuße der Cordilleren an gerechnet, bis zur Hauptstadt von Paraguay, nichts weiter, als eine völlig nackte, wüste Ebene, ohne irgend einen Baum von einiger Bedeutung, ja fast ganz ohne Spuren einer Vegetation! Und dies unter dem schönsten Himmel. Freilich liegt dies Land größtentheils außerhalb der Grenze von Chile; allein auch von dem eigentlichen Chile entwirft Perouse im Ganzen ein sehr vortheilhaftes Bild.

„Es giebt, sagt er, auf der Erde kein fruchtbareres „Land, als die große Provinz Conception in Chile. „Das Getreide trägt hier sechzigfältig; der Weinstock „ist eben so einträglich; die Felder sind mit unzählbaren „Heerden bedeckt, und sie vermehren sich ohne große „Sorgfalt bis ins Unglaubliche. Es ist hierzu weiter „nichts nothwendig, als daß jeder Proprietär sehr große „Einhegungen oder Hürden abschlägt, und darin die „Maulthiere, Pferde, Ochsen und Schafe weiden läßt. „Der Preis eines Ochsen ist etwa 8 Piaster, der eines „Hammels 3/4, dennoch giebts keine Abnahme. Man „tödtet die Thiere nur um des Talgs und der Häute „willen; beide Artikel gehen dann nach Lima. Hö-

„Ferner wurde hierin der dortigen Regierung an„befohlen, alles Mögliche zur Verbesserung der Existenz „und des Wohlstandes der Völker beizutragen. Zu dies„ser Absicht sollen die Intendanten die geschicktesten „Ingenieur-Officiere als Landmesser beauftragen, to„pographische Karten von jeder Provinz aufzunehmen, „und hierin nicht blos die Grenzen, sondern beson„ders die Gebirge, Waldungen, Flüsse, Seen und „Teiche genau anzeigen. Ferner sollen sie sich mit der „Natur des Erdreichs bekannt machen, so wie mit den „Produkten der drei Naturreiche, und daraus referiren, „was für eine Art von Anbau für diese oder jene Ge„gend am paßendsten sey; wie und was für Kanäle zu „ziehen; wie die Flüsse schiffbar zu machen und unter„einander, oder auch mit dem Meere selbst, zu vereini„gen stehen; was für Heerstraßen man neu anlegen oder „abkürzen müsse; welche Häfen man besonders in Stand „zu setzen habe, kurz, was für Mittel zu ergreifen seyn, „um den Anbau, die Industrie und den Handel zu be„fördern. Wiederum sollen die Intendanten gehalten „seyn, sich besonders des Volks kräftig anzunehmen, die „Vagabunden zu öffentlichen Arbeiten anzuhalten, oder „sie zum Land- oder Seedienst enrouiren. Thätigen „und Industriösen hingegen bestmögli[illegible] Art „zu greifen."

Wer sieht [illegible] hier den be[illegible] chen? Aber [illegible] Hinderniß

gegen haben, wenn man den wirklichen Zustand dieses trefflichen Landes damit zusammen hält! Das ganze ungebaute Land zwischen St. Jago und Buenos-Ayres, eine Strecke, die der Post zu Pferde nur in [illegible] Tagen beträgt, ist, von dem Fuße der Cordilleren an gerechnet, bis zum [illegible] von Paraguay, nichts weiter, als eine [illegible] wüste, wilde Ebene, ohne irgend einen Baum von einiger Bedeutung, und fast ganz ohne Spuren einer [illegible]! Und dies unter dem schönsten Himmel. [illegible] auch und diese größtentheils außerhalb der [illegible] und [illegible], aber auch von dem eigentlichen [illegible] [illegible] Paraguay im Ganzen ein sehr [illegible] Bild.

„Es gebe," [illegible], „auf der Erde kein fruchtbareres „Land, als die [illegible] Provinz [illegible] in Chile. „Das [illegible] [illegible] der [illegible]; der Weinstock „ist eben so [illegible], die [illegible] sich mit unzählbaren „Früchten [illegible], und die [illegible] sich ohne große „Sorgfalt [illegible]. Es ist hierzu weiter „[illegible], [illegible] Proprietär sehr große „[illegible] [illegible], und darin die „[illegible] [illegible] und Schafe weiden läßt. [illegible] 2 bis 3 Piaster, der eines [illegible] keine Abnahme. Man [illegible] Talg und die Häute [illegible] dann nach Lima-

UNIV. OF MICH.

Silberstoff. Oberwärts des Falbelins trugen sie ein Corset von reichem Zeuge. Unterwärts trat aber ein sehr feines Hemde hervor, welches mit goldenen Borden eingefaßt war, so wie dies ebenfalls der Fall war bei den sich zeigenden Quästen der Strumpfbänder.

Die Strümpfe waren roth, blau und weißgestreift; die Schuh aber so kurz, daß die Zehen nothwendig nur zusammengebogen darinnen Platz haben; der Fuß schien dadurch fast völlig rund; die Schnallen sind von Gold, oftmals mit Brillanten besetzt; einige bedienten sich indeß nur der Bandschleifen.

Ihr Kopfputz ist sehr studirt. Das ungepuderte dunkle Haar fließt in vielen Flechten, lang geflochten, längs dem Rücken hinab; bei Einigen sind sie wieder in die Höhe geschlagen, und vermittelst einer mit Brillanten besetzten Schnalle am Kopfe fest geheftet.

Ueber der Stirne sind Blumen und brillantener Kopfputz angebracht; den kostbaren Ohrgehängen von Diamanten und Perlen fügen sie noch Büschel von schwarzer Seide hinzu, welche gleichfalls mit Perlen besetzt sind.

Sie tragen über dem Corset von Goldstoff noch zwei Mantillen; die eine von Mousselin, die andere, oberste, von feiner, farbiger Wolle. Ist es kalt, so hüllen sie in letztere den Kopf; im Zimmer legen sie sie sodann auf den Schoos, und treiben mit dem beständigen Zusammenfalten und Hin- und Herlegen die-

ser Tücher ein höchst graziöses Spiel. Nichts ist aber bei diesem wirklich schönen Frauenzimmer mehr zu bedauern, als daß sie ihren Teint durch das Schminken so früh verderben, und zugleich so wenig auf die Reinlichkeit ihrer Zähne achten.

Die Kleidung des männlichen Geschlechts kommt im Ganzen ziemlich mit der unsrigen überein, doch tragen sie gleichfalls den Poncho (Ponscho); und hiervon sind einige von so theuerm Zeuge, daß sie bis auf 200 Pesos, dagegen die für das Volk oft nur 4 bis 6 Pesos kosten. Selbst bei den Bauern ist der Poncho das gewöhnliche Oberkleid. Sonst gehen sie nur in einer kurzen rothen oder blauen Jacke, weiten Hosen, die dennoch um die Knie gewöhnlich mit goldenen oder silbernen Borten besetzt sind. Beim Reiten, und selbst die kürzesten Wege werden von ihnen zu Pferde gemacht, tragen sie Kamaschen, haben aber nur so kleine Steigbügel, daß kaum die große Zehe darin Platz hat. Gewöhnlich führen sie ein großes Seil hinten auf dem Pferde, um damit das dort wilde Hornvieh einzufangen *). Sie sind nämlich so treffliche Reiter, daß bereits die Bauerknaben von 9 bis 10 Jahren Wettrennen zu Pferde anstellen. Diese Uebungen machen sie stark und kühn, und hierin zeichnen sich die Mestizen,

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

von spanischen Vätern und indianischen Müttern, ganz vorzüglich aus. Freilich haben die dortigen Pferde hieran großen Antheil, denn sie sind, besonders in einigen Provinzen, z. B. Conception, eben so leicht als schnell und muthig.

Die chilesischen Bauern sind eben daher zum Kriege sehr brauchbar. Man hat sie zu dem Ende auch in Compagnien getheilt, die besonderen Commissairen untergeben sind, so daß sie im Fall der Noth dem Lande zum Schutz dienen können.

Zu dem Aufwande der Reichen gehören dann auch ihre Equipagen. Sie werden gewöhnlich von Maulthieren gezogen, und von Negern mit silbernen Halsbändern in der Livree begleitet.

Man beschuldiget das hiesige Frauenzimmer der Galanterie. Van Cover, der mit großer Mäßigung und Bescheidenheit urtheilt, gesteht selbst, daß man verschiedenes in dem Betragen der hiesigen Damen in England nicht würde gebilliget haben. Perouse spricht etwas bestimmter und dreister. „Das Volk, sagt er, ist sehr „diebisch, und das Frauenzimmer zu sehr gefällig (les „femmes y sont extremement complaisantes). Es „ist eine ausgeartete Menschenrace, mit Indianern ge„mischt; allein die Leute vom ersten Range, die wahren „Spanier, sind sehr höflich und zuvorkommend."

Nirgends fand er aber hier den Geist der Libertinage deutlicher ausgesprochen, als bei den Mönchen.

„Der Grad ihrer Unverschämtheit, sagt er, läßt sich „kaum ausdrücken. Ich habe einige von ihnen noch „bis um Mitternacht auf dem Ball gesehen und sie „wußten unsern jungen Leuten über gewisse Häuser den „besten Unterricht zu geben, welche gerade Niemand „weniger kennen sollte, als ein Geistlicher."

Dieser Geist ist dann besonders in die geringere Volksklasse gedrungen, denn in dem Flecken Talcaguana fanden die französischen Matrosen das andere Geschlecht völlig eben so ausschweifend, als auf Otaheite; allein die Franzosen waren dabei glücklicher als dort, denn die gesammte Mannschaft bedurfte nach der Abfahrt von Chile des Schiffsmedicus gar nicht.

Die Creolen dieses Landes sollen der Farbe und Bildung nach den nördlichen Spaniern des Mutterlandes sehr ähnlich seyn. Vom Charakter bezeichnet sie Vidaure beherzt, edel, gastfrei; und wirklich stimmte hiermit die liberale Aufnahme jener berühmten Reisenden überein. Sie zeigen Talente für Wissenschaften und Künste; mehrere unter ihnen haben sich darin ausgezeichnet. Die Bischöfe von Conception und von St. Jago gaben hiervon beiden Weltumseglern redende Beweise. Besonders sollen die Creolen gute Poeten seyn; denn daß die Dichtkunst dort beliebt ist, zeigte sich bei einem großen Mahle, welches den Franzosen zu Ehren in Conception gegeben ward. Hier traten zwischen jedesmaligem Gange oder Service von Gerichten, Fran-

eiscaner auf; sie besangen als Improvisatoren die glückliche Harmonie, welche damals (1786) zwischen den beiden Nationen, den Spaniern und Franzosen, herrschte. Schade, daß dies schöne Land noch keine Buchdruckereien besitzt; denn im Ganzen ist es zur höheren Kultur gut vorbereitet; nicht nur die Creolen, sondern die Neger, ja selbst ein großer Theil der Indier sprechen sogar auf dem Lande spanisch.

Spaniens Monarchen darf man auch nicht beschuldigen, als vernachläßige die Regierung gänzlich diese Colonie. Man hat hierfür keinen redenden Beweis, als den nur abgekürzten Auszug, welchen uns Van Cover aus den spanischen Edikten, die hiesigen Angelegenheiten betreffend, liefert. „Zwar wird darin „eingestanden, daß sie von den Indiern den Zehnten „erhebt, allein diese Gelder sollen mit der größten Gewissenhaftigkeit, von Seiten der Kronbeamten, hauptsächlich zum Besten der dortigen Religionsanstalten „und Salarien der Kirchendiener verwendet werden. „Ferner wird den Gouverneur der Provinzen und „den Intendanten darin vorgeschrieben, das Betragen, „die Sitten und Gewohnheiten der ihnen untergebenen „Völker genau zu studiren; den Fleißigen aufzumuntern, den Trägen anzuspornen. Indeß solle dies zu „keinem Vorwand dienen, um nur aus unbescheidener „Neugier sich in das häusliche Leben von jedem Individuum einzudrängen, und ihre Ruhe zu stören."

„Ferner wurde hierin der dortigen Regierung anbefohlen, alles Mögliche zur Verbeßerung der Existenz „und des Wohlstandes der Völker beizutragen. Zu dieser Absicht sollen die Intendanten die geschicktesten „Ingenieurs-Officiere als Landmeßer beauftragen, topographische Karten von jeder Provinz aufzunehmen, „und hierin nicht blos die Grenzen, sondern besonders die Gebirge, Waldungen, Flüße, Seen und „Teiche genau anzeigen. Ferner sollen sie sich mit der „Natur des Erdreichs bekannt machen, so wie mit den „Produkten der drei Naturreiche, und daraus referiren, „was für eine Art von Anbau für diese oder jene Gegend am paßendsten sey; wie und was für Kanäle zu „ziehen; wie die Flüsse schiffbar zu machen und untereinander, oder auch mit dem Meere selbst, zu vereinigen stehen; was für Heerstraßen man neu anlegen oder „abkürzen müsse; welche Häfen man besonders in Stand „zu setzen habe, kurz, was für Mittel zu ergreifen seyn, „um den Anbau, die Industrie und den Handel zu befördern. Wiederum sollen die Intendanten gehalten „seyn, sich besonders des Volks kräftig anzunehmen, die „Vagabunden zu öffentlichen Arbeiten anzuhalten, oder „sie zum Land- oder Seedienst enrouliren, dem Thätigen „und Industriösen hingegen bestmöglichst unter die Arme „zu greifen."

Wer sieht nicht hier den besten Willen des Monarchen? Aber wie viel Hindernisse müssten diesem noch ent-

gegen stehen, wenn man den wirklichen Zustand dieses treflichen Landes damit zusammen hält! Das ganze ungeheure Land zwischen St. Jago und Buenos-Ayres, eine Strecke, die die Post zu Pferde nur in 20 Tagen beendigt, ist, von dem Fuße der Cordilleren an gerechnet, bis zur Hauptstadt von Paraguay, nichts weiter, als eine völlig nackte, wüste Ebene, ohne irgend einen Baum von einiger Bedeutung, ja fast ganz ohne Spuren einer Vegetation! Und dies unter dem schönsten Himmel. Freilich liegt dies Land größtentheils außerhalb der Grenze von Chile; allein auch von dem eigentlichen Chile entwirft Perouse im Ganzen ein sehr vortheilhaftes Bild.

„Es giebt, sagt er, auf der Erde kein fruchtbareres „Land, als die große Provinz Conception in Chile. „Das Getreide trägt hier sechzigfältig; der Weinstock „ist eben so einträglich; die Felder sind mit unzählbaren „Heerden bedeckt, und sie vermehren sich ohne große „Sorgfalt bis ins Unglaubliche. Es ist hierzu weiter „nichts nothwendig, als daß jeder Proprietär sehr große „Einhegungen oder Hürden abschlägt, und darin die „Maulthiere, Pferde, Ochsen und Schafe weiden läßt. „Der Preis eines Ochsen ist etwa 8 Piaster, der eines „Hammels 3/4, dennoch giebts keine Abnahme. Man „tödtet die Thiere nur um des Talgs und der Häute „willen; beide Artikel gehen dann nach Lima. Hoch-

„stens räuchert man etwas Ochsenfleisch für die „Schiffsequipagen der kleinen Fahrzeuge des Süd„meers.“

„Keine gefährliche Krankheit ist diesem Lande beson„ders eigen, nur eine einzige kommt häufig vor, und „diese habe ich nicht nöthig zu nennen; wer sich dafür „hütet, erreicht hier ein sehr hohes Alter; ich habe hier „mehrere Greise von hundert Jahren getroffen. Dieser „großen Vortheile ungeachtet ist diese Kolonie sehr weit „von dem hohen Grade des Wohlstandes und der Be„völkerung entfernt, den man bei ihr mit Recht erwar„ten könnte. Die Regierung steht hier in stetem Wi„derspruche mit dem Klima. Das Verbot der Han„delsausfuhr wird von ihr sehr strenge in Ausübung „gebracht. Dieses Königreich, dessen Erzeugnisse halb „Europa ernähren könnten, dessen Wolle für die Ma„nufakturen von England und von Frankreich hinreichte, „hat fast gar keinen Handel!“

Und dennoch ist dieses Bild noch unendlich mangelhaft. Um den vollen Werth der schwelgerischen Natur von Chile richtiger zu schätzen, erinnere man sich nur jener reichen Gold und Silberminen, so wie der übrigen vorzüglichen Mineralen; der vielartigen trefflichen Färbestoffe des Pflanzenreichs, des trefflichen Bau- und Zimmerholzes; der unerschöpflichen Fischereien, kurz des unübersehbaren Reichthums, wovon wir zuvor das Wichtigste durchgegangen sind, dann wird Perousens

Erstaunen über den Mangel von Chile's Handel noch weit auffallender.

Er ganz und gar ohne Handel ist Chile indeß, selbst bei aller Bedrückung, dennoch nicht. Vidaure rechnet nicht mit Peroufen nur 4 bis 5 von Lima hier eingehende Schiffe, sondern einige 20; dies scheinen seine speciellen Angaben auch zu bewähren. Denn sie laden von Chile aus 224 tausend Fanegas Getreide (zu 160 Pfund); 8000 Arroben Wein (zu 32 Maaß); 5000 Fässer Fett; 1000 Centner Rauchfleisch; 48000 Centner Talg, außer 50000 Korduan-Häute, 30000 Centner Kupfer, vielen Mandeln, Hülsenfrüchten, Alaun, Harz, Medicinalkräutern, Ponchos, 100000 Bretern und größen Bauholz aus dem Archipel von Chiloe. Auch führen die Chilesen einigen Handel mit Spanien selbst; für Gold, Silber, Kupfer, Vigogne-Wolle erhandeln sie von dort Tücher, Glaswaaren, Baumwolle, Zucker, ja sogar Honig und verarbeitetes Silber.

Nach Paraguay senden sie 247000 Arroben Wein und 55000 Arroben Branntwein. Wie viel Trauriges läßt letzteres nicht ahnen, denn offenbar werden hierdurch die harmlosen Indier vergiftet!

Um die Nachrichten von Chile minder unvollständig zu lassen, mag hier zuletzt der Provinz Cujo einige Erwähnung geschehen. Es ist dies derjenige Theil, der bei einigen Erdbeschreibern unter dem Namen von Ostchili vorkommt; zwischen den 30sten und 36sten

Breiten-Graden; die meisten erwähnen seiner gar nicht. Diese Provinz wird in Westen durch die Andes von Chile getrennt; liegt an den Pampas oder den Wüsten von Paraguay; grenzt in Norden an Tucuman und in Süden an Patagonien. Vidaure schätzt Cujo 111 Meilen lang und fast eben so breit. Die Witterung ist hier sehr von der im übrigen Chile verschieden. Die Winter sind sehr kalt, aber ohne Regen. Die östlichen Ebenen leiden durch so heftige und schnell übergehende Wetter, daß daher kein Baum sein Wachsthum erreichen kann.

Innerhalb der hiesigen hohen Andes finden sich sehr viel Gänge von edlen und andern Metallen und Mineralen, allein sie werden noch nicht bearbeitet.

Cujo unterscheidet sich auch besonders durch seine beträchtlichen Seen, wovon das westliche Chile nur zwei von einiger Bedeutung besitzt. Dies ist nämlich der See von Laquen, oder wie er von der nahe gelegenen Stadt und Vulkan genannt wird, Villa Rica; aus ihm entsteht der Fluß Tolten; Molina giebt von Villa Rica ihm 18 Meilen Umfang, und sodann der viel südlichere etwas größere Nagelhuapi, der den Fluß gleiches Namens ins Nordmeer schickt. Die neueren Karten erwähnen des erstern gar nicht, und nur Vidaure und Falkner zeigten den letztern deutlich, nebst dem daraus durch Patagonien laufenden Fluß. Cujo hat dagegen außer mehreren andern den berühmten

See von 60 Meilen, Guanacalho, der dann einen bedeutenden Nebenarm zeigt, und mehr als einen Fluß für das Nordmeer durch Patagonien hinabsendet. Ueberdies wird das Land von einigen Flüssen bewässert, die auf den Andes ihren Ursprung nehmen, z. B. von dem St. Juan, dem Mendoxa und Tumujan u. a.

Auch in seinen Produkten hat Cujo einige Merkwürdigkeiten vor dem übrigen Chile voraus. So gedenkt Vidaure eines Baums, der dem Aeußern nach zu urtheilen zu den Palmen gehört, auch eine Frucht trägt, die der der Cocospalme ähnlich sieht, und dennoch keine Nuß, sondern runde, dichte, nicht genießbare Saamenkörner enthält. Der Stamm des Baumes, sagt er, ist schwärzlich, und geht leicht ab; hierauf folgen sechs Häute, wovon einige wie Leinwand und so dick wie Segeltuch sind. Wahrscheinlich redet er von der Rinde des Baums; denn die darauf folgenden, heißt es (also wohl die unter dieser liegenden), sind feiner und feiner, endlich wie Kammertuch anzufühlen. Auch führt er eine besondere Schmarotzerpflanze an, unter dem Namen der Luftblume, weil sie selbst von ihrem Stamme oder Ranken losgerissen, und an einen Nagel gehangen, noch fortblühet und mehrere Tage unverwelkt bleibt; am Stengel selbst aber zwei ganzer Monate hindurch. Sie gleicht der Gestalt nach einer weißen Lilie, hat auch denselben Wohlgeruch.

Unter den Vögeln, die im Uebrigen ziemlich mit denen vom westlichen Chile übereinkommen, zeigt sich hier ein Rebhuhn mit dem schönsten Federbusch; ferner der Abannil oder der Maurer. Er hat die Größe einer Drossel, baut oder mauert vielmehr, wie unsere Schwalbe, sein Nest aus Koth an die Stämme der Bäume. Hierzu knetet das Weibchen förmlich dünne Halme und Haare unter die nasse Erde; formt daraus kleine Kugeln und fährt diese in dem Schnabel und den Klauen mit Hülfe des Männchens zum Neste. Die erste Lage bildet eine sphärische Basis; hierauf werden von ihnen kleine Kiesel gepflastert und das Ganze mit einer Mauer umzogen, worin eine Thür, wahrscheinlich nur eine Oefnung, bleibt. Vidaure spricht sogar von einem zweiten Stockwerke, das hierauf gemauert nur erst das wirkliche Nest enthalte, das dann mit einem so starken Gewölbe gedeckt wird, wodurch kein Regen dringen kann. Schade, daß kein Naturalist diesen Vogel, so wie überhaupt die wichtigen Merkwürdigkeiten von Cujo bis jezt studirt hat; denn dieser würde uns gleichfalls bestimmter sagen, was es mit einem dortigen Fasan für eine Beschaffenheit hat, der in den Häusern gehalten wird, um gegen die Mäuse den Dienst der Katzen zu verrichten. Unter den Quadrupeden kommen hier Tieger vor, welche als sehr groß und wild beschrieben werden; ferner viele Arten der Armadille, und wahrscheinlich mehrere Quadrupeden, die wir, nach dem Azara

als Bewohner von Paraguay haben kennen gelernt.

Die Original-Menschen von Chile, die Guarpes, sind von hoher Statur, mager und von Farbe bräunlich. Sie reden eine Sprache, die von der Chilesischen gänzlich verschieden ist. Als eine Seltenheit des Alterthums des Landes besucht man zwischen den Städten Mendoza und Punta einen aufrechten Stein, den Riesen genannt. Es ist dies eine Säule, die 150 Fuß hoch und 12 Fuß dick ist, und viele eingehauene Zeichen oder Buchstaben hat, die den chinesischen Schriftzügen gleichen sollen.

Die Spanier haben bis jetzt in dieser merkwürdigen Provinz nur wenige Ortschaften angebauet. Die Hauptstadt ist Mendoza, nach Vidaure unter 33° 19′ südl. Br. und 308° 31′ L., neuere Karten legen sie um einige Minuten tiefer; sie liegt am Fuße der Andes in einer Ebene. Wegen der Nähe der großen Silbermine von Uspallara, und wegen ihres Handels, den sie mit Wein und Früchten nach Paraguay treibt, ist sie ansehnlich. Hier ist der Sitz eines Corregidor der ganzen Provinz. Auch finden sich dort mehrere Klöster.

Zwei Städte, wohl nur Ortschaften oder ansehnliche Flecken, sind St. Juan in Norden, und Punta, auch St. Louis de Loyola genannt, weit nach Osten, haben zwei Kirchen und Klöster, sind aber doch nicht von großer Bedeutung. Die letztere liegt auf dem Han-

delswege nach Buenos-Ayres, sie hat nur 200 Einwohner. Die neueren Karten zeigen noch einige weiter nach Osten hinaus liegende Orte.

Patagonien.

Nähert man sich der Spitze des großen Dreiecks von Südamerika, so schwinden allmählig jene üppigen Scenen der von Leben strotzenden Natur. Kein Maranon, kein Orinoko, Negro, Madera oder Parana ergießt sich aus der jetzt vereinzelten Reihe der Andes. Die ungeheure Bewässerung hört auf, und wenn in Norden von Amerika der große Cataraqui (St. Laurenz) selbst noch unter dem funfzigsten Breitengrade Leben und Thätigkeit verbreitet, so beschließt dagegen die Natur im Süden durch den mächtigen Silberfluß bereits mit dem sechs und dreißigsten Grade die Hauptquellen ihrer größten Energie.

Die einfache Kette der hohen Andes, welche das Land bis zur Magellans-Straße begleitet, sendet nur kleine Flüsse zum Nordmeer hinab, denn nirgend kommen ihnen, wie vormals, den Quellen höher gegen den

Aequator hin, aus großen Seitenzweigen des Gebirges mehrere Bäche brüderlich zu Hülfe.

So wie aber die übermäßige Bewässerung aufhört, so wie zugleich die Schiefe des Strahls zunimmt, so wie endlich die zu einer bedeutenden Erhitzung nothwendige Fläche des Landes an Größe abnimmt, so schmälert sich zugleich die Kraft der Natur.

Statt der hinter und zwischen den Andes, oder den Apalachen, liegenden reichen Savannen, und mit dichten Holzungen verwachsenen Lagunen von Gujana oder Südkarolina, belebt von unermeßlichen Schaaren großer und kleiner Fische, von Alligatoren und den Riesenschlangen, erzeugen die über die kälteren Flächen fortgehenden Gewässer des Huavanca, Leuvu oder rothen und schwarzen Flusses in Patagonien nur unbelebte und unbeschattete Moräste, oder dünnere Haine, und die noch tiefer gegen Süden liegenden Ebenen zeigen fast nichts als wüste, todte Gefilde, denen nur zuweilen der Hufschlag der Colossalen Tehueltes und der ängstlich nach Nahrung umherstreifenden Pujos, einige Spuren von Leben mittheilt.

Es ist überhaupt ein merkwürdiges Phänomen für die allgemeine Erdkunde, daß diese südliche Hälfte der neuen Welt um viele Grade früher, nämlich um viele Grade näher zum Aequator als die nördliche, Kälte und daher Abgestorbenheit der organischen Natur darlegt.

Fahren wir doch im Sommer bis gegen den zwei und achtzigsten Grad der Breite an Grönland, und den übrigen gegen den Nordpol liegenden Ländern hinan, ohne sodann beträchtlich durch das Eis gehindert zu werden. Aber in Süden gelang es selbst dem unermüdeten Cook nicht, sogar im dortigen hohen Sommer weiter als bis gegen den zwei und siebenzigsten Grad der Breite vorzudringen.

Im Norden stoßen die Grönlandfahrer selten in unserm Sommer vor dem Polarkreise auf ansehnliche Massen von Treibeis, und große Eisfelder zertheilen sich in den heißesten Monaten selbst gegen den 77sten und 78sten Breitengrad; ein Durchgang zwischen ihnen findet gewöhnlich statt.

Im Süden fand sich Cook im December und Januar, also um die Zeit des (südlichen) längsten Tages, bereits im 62sten Grad mit großen Eismassen umgeben, jenseits des 72sten Grades hemmten unabsehliche feste Eisfelder die weitere Fahrt.

Das Thermometer stand bei Staaten-Land, also gegen den 55sten Breitengrad, in dem dortigen Sommer nie höher als 5 Grad (Fahrenh.) über dem Frierpunkt. Ja selbst im 54sten Grade südl. Br. fand Forster bei Süd-Georgien mitten im Sommer das Thermometer nie höher als 2 Grad über dem Gefrierpunkt. Dagegen fand Lord Mulgrade (Capitain Phipps) bei seiner Reise gegen den Nordpol in einer

Breite von mehr als 60 Graden zu Anfange Augusts, das Wetter so heiß, daß das Pech am Schiffe geschmolzen herablief. Ein ähnliches Phänomen bezeugt Cranz von dem sonst kalten Grönland, und die dort aufgeführten Grafenschen Wetterbeobachtungen ergeben, bereits zu Anfange des Januars, eine Wärme von 64 Grad.

Um diese große Verschiedenheit, diese außerordentliche Kälte der südlichen Hemisphäre anschaulicher zu machen, so findet ein kurzer Auszug einer Excursion des berühmten Banks sich wohl nirgends so sehr am rechten Orte, als hier. Sie geschahe nämlich gerade in einem der Theile von Südamerika, welchen wir hier durchzugehen haben.

Bei der ersten Weltumseglung des Capit. Cooks wählte er nicht die Durchfahrt durch die Magellans-Straße, um vom Nordmeer ins Südmeer zu kommen; er gieng vielmehr durch die Straße von le Maire, zwischen dem Feuerlande und der Staaten-Insel. Hier war es, am 16ten Januar, mithin ein Paar Wochen nach dem längsten Tage der südlichen Erdhälfte, wo er auf Terra del Fuego in der Bay des guten Ausgangs (Bay of good success) unter 54° 45′ landete, um Wasser und Holz einzunehmen. Sir J. Banks, Dr. Solander, der Astronom Green, der Schiffschirurgus Monkhouse, der Zeichner Buchan und einige von Banks Bedienten, worunter zwei Neger waren, giengen ans Land, um eine bis jetzt unbesuchte

Welt, ihre Bewohner und übrige Erzeugnisse im etwas kennen zu lernen. Sie hatten nur eine Tagereise daran zu wenden, und hofften Abends zu den Schiffen zurückzukehren; allein wie theuer mußten sie dieses gute Vorhaben erkaufen! Einen Hügel, den sie von weitem sahen, zu erreichen, drangen sie in das davor liegende, von keinem Botaniker bis jetzt besuchte Holz, eine Menge neuer Alpenpflanzen zu entdecken. Die vor der Anhöhe gelegene Fläche hatte sie hintergangen; sie war ein großer Sumpf mit Buschwerk überwachsen, und daher schwer zu durchwaden. Indeß arbeiteten sie rasch ihren Weg vorwärts, als auf einmal mit einem kalten Winde eine große Menge Schnee auf sie herabfiel. Zwar erreichten Banks und Solander den Hügel glücklich, allein die übrigen waren noch in dem Sumpfe, und der Zeichner Buchan bekam unglücklicherweise convulsivische Zufälle. Die Kälte nahm nun stets zu, und gegen Abend war sie so groß, daß verschiedene der Gesellschaft anfingen, davon benommen zu werden. Dr. Solander, der mehrmals bei dem Uebergange des Kettengebirges, welches Schweden von Norwegen trennt, die Wirkung der heftigsten Kälte gefühlt hatte, rief ihnen zu: „Wer sich niedersetzt, schläft ein, und wer einschläft, erwacht nie wieder!"

Seiner eigenen Warnung ungeachtet, vermochte es der Schwede bald darauf selbst nicht mehr weiter zu gehen. So mächtig befiel ihn die Müdigkeit und die

Benommenheit, daß er niedersaß, und sofort in einen erstarrenden Schlaf verfiel. Sir Joseph war fast der einzige, der die übrigen, gleichfalls auf den Punkt niederzusinken, durch Rufen, Warnen und Drohen aufrecht erhielt. Indeß gelang es dennoch zuletzt, den Doktor wieder zu erwecken, und ihn gleichsam gewaltsam mit fortzuschleppen. Er hatte fast gänzlich den Gebrauch seiner Glieder verloren, und es war merkwürdig, daß sich hierbei die Muskeln so sehr zusammengezogen hatten, daß ihm die Schuhe von selbst von den Füßen fielen. Man hatte mit vieler Mühe endlich ein Feuer angemacht; hierher wurde nun allmählig die ganze Gesellschaft zum Theil mit Gewalt zusammen getrieben, bis auf ein Paar unglückliche Bediente, welche gleichfalls der Erstarrungsschlaf ergriffen hatte. Nur schlafen und sterben, hatte Richmond, ein Neger, bereits zu Anfange seines Schlafs erklärt; da es unmöglich war ihn fortzuschaffen, so mußte man ihn und einen seiner gleichfalls erstarrten Landsleute dem Schicksal überlassen, nachdem man sie zuvor mit Baumzweigen auf das sorgfältigste bedeckt hatte. Jetzt war es hoch Mitternacht, der Schnee fiel in großen Flocken, und so denke man sich die kleine Gesellschaft in einem völlig unbekannten Lande, weit von den Schiffen, also von aller Hülfe entfernt, mitten in tiefer Dunkelheit, von Kälte starrend, kaum vermögend an einem dürftigen, mühsam unterhaltenen Feuer das Leben zu fristen.

Man suchte sich durch den einzigen auf den Rettungsmitgenommenen Rum in etwas zu stärken; allein die einzige Bouteille Rum war verschwunden; der Matrose, der den beiden erstarrten Negern zu Hülfe gesandt war, hatte sie entwendet. Jetzt hielt man sich mehr als zuvor überzeugt, daß die Verirrten ein Opfer der Kälte werden würden, als man plötzlich das Rufen des Matrosen vernahm. Er war aber auch von den Dreien der Einzige, der sich am Leben erhalten hatte. Die beiden übrigen fand man bei Tagesanbruch unwiederbringlich verloren; die Kälte hatte sie getödtet. Jetzt fing der Tag an zu grauen; es schneiete stark, weit umher sahe man nichts als weiße, öde Gefilde. Nur erst gegen 10 Uhr Vormittags zertheilte die Sonne das Schneegewölk; nun dachte die Gesellschaft lebhaft an die Rückkehr zu den Schiffen. Allein sie waren von der Kälte und von der Anstrengung bei diesem Abenteuer so sehr von Kräften gekommen, daß sie bei der gänzlichen Erschöpfung es nicht wagen durften, diese Reise anzutreten, ohne zuvor wenigstens auf irgend eine Art ihren quälenden Hunger in etwas zu befriedigen.

Von Lebensmitteln war ihnen schon vor der Nacht nichts mehr übrig, denn sie hatten nur auf eine Sommer-Excursion von 10 bis 12 Stunden gerechnet. In dieser Noth nahmen sie ihre Zuflucht zu dem einzigen wohl nur in solcher Lage genießbaren Nahrungsmittel. Beim Eindringen in die Waldung am vorigen Tage

hatten sie einen Raubvogel, einen Geier, geschossen. Die Gesellschaft bestand jetzt noch aus 10 Personen; dem Vogel zog man demnach die Haut ab, er ward sodann in 10 Stücke zerlegt, und ein jeder richtete sich nun den ihm von dem Geier zu Theil gewordenen Bissen nach seiner Willkühr am Feuer zu. Hierdurch im etwas gestärkt, traten sie den Rückweg an, sie gelangten nach einem Marsch von 3 Stunden an die Küste. Wie froh ward ihnen, da sie sich zufällig weit näher bei den Schiffen befanden, als sie geglaubt hatten! Und, sagt Cook, auch wir alle hatten keinen geringen Theil an der Freude, sie wieder zu sehen, denn jeder von uns schwebte in großer Furcht für ihr Leben.

Diese treue Darstellung eines Sommertages in der südlichen Breite von 55 Graden, (also etwa in der Breite von Copenhagen) dient wohl statt vieler andern Beweise für die Furchtbarkeit des dortigen Klimas.

Unstreitig ist der Mangel an einer hinreichenden Masse Landes die Hauptursache dieser gegen die nördliche Erdhälfte unverhältnißmäßig größern Kälte. Zwar verweilt die Sonne, zufolge der Gesetze des Laufs der Erde, 8 Tage länger in den nördlichen Zeichen; allein wenn auch hierdurch die nördliche Hemisphäre um etwas länger erwärmt wird, und die südliche also zugleich um 8 Tage länger der Wärme entbehret, so ist dies dennoch viel zu unbedeutend, als daß es blos dadurch zu erklären stände, wie im Sommer das südlichste Patago-

nien, ferner Feuerland, Staaten- und Sandwichsland stets mit Schnee bedeckt erscheinen, und diese Küsten jederzeit das Bild der Eisrohheit an sich tragen.

Dies reiche im Allgemeinen hin für das hiesige Klima. Indeß verdient noch ein hieher gehörendes Phänomen erwähnt zu werden, welches uns nur erst die Beobachtungen der letztern Zeiten bekannt gemacht haben. Dies ist das Südlicht. Es zeigt sich so brillant und farbenreich, als unser Nordlicht. Molina nennt, als eins der ältesten und merkwürdigsten in Chile, also in der südlichen Hemisphäre beobachteten Südlichter, das vom Jahre 1640. Man sahe es damals vom Februar bis zum April. Im 18ten Jahrhundert, bis 1766, führt er nur vier Südlichter an; allein, sagt er, weiter in Süden, z. B. im Archipel von Chiloe, kommen sie häufiger vor. R. Forster beobachtete auf seiner Weltumseglung 1773, zwischen dem 58sten und 60sten Graden der Breite, in den letzteren Tagen des Februars kurz hinter einander fünf verschiedene Südlichter, und bald darauf zwei andere im März.

Die Küsten dieses traurigen Landes sind, von Rio de la Plata an, im Osten ziemlich gerade begrenzt, und ohne davon getrennte Inseln; nur einige neuere Karten zeigen gegen 42 1/2 Grad südl. Breite eine hakenförmig hervorragende Landenge, die Halbinsel St. Joseph. Jenseits des 50sten Grades fangen hingegen im Osten

die Spuren vormaliger Catastrophen an. Hier zeigen sich die ersten nahen Inseln, die berühmten Falklands-Inseln, oder Malouinen; worauf dann bald nachher seine beträchtlichere Zertrümmerung bestätiget wird, durch die Magellansstraße, durch das in sich zertheilte Feuerland, und durch die ganz in Süden gelegenen kleinern Splittern, Staatenland und weiterhin noch unbedeutendere Inseln Ramirez, Barneveldts Hermite (hier Cap Horn) und andere.

So wie man gegen Westen zum Südmeere, oder dem großen Ocean vorrückt, nehmen dann die Spuren jener Catastrophen des Continents bedeutend zu. Vom nordwestlichen Feuerlande an liegt Insel an Insel, und dies geht zum Archipel von Toledo und von dort weiter hinauf bis über den Archipel von Chiloe fort.

In Ansehung des Binnenlandes ist bereits vorhin verschiedenes, die dortigen Flöße betreffend, angezeigt. Wirkliche Seitenzweige der südlichen Alpen zeigen sich hier nirgend; nur wellenförmig gebildete Flächen, durch Thäler, einzelne kurze Bergketten, die sich bald in Hügel selbst verlieren, Hügel und Thäler unterbrochen werden von kleinen Flüssen durchschnitten.

Nördlich des Rio Colorado oder Moya, oder Huaranda de Leuva liegt gleichfalls Salzwüste, Hueca-Mapu (Teufels Land), — welche die Indianer bei ihren Reisen zum Meere sorgfältig meiden. Auch sind

unweit dieser Gegenden mehrere Salzseen; so wie überhaupt viele dieser Flächen reich sind an natürlichem Salpeter. Beträchtlich weiter nach Süden, zwischen dem 46sten und 47sten Grade setzen einige Neuere den kleinen See Cotagnape, und lassen daraus den Fluß Gallego hervorgehen; Falkoner konnte sich dessen nicht versichern, doch sprachen die Eingebornen von einem Flusse in diesen Gegenden. Der Gallego, der sich etwa unter dem 52sten Grade ins atlantische Meer ergösse, wäre der letzte über der Magellansstraße.

Es mangelt mithin dem Lande nicht gänzlich an Abwechselung und Fruchtbarkeit. Die Thäler gewähren dem wilden Hornvieh gute Viehweiden, auch kommen hier Guanakos vor. Falkoner nennt sogar hier noch den Tapir, der freilich für die hiesigen Sümpfe sich eher schickt, als die Llamas; allein die räuberischen großen Katzenarten, sagt er, gehen nicht so weit nach Süden hinab, indeß fand Byron dennoch bei Port Desire, (47° 50') einen großen Tieger, vielleicht den Puma. Dagegen zeigen sich bis zur Magellansstraße Hasen und Füchse verschiedener Art. Vidaure nennt einen der letztern Culpea, und giebt ihm eine größere Statur, als dem gemeinen Fuchs. Wahrscheinlich ist dies Thier der wilde Hund oder der kleine Wolf der Falklands Inseln *). Auch findet sich hier eine

*) Man sehe weiter unten.

Art Musketten, oder Stinkthiere, vielleicht Büffons Zorill. Die Patagonier nennen es Yaguana und tragen das Fell als Kleidungsstück.

Für die Ornithologie sind hier mehrere Arten Landvögel, unter ihnen auch der Condor; Byron giebt eine gute Beschreibung davon; mit ausgespannten Flügeln maaß der Vogel 12 Fuß. Ferner Adler, Geier, Eulen, Habichte und Tauben, Entenarten, Fasane und Rebhühner.

Auch mangelt es nicht an kleinen Waldungen; denn die größern hören bereits jenseits der beiden Flüsse Desaguadero auf.

Eins der wichtigsten Vegetabilien dieser dürftigen Gegenden ist, außer den antiscorbutischen Kräutern, der dortige Zimmtbaum. Der Schiffskapitain Wilhelm Winter, welcher im Jahre 1578 mit dem berühmten Drake um die Welt gieng, ward durch Sturm von dem Admiral in der Magellansstraße getrennt. Er sah sich gezwungen, nach England zurück zu kehren, und brachte von dorther diese Rinde zurück nach Europa. Der Baum heißt in Chile Boighe (Boighe cinnamomifera oliva fructu, Feuillé) und wird von den Araukern als ein heiliger Baum angesehen. Er wächst in dem wärmeren Chile bis zu der Höhe von 60 Fuß, und sein Holz wird da zum Bauen gebraucht; im eigentlichen Magellanslande, oder Patagonien, erreicht er aber nur 20 Fuß. Linné rechnet ihn zu

den Gewächsen mit 12 Staubfäden in einer Zwitterblume (Dodecand. Monogyn.); allein Andere behaupten, der Boighe sey ein Dyrmis, und zwar die, welche Commerson: Dyrmis punctata nennt. Sloane setzt den Baum der wahren Winterrinde, also den auf Patagonien, unter die Perecinmenen und von diesem müsse eigentlich die weiße Rinde (Canella alba) kommen, welche sich als Handelsprodukt einigermaßen dem orientalischen Zimmt nähert. Die Blume ist weiß und wohlriechend; die Blätter kommen mit den Lorbeerblättern überein. Die Kraft der Rinde ist magenstärkend und schleimzertheilend, auch dient sie gegen den Scorbut. Sie wird in ähnlichen, röhrenmäßigen Stücken, wie der wahre Zimmt, zu uns gebracht. Sind es auch zwei ganz verschiedene Bäume, welche solche Rinde liefern, und ist auch der eine davon in Westindien zu Hause, so gehört dennoch der andere offenbar nach Patagonien; denn einer der größten Botaniker Sr. Jos. Banks fand sie auf Terra del Fuego. Er sagt ausdrücklich, die Natur habe das Feuerland mit der Winteranea aromatica reichlich versehen; der Baum sey nicht zu verkennen wegen seiner breiten Blätter, die den Lorbeersblättern ähnlich und dabei von einem lichten Grün seyn. Die Rinde streife sich leicht vermittelst eines Holzes oder Knochens ab, und man könne sich ihrer auch als eines Küchengewürzes bedienen. Ebenfalls fand er hier kleine Waldungen

von der südlichen Birke (Betula antarctica) die denn noch 30 bis 40 Fuß hoch wird.

Unter dem verschiedenen Nadelholze dieser Gegenden führt Falconer eine vorzügliche Tanne an, welche man besonders in den Gebirgen der Huillickes, einer zu den Patagoniern gehörenden Nation, unweit der Andes findet. Sie hat das Eigenthümliche, daß sie von Natur mit geraden Linien vom Gipfel bis gegen die Wurzel hin bezeichnet, oder gleichsam abgetheilt ist. Um den Baum in starke Breter zu verwandeln, soll man statt der Säge nur Keile bedürfen. Werden diese längs des Baums, jenen Linien gemäß, eingetrieben, so soll man starke und selbst glättere Breter erhalten, als dies vermittelst einer Säge geschehen kann. Sowohl von dieser Tannenart, als von andern hiesigen Fichten gehet eine verächtliche Menge in breiten Flößen auf den Flüssen Nahueltuapi und Sanquel zu dem Hauptflusse, dem großen Sauces der Spanier (dem schwarzen Fluß: Cusa Leuvu), zur Bay St. Mathias, als Schiffsbauholz hinab.

Dies wäre etwa im Allgemeinen das Bild jenes großen Continents von mehr als 3000 Quadratmeilen, welches von Chiloe aus nach Süden die neue Welt beendigt. Man sieht schon, daß es mit den nördlich liegenden Ländern nicht wetteifern könne, und man begreift, wie einem dort anzulegenden Etablissement, oder einer dort zu errichtenden Kolonie weit größere Schwie-

ligkeiten entgegen stehen, als denen in Brasilien oder in Chile. So hätte der spanische Hof es auch leicht zuvor sehen können, was in diesem Lande eine Kolonie für Schicksale haben müsse, zu einer Zeit, wo weder Paraguay noch Chile schon so weit gediehen waren, um durch ihre Nähe Hülfe zu erwarten. Dennoch wagte es Philip II. auf den betrügerischen Bericht, welcher ihm von Pedro Sarmiento über diese Länder abgestattet war, an der Magellansstraße eine Kolonie anzulegen.

Der König sandte diesen romanesken Seemann im Jahre 1581 dorthin, mit einer Flotte von 23 Segeln, unter der Führung des Admiral de Valdes, nebst 3500 Menschen, und 500 Wallonischer Truppen. Sarmiento hatte vorgegeben, man könne zu der neuen Kolonie solche Orte wählen, woselbst die Breite der Magellansstraße so geringe sey, daß man den Durchgang durch Kanonen hemmen könnte. Sarmiento ward zum Gouverneur dieser magellanischen Kolonie erklärt. Er errichtete auch wirklich ein Paar Ortschaften in der Straße, und nannte die Stadt, die er dort unter 53° 18' erbauete, mit 400 Menschen, mit Batterien und Kanonen versahe, Philipeville. Allein diesem großen Vorhaben widersprach gänzlich die hülflose Lage und besonders das Klima. Keine der Kornarten und Früchte, welche sie hier ausgesäet hatten, gedeihete. Die Kolonisten kamen fast alle vor Hunger

zum. Als der englische Weltumsegler Cavendish 6 Jahre nachher dort landete, fand er in der leeren Festung die Cadaver der meisten Spanier noch in ihrer Montirung; nur ein Paar Menschen, worunter besonders Herrera war, hatten sich mit genauer Noth erhalten. Cavendish führte einige dieser Unglücklichen nach Europa zurück, und nannte diesen ehemaligen Pflanzort Port Famine.

Freilich wäre es eine ganz andere Frage, ob heut zu Tage, bei dem großen Anwachs benachbarter, für Spanien befreundeter Kolonien, bei der ungeheuern Menge des im Binnenlande herumirrenden Schlachtviehs, und bei den erstaunlichen Fortschritten unserer Nautik, nicht eine dort errichtete Kolonie eben so leicht gedeihen müßte, als sie für eine große Seemacht, wegen der Fischereien und als Station zum Südmeere, von Wichtigkeit werden könnte. Falkoner glaubt, und wie es scheint, nicht ohne Ursache, daß die Bay ohne Grund (Bay sans fond) an der Mündung des schwarzen Flusses (zweiten Desaguadero) für die nach der Südsee gehenden Schiffe große Vorzüge für Buenos Ayres haben würde. Dennoch leugneten dies die spanischen Commissarien, welche 1746 die Küste in solcher Absicht untersuchen mußten; sie sprachen der ganzen Küste von Gallego an, nordwärts, wegen des unfruchtbaren Bodens, fast alle Anlage und Bequemlichkeit zu einem Etablissement ab. Dennoch haben zwei

andere große Handelsnationen es in neuern Zeiten versucht, wo nicht an der Küste selbst, doch auf den neben ihr gelegenen Inseln etwas Aehnliches zu unternehmen.

Dies führt uns überhaupt zu den zahlreichen Inseln des südlichsten Amerika, und von Norden an gerechnet, zuerst zu den Malouinen oder Falklands-Inseln. Diese Inseln sind zwischen 51° und 52° 30′ südl. Br. und 61° 30′ und 65° 30′ westl. Länge von Paris gelegen. Neben ihnen in Nordwesten finden sich drei kleine unbedeutende Inseln; sie wurden von dem Holländer Sebald de Weert 1599 entdeckt, und heißen nach ihm die Sebaldinen. Die Falklands-Inseln (so nannte sie der Commodore Byron), welche dagegen aus zwei großen Inseln bestehen, die da besonders in Nordwesten und in Süden eine Menge kleiner Inselchen um sich haben, verdankt die Geographie ganz entschieden dem Engländer Sir R. Hawkins. Der Weltumsegler Bougainville ist offenbar parteiisch, wenn er bald beim Amerigo Vespucci schon Spuren von den Falklands-Inseln finden will, bald sie aber sogar auf die Rechnung eines Franzosen, Beauchesne-Gouin, zu setzen sucht, oder letztern wenigstens mit Hawkins gleiche Rechte zuzuschreiben scheint, da dieser 1700 die kleinen, unweit der großen Malouinen gelegenen Inselchen mit seinem Namen Beauchesne benannte. Hawkins hatte ja bereits 1593 die größte der Inseln entdeckt, und der Königin Elisabeth

zu Ehren ihr den Namen Hawkins Maidenland gegeben.

Sie wurde in unsern Zeiten besonders bekannt durch den berühmten Bougainville. Dieser that der Krone Frankreich im Jahre 1763 den Vorschlag, dort in Rücksicht ihrer bequemen Lage für die Schifffahrt ins Südmeer, und für die Entdeckungen in Australien, ein Etablissement auf seine eigene Kosten anzulegen. Mit Bewilligung des Königs unternahm er die Ausführung, und traf dort ein im Februar 1764. Sie schienen ihm ein traurriges, ödes, sumpfiges Land, ohne Holzung, und nur mit hohem Gras und Binsen bedeckt. Mit gleichen, ja noch dunklern Farben schildert sie auch der Cap. M'Bride. Denn die Engländer hatten fast in eben diesen Jahren, aufgefordert von dem ersten Lord der Admiralität, Egmont, ein Etablissement auf der westlichen Insel errichtet. M'Bride sagt, als er nach dem Commodore Byron, der im Jahre 1764 den in Besitz genommenen Hafen Egmont benannte, zwei Jahre darauf dort ankam: „Wir sahen eine Masse „zerstückelter Inseln, die nichts als Sumpf, nebst nack„tem Gebirge enthielten, und fortwährend, selbst mit„ten im Sommer, von harten Stürmen geschlagen „wurden. Die vielen weit hervorgehenden Landspitzen, „die tiefen Einschnitte, welche das Meer aller Orten, „besonders in Nordwesten, hervorgebracht hat, bilden „indessen hin und wieder treffliche Häfen."

Weiterhin schien sich Bougainville dennoch wenig mit seiner neuen Insel auszusöhnen. Aber die Franzosen erstaunten nicht wenig, als sie eine unermeßliche Anzahl Seevögel vorfanden, die sich von ihnen todschlagen, ja ungescheut mit Händen greifen ließen; ein Zutrauen, das sie bald Ursache hatten zu bereuen; die gutartigen Thiere kannten den großen Mörder aller Thiere und des daraus entspringenden Glücks, den Menschen nicht! Indeß behielt Frankreich diese Inseln nicht lange. Nach beendigtem Kriege mit England, da Frankreich für seine Schiffe, die aus der Südsee von Ostindien kamen, oder von Europa dorthin giengen, nicht mehr nöthig hatte, besorgt zu seyn, und da Spanien schon längst dieses Etablissement als einen Eingriff in seine dortigen Rechte anzusehen glaubte, so übergaben die Franzosen mit Accord der Rückzahlung aller auf die Kolonie gewandten Kosten, die Malouinen an Spanien. Bougainville selbst führte am 16ten April 1767 diesen Auftrag aus. Als aber die Spanier ihre neuen Kolonisten hierher führten, beklagten sie bitter die dafür von der Krone bezahlten Unkosten (600000 Livr.), denn auch sie fanden ein so traurriges Land, daß selbst der Chef der Kolonie, der Obrist Catani, sein Amt gerne mit dem untersten Bedienten in Buenos Ayres würde vertauscht haben.

Interessen macht Pernetty dennoch keine so gänzlich unvortheilhafte Beschreibung von diesen Inseln, und

zeigt durch seine umständlichen Nachrichten von den dortigen Produkten, daß allerdings einige der Aufmerksamkeit der Naturalisten wohl werth sind.

Begreiflich kommen hier alle die großen Robbenarten und Wallfische vor, deren bereits bei Chiloe Erwähnung geschehen ist. Auch fing man eine kleine Art Hechte ganz ohne Schuppen und bis auf den Knochen völlig durchsichtig.

Von Fischen des süßen Wassers, denn die Malouinen haben mehrere kleine Flüsse und Bäche, kommt hier ein grüner Fisch vor, von der Größe einer Forelle aber gänzlich ohne Schuppen.

Unter den Vögeln zeichnen sich besonders die Fettgänse oder Penguine (Aptenodytes, Forster), diese sonderbaren Mittelgeschöpfe zwischen Fisch und Vogel, hier sowohl durch die Mehrheit der Arten, als die Zahllosigkeit ihrer Individuen, aus. Rechnet man die von Pernetty, Bougainville, Molina und Forster für diese Südländer angegebene zusammen, so gehören ihnen von allen Arten der 12 bekannten Penguinen sicher mehr als die Hälfte. In so erstaunlicher Menge fand man sie hier, daß, als Bougainville das hohe Gras, worin sich gleichfalls die Seelöwen und Robben oft verbergen, auf einer kleinen Insel anzündete, man über 200 dadurch getödtete Penguine antraf. Daher ward denn diese, die zuvor die Penguins-Insel hieß, Isle brulée genannt. Die größte Art dieser Thiere (Aptenod. pa-

gagonica) hat ein schönes, bedeutendes Ansehen. Sie sind, aufrechtstehend, völlig 5 Fuß hoch; haben einen langen starken Schnabel, oben auf sind sie von einem dunkeln Blau, der Unterleib von glänzendem Weiß. Ein Paletin oder Halskragen von schönem Gelb läuft vom Kopfe herab bis zum Unterleibe, und der lange Hals, die schlankere Gestalt, als bei den übrigen Penguinen, geben ihm eine Art von Pracht und vornehmen Wesen. Dieses Thier lebt mehr in der Einsamkeit; es läßt sich leicht zähmen und unterscheidet bald seine Wärter, fraß dabei sowohl Brod, als Fische und Fleisch. Uebrigens haben diese Vögel etwas Drolliges in ihrem Ansehen und Betragen. Der sonderbar aufrechtstehende Körper, die ledernen Lappen, welche statt der Flügel an den Seiten herabhangen, der watscheligte Gang, alles dies zusammen macht ein groteskes Ganze. Dabei wohnen verschiedene Arten von ihnen in Erdhöhlen, wie die Füchse in ihren Bauen, oder auch unter den Seeblumen, wie die Robben. Nähert man sich ihnen, so fliehen sie in ihre Höhlen oder Baue, und wackeln mit dem Kopfe von einer Seite zur andern; dies hat, dem Pernetty zufolge, völlig das Ansehen der Mocquerie, als sagten sie zu ihrem Verfolger:

Ah, le beau Monsieur que voila!

Die kleinste Art (Aptenod. chrysocome) zeichnet sich nicht blos durch einen gelben Federbusch aus, den

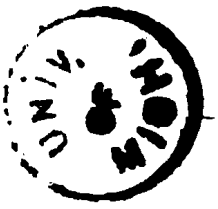
ns Land.

gagonica) hat ein schönes, bedeutendes Ansehen. Sie sind, aufrechtstehend, völlig 5 Fuß hoch; haben einen langen starken Schnabel, oben auf sind sie von einem dunkeln Blau, der Unterleib von glänzendem Weiß. Ein Halskragen von schönem Gelb läuft vom Kopfe herab bis zum Unterleibe, und der lange Hals, die schlankere Gestalt, als bei den übrigen Penguinen, geben ihm eine Art von Pracht und vornehmen Wesen. Dieses Thier lebt mehr in der Einsamkeit; es läßt sich leicht zähmen und unterscheidet bald seine Wärter, fraß dabei sowohl Brod, als Fische und Fleisch. Uebrigens haben diese Vögel etwas Drolliges in ihrem Ansehen und Betragen. Der sonderbar aufrechtstehende Körper, die ledernen Lappen, welche statt der Flügel an den Seiten herabhangen, der watscheligte Gang, alles dies zusammen macht ein groteskes Ganze. Dabei wohnen verschiedene Arten von ihnen in Erdhöhlen, wie die Füchse in ihren Bauen, oder auch unter den Seeblumen, wie die Robben. Nähert man sich ihnen, so fliehen sie in ihre Höhlen oder Baue, und wackeln mit dem Kopfe von einer Seite zur andern; dies hat, dem Pernetty zufolge, völlig das Ansehen der Mocquerie, als sagten sie zu ihrem Verfolger:

Ah, le beau Monsieur que voila!

Die kleinste Art (Aptenod. chrysocome) zeichnet sich nicht blos durch einen gelben Federbusch aus, den

ns Land.



b. erzürnt in die Höhe richtet, sondern durch ihren wunderbaren hüpfenden Gang; man nannte sie daher fort Pinguin sauteur, den Springer. Die Matrosen fanden das Fleisch dieser Vögel eßbar.

Einen allgemeinen Begriff sowohl dieses wundersam gestalteten Geschlechts, als auch von einem ihrer traurigen Wohnplätze, giebt die beikommende Zeichnung. Zwar stellt sie nicht eine Aussicht der Falklands-Inseln vor, sondern den Weihnachtshafen (Christmas Sound) auf Kerguelens Land, unter 48° 41′ südl. Br. und 69° 57′ östl. Länge von London. Allein diese traurige Insel ist von eben so ödem Ansehen und fast unter ähnlicher südlicher Lage, als jene *); ist auch eben so reichlich mit Penguinen und Robben besetzt.

Von fliegenden Seevögeln, fast aller Gattung, wimmelt es auf den Malouinen. Sie nisten zum Theil in den Erdhöhlen und in den Felsen, und mehrere Arten sind eben so genießbar, als ihre Eier. Auch einige Landvögel kommen hier vor, besonders eine Art Drosseln, welche den Menschen so wenig scheuten, daß man sie mit Stöcken bei Dutzenden todtschlug. Die Franzosen fanden, daß der eingesalzene Magen der Penguine eine genießbare Kost sey.

Nur ein einziges Quadruped traf man auf diesen Inseln an. Eine Art von Fuchs. Bougainville nennt

*) Man sehe das Kupfer.

es den Wolfs-Fuchs (Loup-renard), weil er sich einen Bau gräbt wie der Fuchs und ihm auch durch den stark behaarten Schwanz ähnlich ist. Er hat die Größe eines gewöhnlichen Hundes, auch ist seine Stimme ein schwaches Bellen; so daß Pernetty ihn daher den wilden Hund nennt. Die französischen Marine-Offiziere wurden von diesem Thiere angefallen.

Es scheint ziemlich gewiß, daß dieser Wolfsfuchs das Thier sey, welches Molina in Chile vorfand, und es unter dem Namen Culpea beschreibt (Canis Culpaeus, cauda recta elongata, apice concolore, laevi). Auch er nennt es einen wilden Hund, von brauner Farbe, der den Fuchs an Größe übertrifft; wie ein Hund bellt, nur mit schwächerer Stimme, und sich wie der Fuchs einen Bau gräbt. Nicht nur hierin stimmt der Culpea also mit dem wilden Hunde der Malouinen überein, sondern auch darin, daß er sich den Menschen nähert, aber stets zu seinem eigenen Schaden, denn er wird eben daher oftmals von den Jägern geschossen. Commodore Byrons Leute tödteten eben daher auf den Falklands-Inseln in kurzer Zeit fünfe davon. Er beschreibt sie als von der Größe eines mittelmäßigen Bullenbeißers (Mastif), dabei aber außerordentlich schnell und gefräßig; die Mündung ihrer Höhlen war mit Seehunds- und Pengunenfellen umgeben. Wenn aber der Wolfsfuchs der Malouinen von außerordentlicher Magerkeit war, so läßt sich dies wohl aus

der Dürftigkeit des Landes, also der Nahrung, erklären, die ihm in dem höher liegenden fruchtbareren Continente zu Theil werden mag.

Die Molenines sind reichlich mit Muscheln und Seeschnecken versehen, dagegen findet man auf dem Lande keine Schlangen noch giftige Insekten irgend einer Art.

Die Flora ist hier zwar dürftig; indeß zeigen sich dennoch einige bedeutende Merkwürdigkeiten. Darin nimmt wohl eine Pflanze den ersten Platz ein, welche gleichsam die Bildnerin der Oberfläche des dortigen Landes selbst ist. Diese Oberfläche ist nämlich mit einer unglaublichen Menge kleiner Erdhügel, kleiner grüner Erhabenheiten bedeckt. Sie bestehen aber jede aus einer einzelnen Pflanze, die einen kahlen Stengel treibt, von etwa 1 Fuß Höhe. Hierauf liegt ein weiter excentrischen Trichter ganz kleiner, dreizackiger, hellgrüner Blätter, so dicht auf einander geschichtet, daß man sie nur mit Gewalt von einander trennen kann, und daher das Ansehen hat von einer einzigen nabelförmig eingebogenen Fläche, worauf kleine Blättchen eingegraben sind. Das Ganze ist einer flachen Artischocke, oder wohl noch genauer, einer großen Hauswurz (Sedum) ähnlich, hat aber eine solche Festigkeit, daß es, ohne zu zerbrechen, eine bedeutende Last trägt, und sich nur mit großer Gewalt zerreißen läßt. Bougainville sagt ausdrücklich, er habe sich auf dieses sonderbare, bis dahin

ige Natur diesem traurigen Lande eben so wenig, als den nördlichen kalten Gegenden versagt.

Bougainville macht über die hiesige Flora noch einige schätzbare Bemerkungen. Es giebt hier, sagt er, zwar mehrere Arten von Blumen, aber alle sind sie ohne Geruch. Ferner war folgendes Phänomen sonderbar. Die von den Franzosen und nachmals von den Spaniern bewohnte Insel, also die östlichste der beiden Malouinen, ist durch eine kleine Gebirgskette von Osten nach Westen getheilt. An der östlichen Seite, worauf das spanische Etablissement Soledad angelegt ist, wuchs jene harzige Pflanze, und war reichlich mit dem Harze versehen; jenseits des Gebirges sahe man zwar ein ihr ähnliches Gewächs, allein ohne Harz; es trug in der guten Jahrszeit schöne gelbe Blumen.

Gehen wir von den Malouinen weiter nach Süden hinab, so zeiget sich uns eine noch traurigere Insel, oder richtiger gesagt, Inselgruppe; nämlich das Feuerland.

Dieses große südlichste Bruchstück der neuen Welt erhielt nicht, wie man vermuthen könnte, seinen Namen von der noch lebenden Anzeige ehemaliger Zertrümmerung, von dem darauf sich befindenden Vulkan, sondern von den Feuern der Wilden, welche Magellan (1520) bei der ersten Weltumseglung und Entdeckung seiner Straße darauf erblickte. Schon damals beurtheilte dieser große Mann die Bildung dieses Landes

richtig; dem Geräusche der Strömungen und dem Gange der hiesigen Ebbe und Fluth zufolge, hielt er es für eine Masse mehrerer Inseln, oder wenigstens sehr tief vom Meere zerschnittenen Landes. Alle nach ihm kommenden Seemänner, z. B. van Noort (1600) stimmten hierin mit ihm ein, und letzterer ließ sich selbst nicht durch die hohen Gebirge, wodurch das Land das Ansehen eines Continents erhält, täuschen. Auch geben es noch jetzt die Nachrichten und Karten, als ein in mehrere Inseln zerschnittenes großes Eiland an. Selbst die neueren Untersuchungen der Spanier von 1765 und 1766, beschreiben es so, und setzen hinzu, daß die westlichen Inseln klein, und wie die Maloüinen voller Sümpfe und Moräste sind.

Dieser westlichste Theil bildet dann mit dem Staatenlande, die, durch ihren so unverdient unglücklichen Entdecker, berühmte Straße le Maire. Sie ist bemerkbar durch ein hohes Gebirge, beim Cook der Zuckerhut (Sugar loaf) genannt; ist im Sommer nicht ohne Grün, und gutes Wasser und sichre Häfen, allein die Spitzen der Hügel selbst sind doch durchaus nackt.

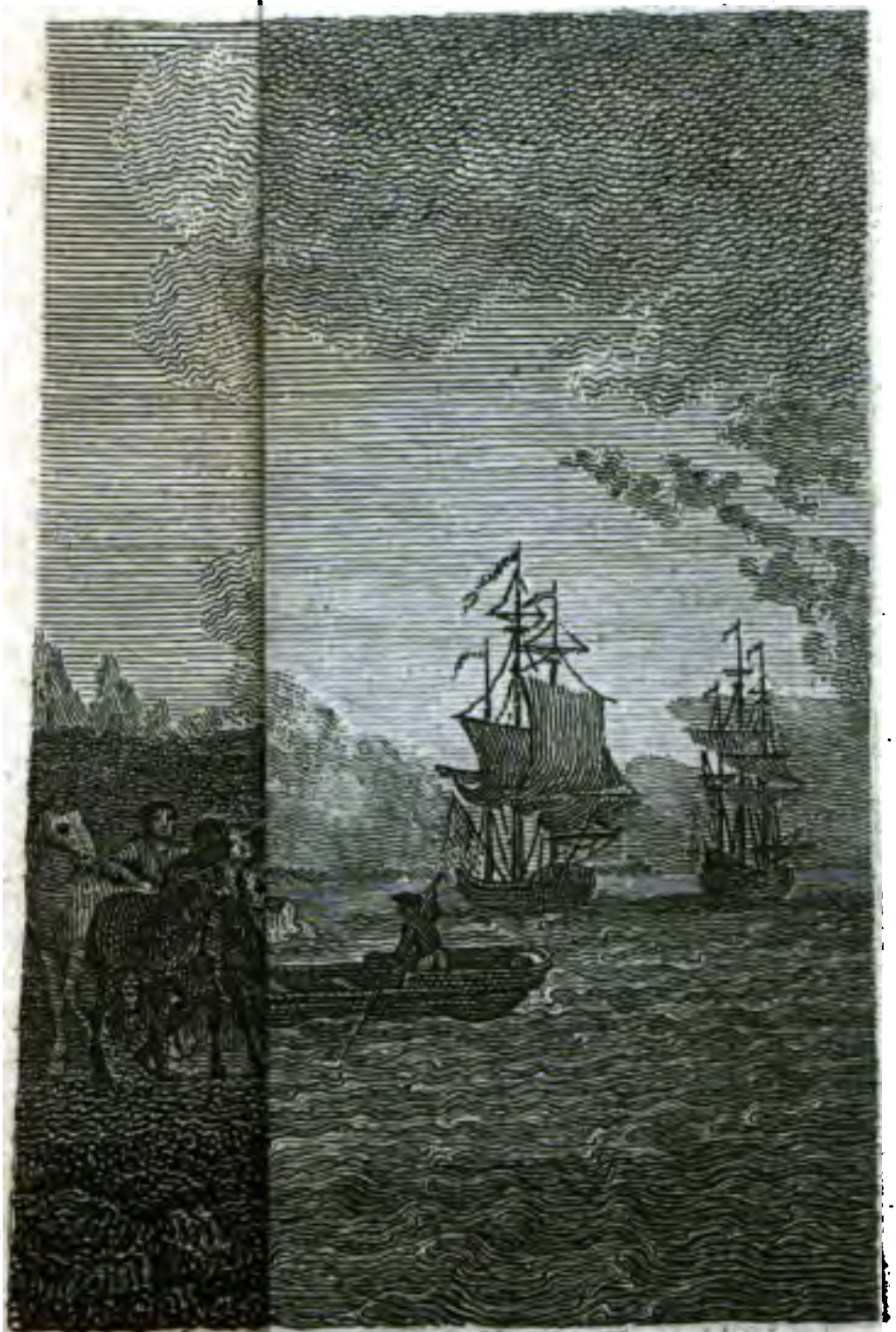
Parkinson kommt völlig mit Anson in seiner Beschreibung überein. „Die Natur, sagt er, zeigt sich „hier furchtbar. Zu beiden Seiten, sowohl auf Feuer- „als auf Staatenland erblickt man nichts als wilde,

über das Feuerland, und deren wahre Gestalt wir jetzt mit vieler Bestimmtheit kennen.

Falkner, welcher so lange unter den unabhängigen Nationen dieser Länder Missionär war, leugnet geradezu alle Riesen; aber auch er sagt, daß viele der Tehuelhets 7 Fuß hoch sind.

Bougainville, der am genauesten und kläresten über sie spricht, mag uns hier zum Hauptführer dienen, und die Nachrichten eines Byron, Guyot und Giraudais werden das noch etwa Fehlende hinzufügen.

„Die Patagonen, welche wir an der Bay Bou„vault (52° 18' südl. Br.) am 3ten December 1767 sa„hen, waren von großem Wuchs; keiner von ihnen „breit unter 5 Fuß 6 Zoll (Par. Maaß), keiner aber „über 5 Fuß 10 Zoll. Die Mannschaft des Schiffs „l'Etoile hatte in der vorhergehenden Reise (im Juny „1766) eben dieselben gesehen; einer der Matrosen er„kannte sie wieder. Es ist eigentlich ihr unaeheuer „breitschultriger Bau (énorme quarrure), die Größe „ihres Kopfs und die Dicke ihrer Glieder, wodurch sie „uns riesenmäßig vorkommen. Sie sind stark und wohl„genährt, von straffen Muskeln und festem Fleische; es „ist der Mensch, der ganz der Natur überlassen, und „durch saftvolle Nahrung genährt, das völlige Wachs„thum erreicht hat, dessen unser Geschlecht fähig ist. „Ihre Figur ist weder hart noch unangenehm, einige



den Patagonen.

UNIV. of MICH.

„zeigen selbst etwas Artiges; ihr Gesicht ist rund, aber „ein wenig platt; die Augen sind lebhaft; die Zähne „außerordentlich weiß; in Paris würde man sie nur „zu breit finden. Sie trugen ihr langes schwarzes „Haar oben auf dem Wirbel wieder fest geheftet. Ei„nige hatten lange, aber nur dünnhaarigte Schnurr„bärte. Ihre Farbe ist, so wie bei den übrigen Ame„rikanern, kupferbraun, erzfarb (bronzée)."

Die Richtigkeit der Bougainvilleschen Beschreibung wird nun durch mehrere der gültigsten Reisenden bestätigt, sowohl von seinen Landsleuten, als von Engländern.

Duclos Guyot fand ihre Statur eben so hoch, und die größten Mützen der Matrosen waren für ihre Köpfe viel zu klein.

Hr. de la Giraudais stimmt hierin mit ihm überein, er bemerkt ebenfalls den sehr breitschultrigen Bau, giebt ihnen aber zugleich einen großen Mund, eine flache Nase und breite Backen.

Dem Commodore Byron kamen sie noch gigantischer vor. Sein Lieutenant Cummings, ein Mann von 6 Fuß 2 Zoll (englisch) erstaunte, als er sich unter den Riesen wie ein Zwerg vorkam, denn, setzt er hinzu, „diese Leute darf man viel eher Riesen als nur große „Menschen nennen; bei uns würde nämlich ein Mann „von 6 Fuß 2 Zoll, der dabei, dieser Größe gemäß, „sehr breitschultrig und muskulös wäre, als ein unge-

„wöhnliches, riesenmäßiges Individuum angesehen „werden.“

Diese Menschen zeigten sofort ihre Nahrung selbst an. Bougainville fand ganze Viertel von Guanaken an ihren Pferden herabhangen, ja er sah, wie sie das Fleisch roh genossen. Auch führt bereits Magellan es als eine Merkwürdigkeit an, daß einer dieser Patagonen die Ratzen gefressen hätte, welche die Matrosen auf dem Schiffe fingen. Indeß aßen sie dennoch Brod und andere Speisen, welche die Europäer ihnen anboten. Vielen waren aber die geistigen Getränke zuwider. Auch sahe Gunots Mannschaft die Patagonen Fische, Krebse und Seemuscheln fangen.

Vergleicht man die gültigsten Beweise über diese vagabonde Nation, so waren zwar die meisten zu Pferde, daneben fanden sich aber gleichfalls Fußgänger, sonst völlig jenen ähnlich; die Weiber reiten in gleicher Stellung mit den Männern.

Die Frauen waren, Byrons und Giraudais Berichten zufolge, den Männern an Statur, nach Verhältniß ihres Geschlechts, gleich, nur hatten sie eine minder dunklere Leibesfarbe. Letzteres bestätigt auch Falkener.

Der Anzug der Männer besteht in einem um den Körper geworfenen Mantel, von Guanaken, Chinchen (Viverra mephitis), Yaguanos oder Otterfellen, vermittelst eines Gürtels um den Leib gebunden. Auch tragen sie noch ein breites Leder um die Mitte des Leibes

bes, doch bedecken sich die Frauen an dessen Statt mit einer längeren Schürze. Sonst sind sie des rauhen Klimas ungeachtet, fast nackt. Reaumürs Thermometer zeigte nämlich hier mitten im Sommer nur äußerst selten 10 Grad über den Gefrierpunkt.

Die Füße bedecken sie mit einer Art Halbstiefeln aus Pferdeleder, welche hinten offen stehen; ein spitzes Holz an jedem Hacken dient als Sporn. Es war bewunderungswerth, diese Reiterinnen auf kleinen Pferden über Steine und Felsen, ohne die mindeste Furcht, im Galop hinweg jagen zu sehen. Ebenfalls haben sie eine Menge Hunde, und diese sind bei ihren Pferden die treuesten Wächter.

Auch diese Menschen lieben den Putz. Sie ziehen nicht nur um die Augen zwei Kreise, den einen weiß, den andern schwarz oder roth, sondern sie bemalen überdies zuweilen das Gesicht, ja den Körper selbst mit einzelnen farbigen Linien. Bei einigen Patagonen fanden sich kupferne, zwei Zoll breite Ringe unter dem Knie; andere hatten ähnliche Zierathen von Glascorallen. Bei den Weibern herrschte die Gewohnheit, sich die Haare der Augenbrauen auszureißen oder sie anzuschwärzen; das Haupthaar trugen sie ins Gesicht gekämmt. Byron traf bei ihnen, außer jenen Glascorallen, auch bei einer der Frauen Armbänder von gelbem Metall, vielleicht blassem Golde, woraus sich schließen ließ, daß sie mit den Spaniern oder andern Europäern in Verbindung standen.

Die Besitzerin dieser Bracelette und einiger Reihen auf Haaren gezogener blauen Glaskorallen, war zugleich von einer erstaunlichen Größe, und dabei im Gesichte auf eine furchtbare Weise bemalt. Vielleicht war sie eine Fürstin? Denn wenn gleich einige Reisende, z. B. Bougainville, keine Oberhäupter oder Anführer unter ihnen bemerkt zu haben glauben; so redet dennoch Falkoner ausdrücklich und umständlich von ihren Caziken; und Byron sowohl als Giraudais fanden wirklich unter ihnen Männer, die sich vor allen übrigen auszeichneten. Giraudais traf einen ihrer Stämme, oder vielmehr eine Familie, welche aus 26 Männern und 40 Frauen bestand. Den Chef nannte man Pacha-ohui, und seine Würde erkennte man durch seinen Anzug. Er trug, außer den oben angeführten Kleidungsstücken, eine Mütze, die aus der Haut eines Vogels verfertiget war, woran noch die Federn hoch emporragen *);

Der Charakter dieses groß gebaueten Volks wird von einigen Reisenden theils als gut, theils als böse geschildert; je nachdem die Aufnahme derselben, die oftmals sehr von Nebenumständen abhängt, gut oder schlecht ausfiel. Dem Commodore Byron kam ein alter Mann von bewundernswürdiger Größe, ganz allein entgegen, nachdem zuvor der Haufe von einigen 100 Patagonen, welche in der Nähe waren, ruhig in einiger Distanz stehen geblieben. Sie hatten zuvor mit einander laut

*) Man sehe das Titelkupfer.

gerufen (nach Bougainville, Guyot und Andern kam das Wort Chaova sehr häufig dabei vor), sie bezeugten grosses Wohlgefallen an den Glaskorallen, welche er unter sie vertheilte. Auf ein gegebenes Zeichen setzten sie sich sodann ruhig nieder, und nun sangen mehrere Alte in einer feierlichen Melodie einige unverstandene Worte ab. Byron umzog den ganzen Haufen mit einer grossen Rolle von grünem seidenen Bande, so weit sie nur reichte, theilte jedem Patagonen, der das Band mit der Hand hielt, ein Stück mit der Scheere zu. Hierbei verhielten sie sich alle ruhig, und schienen sehr vergnügt. Auch Bougainville ward von ihnen zutraulich und gutmüthig aufgenommen, ja sie suchten sich ihm selbst gefällig zu beweisen. Als Commerçon, der berühmte Naturalist, Kräuter suchte, waren die Patagonen freiwillig dazu behülflich. Und bei dieser Gelegenheit, bemerkt Bougainville, fand man, daß sie einige Kenntniß der Arzneikunde haben; denn einer derselben, der ein krankes Auge hatte, machte den Chevalier de Bouchage darauf aufmerksam, und deutete durch Zeichen an, er möge ihm eins der Kräuter zu dessen Heilung auswählen.

Andern Reisenden boten sie als Gegengeschenke ihre Kleider, ja sogar ihre Waffen, an; auch erhandelte man von ihnen Pferde. Es ist daher wohl die Schuld andrer, besonders einiger der früheren Weltumsegler, wenn sie mit diesen Menschen in blutigen Streit gerathen. Indeß sagt dennoch Ducios-Guyot, sie hät-

ten ihm listig, verwegen geschienen; sie wären eher geneigt zu nehmen, als zu geben.

Ebenfalls finden sich Verschiedenheiten in den Nachrichten über ihre übrigen moralischen Eigenschaften. So rühmen Einige die Sittsamkeit und Treue ihrer Weiber, da Andere hingegen, z. B. la Giraudais, behaupten, sie hätten sie ihnen selbst dargeboten.

Ihre Kinder lieben sie zärtlich, lassen sie aber daher höchst ohne Zucht aufwachsen. Auch äußerten sie auf den Schiffen von Dixies Guyot einen entschiedenen Hang zum Stehlen der Aexte, andres Eisengeräths und von Eßwaaren. Alle Klagen hierüber bei dem Anführer, dem Cuzikes Racha-chui, waren vergebens.

Auch Falkoner gesteht, daß die Patagonen oder Tessélehets unter allen Nationen des Erdbodens, so drückt er sich aus, die unruhigsten und entschiedendsten Räuber wären. „Weder ein außerordentlich hohes Al„ter und Blindheit, noch eine andere Schwächlichkeit „hält sie von ihrem Hange zum Umherschweifen zurück. — „Sie sind übrigens höflich, verbindlich und von guter „Art, aber sehr unbeständig und binden sich nicht so „genau an ihr Versprechen. Sie sind herzhaft, kriegerisch „und haben keine Furcht vor dem Tode, daher sind sie „sowohl den Moluchen, als selbst den Spaniern furchtbar."

Die Hauptwaffen der Patagonen bestehen in den bereits erwähnten Kugelschleudern *) oder Laqui, näm-

*) M. s. den vorherg. Jahrg. S. 267. u. das Titelkupf.

sich zwei runde Steine durch starke Riemen verbunden und netzmäßig davon eingefaßt. Bougainville sowohl als de la Giraudais sahen keine andere bei ihnen; letzterer sagt, sie tödteten damit bis auf 400 Schritt. Sie zerschmettern hiermit die Hirnschale der Feinde, und selbst die Cavallerie der Spanier fürchtet diese Laquis sehr. Die zur Jagd gebrauchten Laquis haben kürzere Riemen und kleinere Steine.

Indeß bedienen sie sich, so wie die Moluchen und die höher hinauf wohnenden Abiponer, der Lanzen, des Bogens und der Keulen; Falkoner sagt sogar von dem Tehuelhets und Huilliches, sie vergifteten zuweilen die Spitzen der Pfeile; die damit Verwundeten sollen zwei bis drei Monate lang allmählig abzehren, und endlich völlig einem Skelett ähnlich sterben.

Ihre Todten beweinen sie feierlich. Sie malen sich sodann nur schwarz, und die Frauen ritzen sich den Busen und das Gesicht blutig. Sie trocknen die Gebeine ihrer Todten und verwahren sie in eigenen weit entfernten Begräbnissen und Zelten, die deshalb errichtet sind. Auf die Todtenhügel stellen sie die Waffen der Verstorbenen, und um sie her die Skelette ihrer Pferde. Die wüste Ebene längs der Küste, von dem Camaronen-Flusse an, bis etwa zum 5ten Breitengrade, ist mit solchen Begräbnissen der Patagonen ganz besetzt.

Bei diesen Trauerceremonien zeigen sich Spuren ihres Glaubens an ein anderes Leben. Als Duclos nämlich sie zu befragen suchte, wohin der Verstorbene ge-

kommen sey, zeigten sie mit den Händen zum Himmel hinauf. Andere Zeugnisse einer Art von Religion oder doch Kultus geben außer jenem feierlichen Gesang beim Empfang der Fremden folgende Bemerkungen des Duclos. Der Franzose suchte den Pacha-chani über seine Religion zu befragen, besonders ob er die Sonne anbete; dies verneinte er, bezeigte aber durch Aufhebung der gefaltenen Hände gen Himmel, daß er dennoch ein dort wohnendes oberes Wesen verehre. Und als man von einem andern Patagonen, der an einander hangend vor sich murmelte, die Ursache hiervon zu wissen suchte, so gab er ebenfalls durch Aufhebung der Hände zum Himmel zu verstehen, er bete.

Dies wird hinreichen, sowohl diejenigen Völker des Binnenlandes von Patagonien zu kennen, welche dort gewisse Landschaften zu ihrem beständigen Aufenthalt gewählt haben, als auch diejenigen, die da, einigen Stämmen der Tatarn ähnlich, ununterbrochen umherirren.

Nur die Bewohner der südlichsten Länder von Amerika, die Grenzvölker dieses Continents, sind uns noch übrig. Auch sie bestehen nur aus rohen, uncivilisirten Menschen, oder wie wir sie zu nennen pflegen, aus Wilden; denn bis jetzt ist in diesem grausen Klima von keinem Anbau irgend eines kultivirten Menschen weiter die Rede.

Zwar hat sich bei den Spaniern in Süd-Amerika die Sage einer alten spanischen Kolonie im Binnen-

kunde von Patagonien hin und wieder erhalten, und eben deßwegen ist es billig, hier der sogenannten Cesareer zu gedenken.

Der Bischof von Placentia, Guttieres de Carjaval, hatte nämlich 1539, mit Erlaubniß Kaiser Carls des 5ten, vier Schiffe ausgerüstet, um durch die Magellansstraße zu den Molukkischen Inseln zu gelangen; Alfonso di Camarga war Befehlshaber der Expedition. Ein Sturm ergriff die Flotte beim Eingang in die Straße, den 20sten Januar 1540; das Hauptschiff ward an der Küste zerschmettert, jedoch rettete sich die Equipage am Ufer. Die übrigen Schiffe wurden durch starken Westwind abgehalten; diese Unglücklichen, welche ihnen jammernd die Arme entgegenstreckten, wieder einzunehmen. Unter den 250 so verlassenen Menschen fanden sich 18 bis 20 Weiber, und einige Geistliche. Diese Zurückgebliebenen sollen, der Sage nach, eine Kolonie im Innern von Patagonien unter 43 bis 44 Graden südl. Breite, errichtet haben, welche man die Kolonie der Cesareer nennt.

Dies ist der Bericht des berühmten Naturalisten Feuille; allein kein anderer Reisebeschreiber erwähnt einer solchen Kolonie. Feuille erzählt davon ganz ernsthaft. Diese Cesareer hätten allen übrigen Europäern den Zugang zu ihrem Lande versagt. Dies sey ihnen aber durch die Lage desselben sehr leicht geworden, indem dies Land von der Westseite durch einen reißenden Strom jedermann den Eingang verböte. Man habe

jenseits des Flusses deutlich sowohl fremde Menschen gesehen, so wie auch weiße, zum Trocknen ausgebreitete Leinwand; ja man habe Glocken läuten hören. Ein den Cafareern angehöriger Indianer habe sich von einem Missionär erbitten lassen, ihn nebst seinem Bedienten über den Fluß zu führen. Er habe auch Wort gehalten, habe selbst den Missionär am andern Ufer verborgen, um ihn zu Nachts in die Stadt zu führen. Allein statt dessen habe er den Missionär ermordet, und nur mit genauer Noth sey dessen Bedienter, der Erzähler dieser Geschichte, entkommen.

Bedenkt man aber, daß, wenn eine Summe von einigen hundert Europäern beiderlei Geschlechts sich fortgepflanzt hätten, diese bald eine ansehnliche Menschenzahl hervorbrächten, dort Städte errichteten und sich in einen regelmäßigen Staat ausbildeten; so scheint es unglaublich, bei der Nähe von den Missionsanstalten von Paraguay und von Cuio, bei dem starken Umherstreifen und Durchsuchen dieser Gegenden, durch die berittenen Abiponer, Moluchen und Patagonen, daß ein so merkwürdiges Phänomen, nämlich eine ziemlich zahlreiche Kolonie von Weißen, lange habe verborgen und unbesucht bleiben können. Die Nichtexistenz dieser Kolonie wird noch mehr dadurch bestätiget, daß alle übrigen Reisenden davon schweigen, vorzüglich aber Furch. Falkeners Aeußerungen darüber. Er lebte in dortigen Gegenden lange als Missionär und bemühete sich über diese sonderbare Kolonie die genauesten Nach-

richten einzuziehen. Hiernach behauptet er, daß die ganze Sache auf einem Mißverstehen der Indianer beruhe. Wenn nämlich diese von einer Kolonie von weißen Leuten sprechen, so verstehen sie hierunter entweder Paraguay, Chile oder die Binnenländer Brasiliens; während daß hingegen der Europäer bei diesen Völkern, die da weniger im Stande sind, sich bestimmt über solche geographische Gegenstände verständlich zu machen, stets Mißverständnissen ausgesetzt bleibt, besonders da er selten völlig Herr ihrer Sprache ist.

Die Cesareer als Abstamm von jenen Schiffbrüchigen sind also entweder längst umgekommen, oder sie haben sich vielleicht in eine der Missionen der tiefen Binnenländer verloren.

Jetzt beschließen wir die neueren Nachrichten über Amerika mit den Bewohnern seiner südlichsten Grenzen, nämlich mit denen der Küsten von Magellans Lande und den Bewohnern von Feuerland.

Da diese Länder nur durch sehr schmale Arme des Meers getrennt sind, so wird es begreiflich, wie am Meere gelegene Nationen, je nach ihrer Willkühr, sich bald an den Enden des Continents, bald auf jener großen Insel zeigen.

Erinnert man sich der zuvor gegebenen treuen Darstellung dieser Länder, wo kaum ein Quadruped leut, wo nur Seelöwen, Robben, thranigte Seevögel oder Muscheln und Seeschnecken eine dürftige oder doch efle Nahrung gewähren, wo der kahle Felsen keinen Mo-

nät hindurch unbeschneiet bleibt, so wird man wohl schwerlich hier große, kräftige, geschickte Menschen erwarten.

Kroftig, dürftig und traurig, wie die übrige Natur, ist hier auch der Mensch, so schildern ihn auch alle gültige Reisende. Schon Cavendish nannte sie (1588) Menschen von etwa 6 Spannen Höhe. Gestehen ihnen nun gleich Bougainville, Cook und Wallis eine größere Statur zu, dennoch beschreiben sie sie einmüthig als elende Geschöpfe. Bougainville gab denen, die es auf der Nordseite von Terra del Fuego, der Küste von Magellans Land, zwischen Cap Forward und Cap Français gegenüber, den Namen Pecherais; denn dies war ihr einziges Wort, was sie von sich hören ließen. Es ist, sagt Cook, eine kleine häßliche, halbverhungerte Menschenrace. Forsters Nachrichten, als die vollständigsten von diesem Volke, verdienen hier vor andern benutzt zu werden. „Statt daß alle an„dere Nationen der Südsee, sagt er, gewöhnlich mit „einem lauten Jauchzen oder frohen Zuruf uns entge„gen kamen, beobachteten diese selbst noch dichte am „Schiffe, wo wir wenigstens eine Anrede erwarteten, „ein tiefes Stillschweigen; sie gaben keinen andern Laut „von sich, als: Pescherähh! Als man nach vielen „Zuwinken einige von ihnen ans Schiff brachte, ließen „sie nicht das geringste Zeichen von Freude blicken, „schienen auch ganz ohne Neugierde zu seyn. Sie wa„ren von kurzer Statur, keiner über 5 Fuß 6 Zoll

„(englisch Maas) hoch; hatten dicke, große Köpfe, „breite Gesichter; sehr platte Nasen, und die Backen„knochen unter den Augen stark hervortretend. Die „Augen selbst waren von brauner Farbe, aber klein „und matt, das Haar schwarz, völlig gerade, mit „Thran eingeschmiert, hing wild und zottig um den „Kopf. Anstatt des Barts standen einige einzelne Bor„sten auf dem Kinn, und von der Nase bis in das häß„liche, stets ohne Maul, war ein beständig fließender „Kanal vorhanden. Diese Züge machten zusammen„genommen, das vollständigste und redendste Bild von „dem tiefen Elend, worin das unglückliche Geschlecht „dahin lebt. Schultern und Brust waren breit und „stark, der Unterleib des Körpers aber so mager und „eingeschrumpft, daß man sich kaum vorstellen konnte, „es gehöre zum obern. Die Beine waren dünn und „krumm, und die Knie viel zu stark. Ihr einziges „elendes Kleidungsstück bestand aus einem alten See„hundsfelle, welches, vermittelst einer Schnur, um „den Hals befestigt war. Uebrigens gingen sie, Män„ner und Weiber, völlig nackend, ohne auf das, was „Anständigkeit bei uns fordern würde, die geringste „Rücksicht zu nehmen. Ihre Leibesfarbe ist olivenbraun „mit einem kupferfarbigen Glanze, und bei manchem „noch durch Streifen von rothem und weißem Ocker er„höhet. Die Begriffe von Schmuck und Zierath schei„nen folglich älter und tiefer bei uns eingewurzelt, als „die von Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit. Die Wei-

„der haben beinahe wie die Männer gestaltet, nur et„was kleiner; weniger häßlich, und in der Kleidung „nicht unterschieden. Einige wenige hatten jedoch, außer „jenem großen Seehundsfelle, noch einen kleinen Lap„pen, kaum einer Hand groß, als Schürze am Schooße, „herabhängen. Den Hals zierte ein federnes Band mit „Muscheln besetzt, und der Kopf war mit einer Mütze „von Gänsefedern bedeckt, die gewöhnlich aufrecht stan„den. Die völlig nackten Kinder saßen neben den Mät„tern, um das in dem Canot brennende Feuer; zitter„ten aber beständig vor Kälte.

„Außer dem Worte Pescherähh, welches sie bald in „einem klagenden, bald liebkosenden Tone vorbrachten, „ließen Einige nur blos ein paar andere Worte hören, die „aus einer Menge Mitlauter und Guttural-Buchstaben „bestanden. Mit eben der Achtlosigkeit, mit welcher sie „ihre eigene Kleidungsstücke wegaben, nahmen sie auch „von uns Glas, Korallen und andere Kleinigkeiten an.“ Dieser Mangel an aller Neugierde setzte ebenfalls Bougainvillen in Erstaunen. Diese thierische Menschen sahen selbst auf die Schiffe, auf diese Meisterstücke der menschlichen Industrie, ohne die mindeste Bewunderung hin. Ueberhaupt war ihr Charakter die seltsamste Mischung von Dummheit, Gleichgültigkeit und Trägheit.

Indeß sang und tanzte (oder sprang) doch nachmals eine andere Familie von Pescherähs am Bord der französischen Schiffe. Auch zeigte sich wieder eine andere Familie etwas beherzter. Sie machte auch ei-

nen Unterschied unter den europäischen Waaren, zog den Bändern und Messern die Korallen besonders vor, und rief dann Halleoa! Fragte aber Cooks Mannschaft nach Wasser, so gaben sie durch Zeichen das Trinken an, zeigten auf die Fässer und riefen Uhd (Oodd).

Die Nahrung der Pescherähs bestand aus halb verfaultem Seehundsfleisch; das thranigte, ekelhafte Fett genossen sie am liebsten. Ferner nährten sie sich von Muscheln und Seeschnecken, die sie vermittelst eines Stocks von den Felsen losmachen, oder auch in kleinen Körben fischten. Dies war die Arbeit der Weiber, denen überhaupt alle grobe Arbeit aufläg, selbst das Rudern ihrer kleinen und aus Baumrinde schlecht gemachten Böte oder Canots.

Der einzige Beweis einiger Geschicktheit und Industrie waren ihre Waffen. Sie bestanden in Bogen und Pfeil. Ersteren, von einem dem Berberizen ähnlichen Holze, hält gegen 5 Fuß, und war sehr nett gemacht, an den letztern war aber das Holz treflich polirt. Die Pfeile sind befiedert, die Spizen aber, welche aus Krystall oder geschliffenem Schiefer bestehen, werden aus dem Beutel, worin man sie besonders trägt, nur zum wirklichen Gebrauch herausgenommen und auf eine sehr geschickte Weise eingesezt. Bogen und Pfeil sind indeß eben so schwach als der Arm, der sie gebraucht. Ihre Lanzen haben Spizen von Fischknochen mit Widerhaken.

Die Dürftigkeit ließ diese traurigen Erdensöhne mit allem vorlieb nehmen, was ihnen nur essbar schien. Ein-

ihrer Kinder hatte es sogar versucht; ein Stück Glas, welches ihm die Franzosen gegeben hatten, zu verschlukken. Das unglückliche Kind ward ein Opfer seiner Gier geit, litt aber zuvor die grausamsten Schmerzen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man, daß es auch selbst unter diesem Volke Zauberer, die den Arzt spielen, giebt. Der Arzt oder Beschwörer hatte zu seiner Ceremonie sich das Haar bepudert und mit einer Mütze bedeckt, welche durch zwei große Federn dem Merkurshut ähnlich sah. Er streckte das arme Kind auf die Erde aus, beugte sich mit gräßlichem Geschrei über dasselbe hin, öfnete plözlich die zuvor geschlossenen Hände, und blies dabei stark den Odem von sich, als wollte er den bösen Geist hinwegblasen. Der französische Schiffarzt wandte zwar alles an, das Kind zu retten; allein es starb, und die Pescherähs eilten mit wildem Geheule ein solches, ihnen gefährliches, Volk zu verlassen; denn sie sahen die Fremden, und vorzüglich den Schiffschirurgus für die Ursache dieses Unglücks an. Die Franzosen schienen sich aber hierüber einigermaßen dadurch zu trösten, daß der Schiffsprediger dem unglücklichen Kinde auf eine verstohlne Art die Taufe beigebracht hatte; und auf die Weise wäre also eine Seele in den Himmel gleichsam eingeschwärzt!!

Die Pescherähs scheinen zwar von einem Lande oder Insel zum andern zu wandern, denn man trift sie bald an den Küsten von Magellans Lande (nicht aber im

UNIV. OF ILLINOIS

Innern von Patagonien), bald an der Ost, bald an der Westseite des Feuerlandes an; indeß haben sie dennoch ordentliche Sitze, Ortschaften von mehreren förmlich erbaueten Hütten oder Cabanen.

Das Dorf, welches Cook bei seiner ersten Reise in der Success-Bay auf dem westlichen Feuerlande vorfand, bestand nur aus 14 Häusern oder, richtiger, Hütten, von der allerrohesten Bauart. Ein Paar aufgerichtete Stangen, die sich gegen einander beugten, etwa von der Gestalt eines Bienenkorbes, war an der Wetterseite mit Gras, Zweigen, Seehunds- und Guanakenfellen bedeckt, die Leeseite hingegen stand mit einem Ausschnitt von etwa dem achten Theil eines Cirkels als Thür offen, hier war auch der Platz für das Feuer, der Heerd, um welchen die zitternde Familie mitten im Sommer umhersaß *). Möglich ist es, daß Hodges hier einer solchen Familie zu sehr geschmeichelt hat; aber Forster bemerkt, daß diese Pescherähs, welche Cook bei seiner ersten Reise gesehen, wirklich besser gestaltete und besser genährte Menschen gewesen, als die, welche sich ihnen bei dessen zweiter Reise in Christmaß Sund (55° 30′ südl. Br. und 70° 28′ w. Länge) zeigten. Es giebt also auch wohl bei dieser Nation vorzüglichere und schlechtere Stämme wie bei allen übrigen Wilden. Jene Dorfschaft enthielt 50 Menschen. Man bemerkte bei ihnen keinen Unterschied

*) Man sehe das Kupfer.

unter einander, oder eine Art von Oberherrschaft. Ihre ganze Lebensart kam dem thierischen Zustande näher, als bei irgend einem andern Volke, und die Weltumsegler waren froh, ihrer los zu werden, da ihr Geruch sie ihnen so unausstehlich machte.

Es treffen also in diesen wilden Regionen oftmals die größten und stärksten Nationen von Süd-Amerika mit den kleinsten und schwächsten zusammen; denn der Pecherais geht in seinen Canots, und wie Falkener von den Key-yus, den Bewohnern der äußersten Spitze von Amerika, sagt, auch in Flüssen; bald nach dem Feuerlande, bald nach Patagonien hinüber. Hier mag also der kolossalische Tehuelhet zu Zeiten dem kleinen Pecherais freundlich, wenn gleich schmerzhaft, die Hand drücken, und in dem furchtbaren Wetter des öden Klima mag selbst die Höhle einen antarktischen Dido neuen Menschenaaren das Dasein geben.